





Selbstbiographie

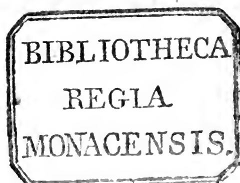
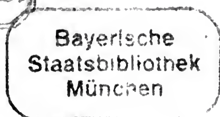
von

Dr. J. F. Knapp.



Barmen,
gedruckt bei J. F. Steinhaus.

1840.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meine Lebensgeschichte.

(Niedergeschrieben im Januar 1820.)

Erste Abtheilung.

I. Jugendjahre.

(Jahr 1780—1800.)

Vorerinnerung.

Die traurige Lage, in welche ich mit meiner Familie gesetzt worden bin, die gerichtlichen Verfolgungen, welche gegen mich ergangen sind, der Verlust meines Amtes, meines Vermögens und meiner politischen Ehre, endlich die Entfernung aus meinem Vaterlande, verbunden mit der Trennung von meinem braven Weibe und meinen zärtlich geliebten Kindern, Freunden und Verwandten, — mit einem Worte von Allem, was nur dem Menschen hienieden theuer sein kann und sein Lebensglück begründet, — dies entsetzliche Unglück! — bewegt mich, die Geschichte meines

Lebens aufzuzeichnen. Der doppelte Endzweck, den ich dabei beabsichtigte, war einestheils: Diejenigen, welche mich früher kannten und wovon Manche, wie ich mir nicht bloß schmeichle, mich achteten und mir auch in der Ferne ihre Liebe erhielten, in den Stand zu setzen ein Urtheil zu fällen, wie ein Jugendfreund mit den Eigenschaften, wie sie dieselben bei mir gefunden haben, im bürgerlichen Leben in eine so schreckliche Lage versetzt werden konnte, und dann das Publikum, mit dem ich als Bürger und Staatsdiener in Berührung kam, deutlich über Alles aufzuklären, was zwar unter seinen Augen rücksichtlich meiner vorging, aber wozu die eigentliche Veranlassung und Ursache mit einem dichten Schleier verhüllt sind — anderntheils meinen Kindern als einziges Vermächtniß diese Rechtfertigung meiner beschimpften Ehre zu hinterlassen, wenn mich der Kummer ihnen vielleicht in der Blüthe meiner Jahre wird entrissen haben. Da ich nun aber in Betrachtung zog, daß meine Lebensgeschichte überhaupt, nämlich eine Schilderung meiner Jugendjahre, verbunden mit der meines bürgerlichen Lebens, wegen der auch in jener Periode erlebten interessanten Ereignisse, Theilnahme des größeren Publikums erwecken und Manchem zur Warnung dienen möchte, wenn man sich überzeugt, welche traurige, nicht mehr gut zu machende Folgen, Unbesonnenheiten und zu großes Vertrauen auf eigene Ansichten, nach sich ziehen können; so wurde bei mir der Entschluß zur Reife, die Begebenheiten meines

Lebens in obenbemerkten zwei Abtheilungen dem Drucke zu übergeben.

Ich hege die Hoffnung, dadurch die erwähnten Zwecke so zu erreichen, daß meine Freunde sowohl als meine Landsleute mich frei von Verbrechen finden und bloß als ein Opfer des Hasses, der Mißgriffe der Justiz und eingetretener ungünstiger Umstände erkennen und sich überzeugen werden, daß ich Unbesonnenheiten begangen habe, wie sie von Hunderten begangen werden, daß aber gerade mich das Schicksal ausersehen hatte, mit meinem Unglück zum warnenden Beispiel für Andere zu dienen. Wenn also Jünglinge sowohl, welche im Begriffe sind, ihre akademische Laufbahn zu betreten, als auch junge Männer, welche den ersten Schritt ins bürgerliche und politische Leben thun, einigen Nutzen aus meiner Lebens- und Leidensgeschichte ziehen, so ist auch in dieser Hinsicht der Zweck derselben erreicht und ich werde noch außerdem im Gefühle desselben einige Beruhigung in meiner verfehlten Bestimmung finden. —

Nachschrift den 15. März 1821.

An meine geliebte Kinder.

Die Lebensbeschreibung eures unglücklichen Vaters kommt wahrscheinlich nicht ins Publikum, für die sie mit bestimmt war, weil die Verborgenheit, in der ich meine elenden Tage fristen muß, mich abhält, dieselbe dem Drucke zu übergeben.

Ich vermache sie also bloß euch allein und der

vertraulichen Mittheilung einiger Freunde. Nie hat ein Vater vielleicht seine Kinder mehr geliebt, als ich; Gott, eure gute Mutter, die er euch lange, lange erhalten möge, und alle Verwandte rufe ich als Zeugen auf — und doch konnte ich euch so unglücklich machen! So ist der Mensch, Gebrechlichkeit ist sein Wesen. Verzeiht mir. Wenn ihr einst werdet älter und verständiger geworden sein, so leset diese Jammer-Geschichte und schenkt eure kindliche Thränen dem armen Vater, der euch nichts mehr als dieses einzige traurige Vermächtniß hinterlassen konnte. Ihr werdet daraus ersehen, daß derselbe zwar große Uebereilungen begangen hat, welche der Himmel durch die Werke böser Menschen so schwer bestrafte, — aber kein Verbrechen. Da ich so hart büßen muß und mir ein trauriges, baldiges Ende bevorsteht, so hege ich das große Vertrauen, der barmherzige Gott werde euch desto glücklicher machen. Bleibt daher Zeitlebens ihm und den Lehren seiner herrlichen Religion getreu und liebt nach ihm am meisten eure treue Mutter. Der gütige Vater dort oben, der nie eine Waise verläßt, wird auch euch nicht verlassen, wenn ihr gut und brav werdet.

Und du, mein lieber Sohn *), mein Schmerzens-Kind, das in der Zeit des Jammers geboren ward,

---

*) Dieser einzige Sohn und mein geliebtes jüngstes Kind starb den 28. März 1821, und ist hinübergegangen zu seinen andern zwei Brüdern und zwei Schwestern.

dessen Züge ich mir nicht einmal vorstellen kann, beherzige besonders diese Geschichte, wenn dir das Leben zum Mannesalter gefristet wird; vermeide die Klippen, an denen deines Vaters Glück scheiterte und behalte lebendig die Wahrheit in deiner Seele, daß nicht Reichthum und die Befriedigung des Ehrgeizes, sondern der Genuß einer stillen Häuslichkeit und Erfüllung der ihm aufgetragenen Pflichten glücklich machen, daß der Mann, dem Gott ein Amt anvertraut hat, diesem alle seine Zeit und Kräfte widmen soll, und fliehe das Schuldenmachen wie die Pest! Der Mensch verzeiht Alles, nur nicht den Verlust eines anvertrauten Gutes.

So lebt denn wohl, der Himmel segne euch; der letzte Hauch meines Lebens wird eurem Andenken gehören!

I. Knabenalter.

Mit einem noch nie empfundenen Gefühle des ehelichen Glücks vernahm mein schon bejahrter Vater die Nachricht meiner Geburt, seines ersten Sohnes (den 15. April 1780). Es waren ihm zwar schon früher zwei Töchter geboren worden, allein er sehnte sich immer nach einer Stütze in seinem Alter, nach einem dereinstigen Stellvertreter im Amte, und dies konnte ihm nur ein Knabe werden. Ich kam endlich — und seine Freude war groß und innig. Mein Vater war ein vorzüglich religiöser Mann, der

liebevollste, treueste Gatte und Vater, ein ächter redlicher Deutscher und dabei ein thätiger, uneigennütziger Diener des Staates und seines Fürsten. Der Sohn eines schätzbaren lutherischen Geistlichen in einer zwar kleinen, aber mit Anstalten zur Erziehung und literarischen Ausbildung versehenen deutschen Stadt, wurde er in frühester Jugend mit all den Kenntnissen ausgestattet, welche ihn in Stand setzten, seine Laufbahn nützlich zu betreten. Diese eröffnete sich für ihn in der Residenz seines Fürsten. Er wurde Verweser eines beträchtlichen Amtes und bald hernach der glückliche Gatte eines braven Weibes, meiner guten Mutter. O, ihr liebe, unvergeßliche Eltern! Ihr wandelt schon lange nicht mehr hienieden, aber euer Andenken ist mit unzerstörbarer Schrift in das dankbare Herz eures Sohnes eingegraben!

Selige, unvergängliche Erinnerung an die Beweise elterlicher Liebe und Zärtlichkeit! Empfanget noch in den Gefilden der Seligen meinen Dank für Alles, was ihr an mir thatet im Gefühle eurer Pflicht und aus Liebe zu mir, mit der ihr mich überhäuftet, selbst dann noch, als euer eheliches Glück durch die Geburt dreier Söhne und einer Tochter erhöht wurde. Treue, gefühlvolle Mutter! mit welcher Sorgfalt bildetest du meine physischen und moralischen Kräfte aus; wie mütterlich wachtest du über jeden meiner Schritte, wenn die Amtsgeschäfte den Vater abhielten, mir die nöthige Aufsicht angedeihen zu lassen. Ich schien durch Folgsamkeit, durch Entwickelung gei-

stiger Anlagen und einen blühenden Körper den Bemühungen meiner Eltern entsprechen zu wollen. Ich genoß frühe einen passenden Unterricht, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Religion, zu der wir uns bekannten, und einer warmen Verehrung ihres göttlichen Stifters, theils durch den Besuch einer ziemlich guten Lehranstalt, theils durch die Unterweisungen eines Bruders meiner Mutter, welcher als Kandidat der Theologie, nachdem er mehrere Hofmeisterstellen bekleidet hatte, einige Zeit in unserer Familie eine endliche Versorgung abwartete, und diese Zeit sehr vortheilhaft zu meiner Ausbildung verwandte. So wuchs ich wacker empor und erreichte mein 14. Jahr. Ich besaß ein für jedes gute Gefühl offenes Herz, allein ich zeigte frühe einen Hang zu Unbesonnenheiten und romanhaften Ereignissen, auch über meine Jahre hinaus eine Sehnsucht nach Liebe mit einem Gegenstande des andern Geschlechts. Zu frühe Romanenlectüre mochte die Hauptursache davon sein; so nachtheilig diese aber in einer Hinsicht für mich war, so erweckten aber auch von einer andern Seite die durch einen glücklichen Zufall in meine Hände gefallenen guten Schriften einen mir stets gebliebenen Abscheu vor groben Ausschweifungen.

Ungefähr in dieser Zeit meines bemerkten Alters hatte die französische Revolution ihre Wirkung auf unsere Gegend geäußert, starb unser Fürst, kam die Residenz aus meiner Vaterstadt weg, mußte ich mit meiner Familie das väterliche Haus verlassen, und

eine andere Heimath aufsuchen. Meine Vaterstadt, nahe an der französischen Gränze gelegen, war während zwei Jahre nicht bloß der Tummelplatz des nekkenden Krieges, indem sie von Truppen beider Nationen umlagert war, sondern sie erlebte auch einige etwas stürmische Revolutionsauftritte. So hatten die Dämagogen der französischen Freiheit frühzeitig einen Theil der nahgelegenen, zum Amte gehörigen Dörfer aufgewiegelt. Deren Bewohner drangen daher eines Tages bewaffnet und mit großen dreifarbigen Cocarden geschmückt unter Schießen und Lärmen in die Stadt, pflanzten einen Freiheitsbaum auf dem großen Schloßplatze auf, und begingen andere Unordnungen ꝛc. ꝛc. Der Fürst, ein merkwürdiger Liebhaber von Soldaten und Soldatenspielereien, war glücklicherweise für ihn im rechten Zeitpunkte verstorben, indem er sonst in die traurige Nothwendigkeit wäre versetzt worden, seine väterlich geliebten Puppen-Soldaten — nicht dem Feinde entgegen zu führen — sondern in Sicherheit zu bringen. So bewirkte sein Hinscheiden eine Auflösung derselben, indem sein Nachfolger, der in der weitentfernten eigentlichen Hauptstadt des Landes residirte, ihrer nicht bedurfte und die Liebhaberei seines Vaters immer als eine unnöthige, drückende Last für seine Unterthanen erkannt hatte. Der selige Fürst genoß demnach noch das Glück, mit vollem militairischen Glanze in der Hauptkirche der Stadt beerdigt zu werden, deren Stifter er war.

Als enthusiastischer Verehrer der romantischen Gegend, und in Folge einer Entzweiung mit seinem damals noch regierenden Vater, hatte er sich als Erbprinz in die vom Mutterlande entlegene Grafschaft zurückgezogen, und in der Gegend, wo einstens ein Einsiedler in frommer Abgeschiedenheit hauste und nur ein unbedeutendes Dörfchen existirte, eine Stadt gegründet. Diese war in einem Druidenhaine schnell wie ein Pilz aufgeschossen, ein altes Jagdschloß ward vergrößert und zur fürstlichen Wohnung eingerichtet, Häuser, groß und klein, entstanden in bewunderungswürdiger Schnelle und verdrängten die hundertjährigen Eichen — und, ein zweiter Romulus, nahm der Fürst die Verbannten und Ausgewanderten aller Nationen auf, ließ sie heirathen, zog ihnen Soldatenröcke an, errichtete Casernen ohne Zahl, legte einen weiten Exercierplatz an, erbaute sogar ein Exercierhaus mit einer Menge Oefen für die militairischen Winterbelustigungen und um seine Helden vor Kälte und Nässe zu sichern, — und dann umgab er das Ganze — eine Stadt — mit einer hohen Mauer. In dieser meiner geliebten Vaterstadt exercierte der Fürst selbst dann noch fort, als er Regent geworden war und der Gewohnheit gemäß hätte in die Hauptstadt des Mutterstaates abgehen sollen, und blieb ihr treu bis in den Tod. Wieviel ging derselben mit ihm verloren! Welches rege Leben herrschte da, wie viele Summen aus den übrigen Provinzen wurden hier so nützlich an eine friedliche Soldateske verwen-

det, wie interessant war der Aufenthalt bei den abwechselnden Soldatenübungen, dem überall wiederhallenden Schall der Lieblingsmusik des Hochseligen, nämlich der Trommel, deren Töne man jede Stunde und an allen Orten hören konnte; wie sehr war die Sicherheit durch die sorgfältig bewachten Thoren und die Patrouillen bei Tag und Nacht gehandhabt!

Schwer hielt es den Miethlingen, zu entwischen, gelang dieses dennoch einem oder dem andern, wie interessant für die Zuschauer waren alsdann die militairischen Züchtigungen durch Kameraden mit der Spiesruthe. Tadelnswürdig handelten aber auch allerdings solche Ausreißer, da ihnen ein offenbares Glück durch Avancement ohne Rücksicht auf Sitten und Stand bevorstand; man verlangte ja nichts dazu als militairische Taktik und Größe des Körpers.

Alles dieses Glück entriß meiner Vaterstadt der Tod des Herrn. Er wurde aufrichtig von denen beklagt, welche vom Ueberfluß in seiner Umgebung geschwelgt hatten, und von seinen großen Generalen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß die gemeinen Soldaten, selbst die Bürger und Bauern, diese Empfindungen nicht theilten, ja zum Theil den öffentlichen Ausbruch von Freude nicht zurückhielten, — ob etwa auch hieran die heimlichen Umtriebe der französischen Freiheits-Dämagogen Schuld waren?

Die französische Revolution, welche, wie ich schon erinnerte, beim Tode des Fürsten, dessen Andenken noch heute bei uns in vielen ähnlichen Gemälden fort-

lebt, ausgebrochen war, hatte zur ersten Folge den denkwürdigen Marsch der preußischen Armee nach Champagne. Da bewirkte das bekannte Manifest des Herzogs von Braunschweig den Rückzug derselben, wovon nach vorhergegangenen obenerwähnten kleinen Gefechten sich ein Theil dieser mannhaften Krieger bei uns lagerte, und die Feldherren, Herzoge von Braunschweig und Weimar, ihr Hauptquartier in der Stadt nahmen. Jetzt lernten wir die ersten Soldaten kennen, als das Andenken an unsere Spielpuppen beinahe schon erloschen war. Das preußische Heer war klein, aber auserlesen an Mannschaft und Pferden, dabei mit Geld, Lebensmitteln und eigentlichen Kriegsbedürfnissen in Ueberfluß versehen.

Die Einquartierung gereichte den Unterthanen nicht zur Last, sondern war eine Wohlthat für dieselben. Lange weilten diese wackern Preußen bei uns und hatten sich, wie im Frieden, oft die Zeit mit militairischen Uebungen vertrieben, ebendeßwegen auch nachlässig die feindlichen Gränzen gehütet. Sehr vieles Interessante finde ich in dieser Jugenderinnerung. Mit Enthusiasmus hing ich mich an diese Wackern, wovon mehrere Fahnjunker von meinem Alter meine Bekannten waren und von mir beneidet wurden, daß sie so frühe die ehrenvolle kriegerische Bahn betreten konnten. Jetzt kam aber die Zeit, wo sich auf einmal der Horizont verfinsterte und wo wir den Krieg sollten in seiner schrecklichen Gestalt kennen lernen.

Unvermuthet Morgens frühe, bei Anbruch des Tages, den 14. Septbr. 1793, bei einer schönen, für die Jahrzeit ungewöhnlich warmen Witterung, sprengte eine Vedette zum Thor herein und meldete den unvermutheten Anmarsch einer französischen Armee von der entgegengesetzten, nicht verwahrten Seite. Nichtsdestoweniger war das preußische Corps mit Windesschnelle auf dem bedrängten Punkte versammelt, die Cavallerie und reitende Artillerie mußte aber lange den andringenden Sturm des Feindes aufhalten und seine Kugeln fuhren zerstörend durch sie hin in die Stadt. Wir Knaben waren eben im Schulgebäude versammelt, als der Donner der Kanonen erschallte, und stoben natürlich sogleich auseinander. Ich mit meinem Freunde B., statt Schutz im elterlichen Hause zu suchen, eilte auf eine Anhöhe vor der Stadt, um dem ungewohnten Schauspiele in der Nähe zu sein. Dort vertrieb uns ein Adjudant, welcher Befehle hin und her trug, da wir die Gefahr nicht kannten, in der wir uns schon befanden. Der Kanonendonner rollte indessen immer fürchterlicher, indem nun beide Heere an einander waren und die Preußen glücklich vor der Stadt eine Anhöhe inne hatten, und ohne nur einen Fußbreit zu wanken, sich gegen den zweifach stärkern, vom Sturmwasser und Republikanismus trunkenen Feind vertheidigten.

Wir eilten in die Stadt, da war Alles leer; wir betraten unsere Wohnungen, Eltern, Geschwister und Gesinde waren entflohen, und ohne das Geringste

gerettet zu haben, hatten die Armen eine Zuflucht unter Felsen in den benachbarten Wäldern gesucht. Dorthin waren Weiber, Kinder und auf ihre Stäbe gestützte Greise mit weniger Haabe geeilt, während die Männer das Vieh davontrieben. Bestürzt über die traurige Oede, welche wir überall in der Stadt vorfanden, flohen auch wir aus derselben und näherten uns dem Schlachtgewühle, wohin uns eine unwiderstehliche Sehnsucht drängte. Unsere Unbesonnenheit führte uns mitten in eine vorrückende Schaar unserer braven Vertheidiger, und, da wir vom Tumult mit fortgetrieben wurden, schätzten wir uns glücklich, zu der Bagage des Regiments Braunschweig zu entkommen. Dort waren wir insoweit sicher, daß nur wenige der mörderischen feindlichen Geschützkugeln bis zu uns gelangten, also immer in keiner unbedeutenden Gefahr. Dieselbe machte aber keinen Eindruck auf uns, denn wir genossen das merkwürdige Schauspiel ganz in der Nähe, das heldenmüthige Ausharren der Preußen und das vergebliche wüthende Andringen der französischen Horden anzustaunen. Während diese letzten durch Uebermacht im ungeregelten Sturmandrange und mit gefällten Bajonetten zu siegen hofften, erfochten die ersten einen wirklichen Sieg durch ihre gelassene, durch nichts erschütterte Tactik. Ihr Kanonen- und Musketenfeuer entbrannte nach dem Kommando wie auf dem Exercierplatze und schmetterte die Vordringenden zum Nimmeraufstehen darnieder, während der Verlust ihrerseits unbedeu-

tend war. So hatte die Schlacht unentschieden einige Stunden gedauert, da entzog sich ihr eigenmächtig ein Theil der raubbegierigen Franken. Mit dem Vorsatze, die verlassene Stadt zu plündern, warf sich ein Trupp Fußvolk auf eine Seite hin, wo sie die Hoffnung hatten durch das offenstehende Thor einzudringen. Sie stießen hier auf einen Theil des Regiments Borstel Cürassiere und Szyrski Dragoner, welche sich ihnen zwar muthvoll entgegen warfen, aber dessen ungeachtet von der Uebermacht so wider die Stadtmauer gedrängt wurden, daß sie nicht vor- noch rückwärts konnten. Hier war es, wo die Braven Major v. Hagemeister, Rittmeister v. Möllendorf und Lieutenant von Borstel, der Sohn des ehrwürdigen Regimentsobersten von Borstel *) den Heldentod, durchbohrt von Bajonettstichen, starben. Der erstere wurde mehrmals aufgefordert, sich zu ergeben, allein mit den Worten: „von Königsmördern nehme ich keinen Pardon!“ — zog er den Tod einer schimpflichen Gefangenschaft vor. Noch lebt das Andenken dieser ächten preußischen Helden bei meinen Landsleuten fort, und würde nie ersterben, wenn dasselbe auch nicht durch ein Epitaphium auf dem Stadt-Kirchhof wäre erhalten worden. Indessen hatte ein anderer Trupp Feinde auch dieses Gefecht

*) Noch ein Sohn, wenn ich nicht irre, der später so berühmt gewordene General der Cavallerie von Borstel, wohnte als Lieutenant der Schlacht bei. Der Gebliebene war ein bildschöner, kräftiger junger Mann.

umgangen und war bei dem gesuchten Stadtthore angelangt. Hier galt es nun die Rettung oder Zerstörung der bedrängten Stadt, allein hier wurde auch eine Heldenthat, würdig der Heldenvorzeit, verrichtet.

Sechs Grenadiere der königlichen Garde, noch schweben meiner Erinnerung die schönen Männer vor, standen an diesem Thore auf sogenannter verlorenen Wache. Ohne nur im Geringsten den auszuführenden Entschluß zu bedenken, blos dem Antrieb ihres Muthes folgend, warfen sie die Thore zu, und fingen nun an durch die Schießscharten die feurig Anströmenden so fleißig und derb mit ihren Muskitenkugeln zu begrüßen, daß jede derselben traf, was bald ein Haufen Todter beurkundete. Die Franken waren wüthend, sich so schimpflich am Ziele ihrer Anstrengungen aufgehalten zu sehen und, da sie kein grobes Geschütz bei sich führten, so suchten sie durch Gewehrkolben-Schläge, durch Schießen und durch Widerstämmen das Thor zu erbrechen, — vergebens! Die Vertheidiger desselben ließen nicht nach zu feuern und zu tödten, bis auch die letzte Kugel verschossen war. O unvergeßliche Retter der bedrängten Stadt! Eine Sünde wurde begangen, daß eure Namen nicht der Nachwelt aufbewahrt wurden! Jetzt machten die Franken Anstalten von einer nahgelegenen Ziegelhütte Leitern zu holen, um darauf die Mauern zu ersteigen, da veränderte sich schnell zu ihrem gänzlichen Verderben die Scene. Der Prinz Ludwig von Baden (jetziger Großherzog) erschien unvermuthet bei

eben dieser Ziegelhütte mit einer von ihm kommandirten preußischen Brigade, welche einige Stunden weiter an der französischen Gränze gestanden hatte und nun auf erhaltenen Befehl zur Unterstützung der kleinen Armee herbeigeeilt war; — er verkündigte sogleich den Feinden seine Ankunft durch ein mörderisches Kartätschenfeuer, daß diese überrascht von der unfreundlichen und unerwarteten Begrüßung auch nicht einen Augenblick auf Vertheidigung dachten und schnellstens entflohen, sich auf ihre Kameraden, welche sich weiter unten im Handgemenge mit der Cavallerie befanden, warfen, diese in Unordnung brachten und jener nun Luft zum Einhauen verschafften und zur Rache ihrer gebliebenen Brüder. Da indessen die badensche Brigade schnell vorwärts drang, so flohen sämmtliche vom großen Heerhaufen abgegangene Feinde, verwirrten die Andern bis zur völligen Auflösung ihrer Ordnungen, wodurch eine allgemeine regellose Flucht entstand.

Um ihr Unglück vollkommen zu machen, schlug ein Theil mit der Artillerie einen unbekannten Feldweg ein, der anfänglich eben fortführte, auf einmal aber auf der felsigten Spitze eines Bergrückens endigte, so daß die eilenden vordersten Reihen mit Kanonen und Pferden von den Felsen in's Thal hinabstürzten und einen schrecklichen Tod unter den Trümmern der Geschütze fanden!

Das kleine preußische Heer hatte nun einen vollkommenen Sieg erfochten, und da es bisher immer

ohne Entscheidung im Feuer stehen mußte, so konnte es nun vordringen und Abtheilungen zu Verfolgung der Flüchtlinge detachiren. Das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten bedeckt, die meisten der Fliehenden wurden aufgefangen. Mein Freund B. und ich, der seitdem selbst ein wackerer und angesehener Kriegsmann geworden ist, wir benutzten die erste Gelegenheit um überall sein und sehen zu können. Wir suchten die Verwundeten auf, und geleiteten sie, soviel als möglich zum besseren Transport auf bequemere Stellen. Einem der verwundeten preuß. Kürassiere nahmen wir die Waffen ab, theilten uns hinein, setzten ihn auf ein eingefangenes Pferd und führten denselben so zur Stadt. Indessen ereignete sich ein herzerhebendes Schauspiel. Der Herzog von Braunschweig hatte das ganze Heer in Schlachtordnung aufgestellt, es wurde Victoria geschossen und im Triumph bei einzelnen Kanonenschlägen und dem Geläute aller Glocken in die gerettete und wieder mit allen Einwohnern angefüllte Stadt eingezogen. Die Freude Aller war grenzenlos, die Straßen hallten vom Jubel wieder, und vor allen Häusern wurde den ermüdeten Kriegern zu essen und trinken gereicht. Auch meine guten Eltern und Geschwister waren heimgekehrt, und harrten mit bangen Sorgen meines Wiedererscheinens, da ich während des ganzen Tages von ihnen entfernt war und sie nichts von mir erfuhren. Wer schildert ihre freudige Verwunderung, als sie mich und B. mit den Waffen eines Kürassiers

bekleidet und diesen geleitend an der Seite eines Kriegertrupps einziehen sahen! In den Ausdrücken des fröhlichen Widersehens erstarben die Vorwürfe über meine jugendliche Unbesonnenheit.

Wer hätte bei dieser merkwürdigen Rettung der Stadt und ihrer Umgebungen wohl denken können, daß die preußischen Helden so vergeblich für uns würden ihr edles Blut verspritzt haben? und doch war es leider so! Der unglückliche Ausgang des bald nach der Schlacht vorgenommenen Sturmes einer benachbarten feindlichen Bergfestung, und andere politische, mir unbekannte Ursachen nöthigten unsere Freunde und Vertheidiger im Anfange Novembers schon das Land zu verlassen. Die Furcht vor der Rache der nunmehr gegen uns erbitterten Franken, und vor ihrem bekannten Ausleerungs- und Verfolgungssystem bewog sämmtliche Beamten, vermögende Bürger auf ihre, der Ihrigen und eines Theils ihrer Habseligkeiten Rettung zu denken. Eine allgemeine Flucht war an der Tagesordnung, welche sehr durch den Mangel an Fuhren, die das Militär requirirt hatte, und das Hin- und Hermarschiren desselben erschwert wurde. Meine Familie war sehr bekümmert. Der Wohlstand, worin sich dieselbe befand, das bisher in ungestörter Ruhe genossene Glück, Alles stand auf dem Spiele. Ein schönes, bequemes, gut mö-

blirtes Wohnhaus mußte der Aufsicht eines Scribenten meines Vaters, dessen Grundsätze nicht als die besten bekannt waren, der doch immer noch besser als ein ganz Fremder war, überlassen werden, und ebenso die geliebte, mit wichtigen Urkunden angefüllte, Canzelei des Waisenschreiberei-Amtes ohne Schutz zurückbleiben. Nur etwas Weißzeug, Geld und die wichtigsten Privatpapiere konnten bei der beträchtlichen Anzahl unserer Familienglieder aufgepackt werden. Dabei wurde der Kummer durch die gefährliche Krankheit eines meiner Brüder vermehrt, welcher sprachlos als Halbtodter eingepackt werden mußte, und noch die kurz vorher zu einer und derselben Zeit geschehenen Niederkunft meiner Mutter und ältesten verheiratheten Schwester, welche beide, ihre Säuglinge an der Brust, auswandern mußten. Diese Schwester und ihr Gatte, ein Landgeistlicher, hatten sich unserm Zuge angeschlossen. Doch was war zu ändern? Man suchte das bange Gemüth mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und baldige Rückkehr zu beruhigen, und trat im Namen und Schutze Gottes die Reise an. Mir schien dieselbe mehr ein Fest als ein Unglück, denn welche schöne Aussicht eröffnete dieselbe mir nach niemals gesehenen Gegenständen! mein jugendlicher Leichtsinn war noch zu groß, um mir ernsthafte Betrachtungen bei einem so folgereichen Ereignisse zu gestatten.

II. Jünglingsalter.

Unsre unglückliche Reise ging nur langsam vorwärts, weil die preußische Armee noch zögernd in unserm Rücken verweilte und wir dadurch einige Zeit in der irrigen Meinung erhalten wurden, als wenn eine weitere Entfernung nicht nothwendig sein, und uns das Glück einer baldigen Rückkehr zu Theil werden würde. Allein von diesem Irrthume wurden wir leider nur zu bald belehrt. Die Anzahl der Flüchtigen aus allen Gegenden des Landes vermehrte sich täglich, ja stündlich, und die eingezogenen Nachrichten überzeugten uns endlich, daß nur jenseit des Rheins für uns eine Freistätte zu hoffen wäre. Diese ward uns aber nur für einige Monate zu Mannheim, damals noch eine Festung; allein als diese Stadt belagert wurde, zogen wir weiter in den Odenwald nach Michelstadt, wo wir nur mit Bewilligung und unterm Schutz der Regierung das Weitere abwarten konnten. Diese Emigration meiner Eltern hatte auf meine Person den besondern Einfluß, daß ich früher und für ein anderes Gymnasium bestimmt wurde, als es vorher beschlossen war. Dies war ohne Zweifel eine Wohlthat für mich. Ich kam nach Darmstadt, in der Nähe des damaligen Aufenthalts meiner Familie und an einen Ort, wo ich außer den achtbaren Verwandten daselbst die Gewißheit hatte Alles zu finden, was für meine weitere oder eigentliche Ausbildung erforderlich war. Niemals werde ich

die glückliche Zeit vergessen, welche ich in einer Reihe von Jahren zu Darmstadt verlebte. Welcher Trost und welche Beweise von Liebe wurden mir bei zwei ehrwürdigen Verwandten dem Geheimen Kammerrath M. und seiner Gattin zu Theil! Ich wohnte einige Zeit bei ihnen, wie im Schooße der elterlichen Liebe. Beide genossen im Greisenalter, umgeben von einer Schaar versorgter Kinder und schon erwachsener Enkel, noch bei den über ihre Jahren erhabenen Kräften ein seltenes Glück, das der ungestörten Ruhe und Zufriedenheit verbunden mit der aufrichtigsten Verehrung des Publikums. Ich wurde von ihnen als Kind behandelt und während meines ganzen Aufenthaltes auf dem Gymnasium auch dann noch, als mehrere Umstände mich veranlaßt hatten anderswo in Kost und Wohnung zu gehen, erhielt ich ununterbrochene Beweise ihrer Zuneigung. Der Himmel belohnte ihre Tugend, als er sie ohne Schmerzen und Krankheit schnell hintereinander an Altersschwäche sterben ließ. Gesegnet sei von mir ihr Andenken, so wie es noch heute zu Darmstadt wegen der Verdienste gesegnet wird, welche sich M. durch seine ausgebreitete Kenntnisse in der Landesöconomie, durch seine feste Redlichkeit und vieljährige unermüdliche Thätigkeit für's gemeine Beste und sie, seine Gattin, durch Trost und Hülfe für die Armuth erworben hat.

Ich darf behaupten, daß ich als aufblühender, unverdorbener Jüngling, mit den herrlichsten Vorsätzen im Gemüthe, meine Studien eröffnete und eben

so fest entschlossen war, sie mit dem nämlichen Eifer fortzusetzen und zu beendigen. Zur Befestigung dieses Entschlusses und zur Hoffnung ihn erfüllt zu sehen, mußten Lehrer und Schulanstalten durch ihren ausgezeichneten Gehalt Alles beitragen, indem sie vollkommen geeignet waren meinen Eifer eher zu erhöhen als zu erkalten. Mit immerwährendem Dank werde ich dies erkennen, und niemals die Bemühungen meiner Lehrer, besonders zweier derselben, des berühmten Historiographen, Professors Wenk und Prorektors Zimmermann, des gelehrten Philologen und Alterthumsforschers vergessen. Der erstere lebt nicht mehr, der letztere aber wirkt noch im Greisenalter als erster Lehrer am nämlichen Gymnasium. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Vorliebe Wenks für die Dichtkunst. Nur Die seiner Schüler, welche Versificanten waren, genossen seine wahre Achtung, und wem diese theuer war, der zwang sich mit Macht zum Dichten. Man kann sich vorstellen, was manchmal so gezwungene Poeten leisteten, und welche lustige Auftritte sich öfters bei den Recensionen ihrer dichterischen Abgaben ereigneten. Leider muß ich gestehen, daß der gute alte W. in der Hinsicht nicht viel Trost auch an mir hatte. Nichts destoweniger füllte dennoch meine Liebe für ihn dergestalt meine Adern mit poetischem Geiste an, daß ich mich sogar im öffentlichen sogenannten Actu einmal mit einer großen Idylle, „die Bauernleiche“ benannt verherrlichte.

Ich kann mit Recht behaupten, daß wenn Schü-

ler zu D. nicht die erwünschten Fortschritte in jeder Art des Wissens machten und in moralischer Ausbildung nicht zunahmen, entweder ihr Mangel an Talenten und Eifer für's Wissenschaftliche die Ursachen waren, oder sie vom Strudel des jugendlichen Leichtsinns zu schädlichen Zerstreuungen fortgerissen wurden. Diese waren freilich zu D. sehr häufig, zu D. als Residenz eines luxuriösen Hofes und aller wünschenswerthen Vergnügungen. Es ist mir leid, gestehen zu müssen, daß ein großer Theil der damaligen Gymnasiasten zu letzter Classe gehörte und, zu frühe an den Studententon gewöhnt, schon Jahre vor ihrem Abzug auf die Universität Studenten im Burschenbegriffe waren. Es dauerte nicht sehr lange, so blieb auch ich nicht entfernt, mich an Genüssen zu ergötzen, welche sicher nicht mit den Zwecken meines Hierseins in Berührung standen. Ich war bald einer der lebhaften Verehrer jugendlicher Thorheiten jeder Art, wobei immer meine angeborne Neigung für alles Romantische hervorleuchtete. Auch meine geliebten Jugendgefährten werden gewiß noch so manche Scene unserer herrlichen zu D. verlebten Jugendzeit nicht vergessen haben und ihnen besonders noch die Nacht auf dem Berge *) in Erinnerung sein, welche Freund N. besungen und der Nachwelt in Druck aufbewahrt hat! Indessen vergaß ich meine Eltern in der Nähe nicht, und die von ihnen bei öftern Besuchen erhal-

*) Auf dem Berge Melibokus.

tenen kräftigen Lehren, verhinderten bei mir ein gänzliches Erlöschen meiner guten Gefühle und des eigentlichen Zwecks meines Hierseins. Da mein blühendes Aeußere einen Beweis meines moralischen Verhaltens abgab und ich auch Manches im Geistigen erworben hatte, so verzieh mir mein Vater gerne die vielen unnöthigen Ausgaben und begnügte sich, mir dieselben für die Zukunft zu verweisen und mich zu warnen. Da jedoch mein Aufenthalt zu D. an sich schon sehr kostspielig war, und um daher zu sparen und zu gleicher Zeit eine bessere Aufsicht über mein Wirken ausüben zu können, beschloß er seinen Wohsitz, der sich ohnehin von einem Jahr zum andern verlängerte, in D. selbst zu nehmen. Meine Familie zog daher hierher und blieb noch ein volles Jahr da wohnen. So genoß ich das Glück diese Zeit bei den Meinigen zubringen zu können, und dies war wirklich ein für mich in jeder Hinsicht besonders nützlich verlebtes Jahr. Indessen hatte der Krieg fortgewüthet, die Republikaner hatten ihre Eroberungen so weit ausgedehnt, und waren in ihren Unternehmungen so offenbar vom Glück begünstigt, daß den Ausgewanderten des linken Rheinufers nur die Wahl übrig blieb, entweder ihre Aemter und liegende Gründe daselbst für immer aufzugeben und diesseits ihr Unterkommen zu suchen, oder die Neufranken für ihre Oberherren zu erkennen und Alles aufzubieten, um das Gerettete für die Zukunft zu erhalten. Dieses letztere Mittel mußte mein Vater und die meisten

übrigen Ausgewanderten vorziehen, so sehr es auch ihrem deutschen Sinn widerstrebte. Alle entschlossen sich zur Rückreise. Im Herbste des Jahres 1796, gerade als die Vereinigung der rheinischen Departemente mit der französischen Republik bevorstand, wurde diese Rückreise in's Vaterland wirklich vorgenommen, und da auch meine Sehnsucht nach demselben nicht minder groß war, so schloß ich mich den Meinigen an.

Es war ein merkwürdiger, aber nicht erfreulicher Anblick, die Ausgewanderten nach P. heimkehren zu sehen. Welche Aussichten hatten sie auf ihr zukünftiges häusliches und bürgerliches Glück bei dem so nachtheiligen, veränderten Zustande der Dinge! Die eiserne Nothwendigkeit gebot aber, man wollte länger mit den Seinigen leben und hausen, die Reise wurde vorgenommen und ohne irgend ein Hinderniß vollendet. Alle Emigranten hatten sich in einer lang ausgedehnten Colonne auf Wagen gesammelt und lebten auf gemeinschaftliche Kosten, oft wie auf einem Nomadenzuge. Ueberall trafen wir noch Spuren des Krieges an, scheue, beängstigte Mienen zeigten uns, daß die Schrecken des neufränkischen Systemes noch nicht ganz vergessen waren und die Bäume der versprochenen Freiheit erst schwache Wurzeln müßten getrieben haben. Doch herrschte Ruhe und Sicherheit im Lande.

Als wir endlich die Vaterstadt, das väterliche Haus wiedersahen — das letztere überall von dem

erlittenen Mißbrauche beschädigt, und beinah alles zurückgelassenen beweglichen Gutes beraubt — und die Stadt! — welche Veränderung hatte sie im Innern und Aeußern erlitten, welche Frevel und Ausschweifungen waren während unserer dreijährigen Abwesenheit begangen worden! Das fürstliche Schloß lag in seinen Ruinen, der herrschaftliche Garten und die alten, ehrwürdigen Alleen in der Hauptstraße waren niedergehauen, und das schöne Exercierhaus verdankte seine beschädigte Existenz nur noch dem vortheilhaften Gebrauch, den man davon als militairischem Magazin machen konnte. Eine neue Obrigkeit hatte sich aus eigener Macht aufgeworfen, die Einkünfte der Gemeinde nach Willkühr verwendet, nur der Bösewicht an ihrer Spitze, ein vormaliger fürstlicher Laquais, dem seine Frechheit und französische Sprachkenntnisse zu dieser Stelle verhalfen, hatte sich bereichert. Dieser Mensch hatte in seiner schlechten Person alle Aemter der Stadt vereinigt und saß bei offenen Thüren im Rathhause, mit dem Federhute und Degen seines vormaligen Herrn geschmückt, zu Gericht und übte die Gewalt eines wahren Despoten aus. Die Furcht vor ihm und seinem usurpirten Regimente war gränzenlos, und diese allein macht es erklärbar, wie Republikaner diesen Unfug dulden konnten. Wohlthätig war jedoch schon bei unserer Zurückkunft die Veränderung eingetreten, daß die französische Regierung eine andere Verwaltung angeordnet hatte, die den heimkehrenden Geistlichen und anderen Beamten

sogleich erlaubte, ihre Aemter, wie bisher, provisorisch zu verwalten.

Ich verließ nun meine Familie bald wieder, um noch ein Jahr in D.., das letzte, zu verbleiben und alsdann die Universität zu beziehen. Ich fand bei meiner Ankunft daselbst eine Wohnung bei einer Pfarrerswittwe, wo ich auch Kost erhielt, mich vollkommen gut befand, und in Gesellschaft deren beiden liebenswürdigen Töchter manche Stunde angenehm verplauderte. Mein letztjähriger Aufenthalt auf dem Gymnasium war für mich besonders nützlich und eine wahre Vorbereitung auf die Akademie, da ein berühmter Rechtsgelehrter, Geheimer Tribunalrath Höpfner, der leider zu frühe für die Rechtswissenschaft verstorben ist, mir und einigen andern jungen Leuten, (darunter sein trefflicher Sohn) Unterricht in den Institutionen des Röm. Rechts und des Naturrechts ertheilte. In diesem letzten Jahre, als nun schon ziemlich gebildeter und erwachsener Jüngling, konnte ich auch die Annehmlichkeiten im Umgange mit Bekanntschaften von Familien in und außerhalb der Stadt genießen, und war nicht mehr allein auf den Umgang meiner Kameraden beschränkt. Ich hatte deren sehr interessante auf dem Lande, und meine Dankbarkeit für die bei ihnen genossene freundschaftliche Aufnahme fordert mich auf, ihrer zu erwähnen.

Herr Pfarrer St. in der Herrschaft Eppstein war ein sehr achtbarer Freund von mir. Ich besuchte ihn oft. Er war Gatte und Vater mehrer Kinder,

worunter ein Sohn auf dem Gymnasium zu D. und einige Töchter. Die älteste derselben, kaum 15 Jahr alt, war ein sehr gebildetes Mädchen, schön an Geist und Körper, und hatte den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Wenn es meinem Wunsche nach gegangen wäre und ich Gelegenheit gehabt hätte, später die durch meine Entfernung aufgelöste Bekanntschaft fortzusetzen, so wäre mir vielleicht Gegenliebe zu Theil geworden und eine feste Verbindung zwischen uns entstanden. Allein ich hatte in der Zukunft keine Gelegenheit mehr, diese mir heute noch theure Familie wiederzusehen. Als sich mein Aufenthalt zu D. immermehr seinem Ende näherte, konnte ich nicht unterlassen, dieser freundschaftlichen Familie und einem nicht ferne davon wohnenden Verwandten ein Lebewohl zu sagen, und die Versicherung der Fortdauer ihrer Liebe mit nach Jena zu nehmen. Dieser Abschiedsbesuch hätte mir beinahe das Leben gekostet.

Es war ein strenger Wintertag, als ich, von meinem treuen Pudel begleitet, die Reise zu Fuße machte. Da ich mich über Mittag in einem Dorfe zu lange verweilt hatte, so mußte ich rasch durch den tiefen Schnee dahinschreiten, um noch vor Abend an Ort und Stelle sein zu können. Meine Eile wurde mir aber grade verderblich, denn sie brachte mich vom Wege ab, den das anhaltende Schneien ganz unkenntlich gemacht hatte. Jetzt kam die Nacht dazu, um meine Verlegenheit noch zu steigern; doch schritt ich immer unverzagt vorwärts.

Auf einmal blieb mein Hund stehen und scharrte mit den Füßen. Ein guter Geist gab mir sogleich die Vermuthung ein, es müsse hier eine zugeschneite Grube sein; ich probirte also mit meinem Stock und fand eine unergründliche Tiefe, in die ich zum gewissen Tod ohne den treuen Weguntersucher gestürzt wäre. Ihm verdankte ich also mein Leben. Erschrocken über diesen Vorfall eilte ich zurück, und hatte bald das Glück, den richtigen Weg einzuschlagen, welcher mich noch ziemlich zur rechten Zeit in die freundschaftliche Herberge brachte.

Bald nach dieser Reise beschloß ich, auch den Abschiedsbesuch bei meiner Familie vorzunehmen. Ich kam in P. einige Tage nachher an, als mein guter Vater einen Anfall vom Schlag erlitten hatte, und er noch einen geschwollenen Arm in der Schlinge trug. Wie rührend war für mich der Anblick des leidenden Greises, und wie sehr wurde die Freude unseres Wiedersehens durch diese traurige Thatsache gestört! Ich durfte nur kurze Zeit verweilen, um noch vor Ende der Ferien zu Jena eintreffen zu können. Mein Vater nahm von mir Abschied auf Nichtwiedersehen; der Schlaganfall und sein hohes Alter ließen ihn ein baldiges Lebensziel ahnen. Er ertheilte mir noch die Lehren, welche ihm seine väterliche Liebe und gesammelte Erfahrungen eingaben, und erinnerte mich aufs Feierlichste an die Verpflichtungen, welche mir oblagen, um ihn dereinst nach seinem Absterben würdig bei der Familie zu vertreten. Meine Mutter

und Geschwister vermischten ihre Thränen mit den meinigen, empfingen meine heiligen Versprechungen, und — so schieden wir, vom tiefsten Schmerz durchdrungen, von einander, einer längern Trennung als je entgegensehend.

So war denn der von jedem Jüngling heißersehnte Augenblick erschienen, der mich auf die Akademie bringen sollte. Bei meiner Zurückkunft nach D. traf ich bald meine Anstalten zur Abreise, und letzte mich zum letztenmal mit den Freunden, deren Laufbahn noch nicht so weit wie die meinige vollendet war. Ich ließ manchen zurück, der meinem Herzen theuer war, viele aber folgten der nämlichen Bestimmung ebenfalls nach Jena oder andern Musensitzen, einige waren schon früher dahin aufgebrochen. Mit Mitleid erfüllte mich die trostlose Lage eines gewissen Fl.., eines braven Jünglings, der, mit den nöthigen Kenntnissen versehen, so gern seine Studien fortgesetzt hätte, dem aber alle Mittel dazu fehlten. Ohne Eltern, ohne Vermögen und Freunde, die sich seiner annahmen, nicht konnten oder wollten, war er ganz verlassen. Ich schlug ihm daher vor, auf einige Zeit bei meinen Eltern zu P. eine Zuflucht zu suchen und dort bei nützlicher Beschäftigung in der Kanzlei meines Vaters einen bessern Zeitpunkt bis zu seinem Weitergelangen abzuwarten. Mit Vergnügen befolgte Fl. meinen Vorschlag und fand bei den Meinigen die versprochene gute Aufnahme, von wo aus sich nachher bessere Aussichten zu seinem Studium eröffneten.

In Gesellschaft eines einzigen Begleiters, meines Freundes H., trat ich denn nun im Herbst 1797 die ersehnte Reise auf dem Postwagen an. Interessante Merkwürdigkeiten stießen uns wenig auf, denn wenn man wie damals auf den erbärmlichsten Wegen der Welt und auf einem eben so erbärmlichen Postwagen Tag und Nacht ohne den geringsten Aufenthalt eine Reise nach J. machen mußte, so wußte man gewiß von nichts, als dem Zerschellen seiner Glieder zu erzählen. In der Stadt Erfurt, wo sich ebenfalls eine Universität befindet, gab es jedoch einen Halt, und hier war es, wo wir zum erstenmal das Glück hatten, einige Begriffe vom Burschenwesen zu erhalten.

Im berühmten Gasthause zum goldenen Hufeisen trafen wir einige Menschen, welche ihr Aeußeres, die hohen Stürmer (Hüte), weit auf die Schultern herabhängendes dichtes, gescheiteltes Haupthaar, steife, bis auf den halben Schenkel heraufgehende Stiefel (Kanonen), klirrende Sporrn, mit Rädern von der Größe eines Thalerstückes, und endlich der Dornenstock, dessen berühmter Name Ziegenhainer uns damals noch fremd war, uns sogleich als ächte Burschen bezeichnete. Da wir auch nicht so ganz übel aussahen, und schon einen ziemlich passenden Hut und Mantel (damals Chenille genannt) trugen, so hielten uns die Herrn für Collegen von einem anderen, freilich geringern Musensitze, und thaten uns die Ehre an, mit uns bei einer Kanne Bier Schmollis zu trinken. Mit ebenso vielem Danke als Vergnügen wuß-

ten wir diese Ehre zu erkennen, und nach Verlauf einer halben Stunde waren wir Freunde und Brüder. Da es nun Musensöhne von Jena waren, welche bloß zur Zerstreuung von ihren überhäuften Studien sich hier ergötzten, und im Begriffe waren zurückzugehen, so verließen wir unsern Frachtwagen, bestiegen eine gemiethete Postchaise und machten die restirende kurze Reise gemeinschaftlich. Gegen Abend gelangten wir dann voll aufs höchste gespannter Erwartung über den berühmten Schneckenberg ins romantische Mühlthal an eine Mühle, welche der verrätherische Schwager Postillon mit einem lauten Blasen aus seinem Posthorne begrüßte. Wir ahnten nicht die herrliche Ueberraschung, die uns hier werden sollte. Denn siehe, die Mühle war vollgepfropft mit Burschen, deren im Commersch jubelnden Stimmen bei den bekannten Tönen des die Füchse geleitenden Schwagers plötzlich schwiegen, sie selbst herausstürzten und uns umzingelten. Unser Erstaunen über den Anblick dieser herrlichen Jünglinge, wovon einige schon so berühmte Namen führten, welche lange schon vorher die Fama zu uns nach D. geführt und uns mit Entzücken erfüllt hatten; meistens Landsleute, an den schönen Ufern des Rheins geboren, in die landsmannschaftliche Tracht und Farbe gekleidet, — dieses Erstaunen ging in die höchste Freude über, als wir auch alle unsere früheren Schulgefährten von D. darunter erkannten, und aus einer Umarmung in die andere flogen. Vom Weiterfahren war keine Rede

mehr, zum Commersch, zum Generalschmollis ging es, und nachdem wir initiirt waren in die Herrlichkeiten und das Benehmen eines wahren Jena'schen Burschen, zogen wir endlich mit den früheren Freunden in die Musenstadt, und den nämlichen Abend noch in die für uns vorherbestellten Wohnungen. Unter dem Prorectorate des berühmten Anatomen Loder, der mich mit den Pflichten des akademischen Bürgers und den akademischen Freiheiten bekannt machte, begann ich meine Laufbahn im Studium der Rechtswissenschaft. Die Universität zu J. war damals im blühendsten Zustande; sie war mit würdigen Gelehrten in jedem Fache und über 900 Studenten aus mehreren Nationen angefüllt, und wenn diese auch schon in Ausübung des Burschen Commang excellirten, sich viel duellirten und oft ausgelassen waren, so vernachlässigten die meisten doch keineswegs ihre Studien, besuchten nicht bloß regelmäßig die öffentlichen Vorlesungen, sondern repetirten auch zu Haus. Die rheinischen Landsleute über 100 an der Zahl waren in einem Kränzchen vereinigt, d. h. durch die Bande eines auf gewisse Gesetze gegründeten Vereins, mit öftern Zusammenkünften in einem bestimmten Gasthofe. Engere Traulichkeit und öfteres Zusammensein war der einzige Zweck, und die Statuten waren keineswegs geheim. Diejenigen, welche zu meiner Zeit zu J. studirten, erinnern sich gewiß noch mit gleichem Vergnügen der daselbst so froh und glücklich verlebten Tage. Dieselben würden vielleicht ungestört da-

hingeflossen sein, wäre nicht die Einförmigkeit des Kränzchens aufgeopfert und demselben eine geheime Verbindung, die der schwarzen Brüder, einverleibt worden. Eine glückliche Zeit verlebte ich in J. im Raume von etwa 1½ Jahren. Im brüderlichen Vereine mit gefühlvollen, aufrichtigen Freunden, im Studium der Rechte und anderer Wissenschaften, welche berühmte Männer der damaligen Zeit, die beiden Huflande, Schiller, Fichte und andere lehrten, im Genuß des vortrefflichen Schauspiels zu Weimar, dem deutschen Athen, unter Göthe's Auspizien, im Genuß der herrlichen Natur in der Nähe und einige Stunden von J., in Uebungen des Körpers wie des Geistes, schwanden mir unbegreiflich schnell meine Tage in blühender Gesundheit dahin.

Indessen hatten sich einige Geschichten zugetragen, welche nach und nach eine Crisis vorbereiteten, die endlich eine Explosion verursachte, welche mein und vieler Anderer akademisches Glück zerstörte. Doch ehe ich davon meine Erzählung beginne, muß ich mich in der Erinnerung an ein Verhältniß laben, welches so vieles zu den Annehmlichkeiten meines Jünglingslebens zu J. beitrug. Dies Verhältniß war kein anderes als das, in welchem ich mit einem edlen, liebenswürdigen Mädchen stand. Ich darf nicht bereuen, daß es aufgelöst wurde, denn ich habe eine später würdige Gattin im Vaterlande gefunden, allein ich liebte die schöne Friederike H. von B. zu zärtlich, sie war mir selbst so gut, und ich verdanke

so manche Verbesserung meines moralischen Werthes ihrem Umgange und dem reinen Bunde, in dem ich mit ihr stand, als daß ich mich nicht hier ihrer mit Dank und Wohlwollen erinnern sollte. Zu W. lernte ich sie auf einem Balle kennen, weniger Umgang hernach fesselte uns bald an einander durch ein Band der innigsten Liebe, das ein häufiger Briefwechsel und mehre Besuche sogar auf dem Gute und im Hause ihres Vaters für immer geschlungen zu haben schien. Demungeachtet erfolgte unvermuthet die schmerzhafte Trennung. Die Ursache dieser Trennung war jedoch keine gewöhnliche der Untreue oder des Ueberdrusses, ich darf es sagen, es war eine edle. Meine Geliebte hatte nämlich Gelegenheit zu einer vortheilhaften Verheirathung. Da sie jedoch keinen Augenblick zögerte, diese meiner Liebe zu mir aufzuopfern, und auf eine ungewisse dereinstige Verbindung mit mir auszuharren, so bedachte auch ich mich nicht, ihr sicheres Glück den Gefahren dieser Ungewißheit auszusetzen. Ich war es, der mit Festigkeit diese Verbindung sogleich trennte, meine Geliebte schriftlich tröstete, und von dieser Zeit an sie nachher nur noch einmal in der Periode meines Unglücks sah, als ihre Theilnahme an demselben sie in meine Nähe führte, wie man später erfahren wird.

Damals ereignete sich ein noch härterer Verlust, der nicht bloß mich, sondern meine ganze Familie niederschlug. Mein redlicher Vater war schnell an einem wiederholten Schlagflusse gestorben. Niemals

wird meinem Gedächtniß die schreckliche Ueberraschung entschwinden, welche mir die in öffentlichen Blättern früher noch als durch Familiennachricht zugekommene Todesanzeige meines Vaters verursachte, denn mein ganzes Herz fühlte nur zu sehr den nimmer zu ersetzenden Verlust. Mein Schwager, der brave Pfarrer K., schrieb mir nachher den Tod unseres Versorgers mit allen dabei stattgefundenen nähern Umständen, den Jammer meiner Mutter und Geschwister, sowie die daraus für mich entspringende Erhöhung meiner Pflichten; alles dieses schilderte er mir mit den rührenden Worten der brüderlichsten Theilnahme, und schloß dabei mit mir eine durch gemeinschaftlichen Kummer und Beistand nöthiger gewordene enge Freundschaft mit brüderlichem Du. Er hat seine Verpflichtungen während meiner Abwesenheit treu und redlich dadurch erfüllt, daß er der verlassenen Mutter Beistand, und der minderjährigen Kinder Lehrer und Vater wurde. O hätte doch auch ich nicht vergessen, was ich zu leisten so fest versprochen hatte! Ich war zwar niemals ausschweifend, oder in meinen Grundsätzen schlecht, allein mein angeborner Leichtsinn, mein jeder gesellschaftlichen Freude zu offnes Herz, mein zu leichtes Vertrauen in die freundschaftlichen Versicherungen meiner Kameraden, stürzten mich in zu viele Abschweifungen und Ausgaben, daß mir so manche reelle Kenntnisse entgingen und so mancher Thaler unnöthig dem Guten entzogen wurde. Dazu kam mein Feuer der Verehrung

fürs Aeußere des Burschenlebens, für das ich erglühte. Alle diese Eigenschaften gaben die Veranlassung zu nachfolgender traurigen und merkwürdigen Geschichte.

Ich habe oben erwähnt, daß dem Kränzchen der Landsmannschaft der Orden der schwarzen Brüder einverleibt wurde. Von Erlangen war uns derselbe zugekommen und von einigen, worunter ich, mit Enthusiasmus angenommen worden. Kein Ritter des Verdienstordens, den er durch blutige Aufopferungen für Fürst und Vaterland erworben hat, war stolzer als ich auf das schwarze und rothe Bändchen, welches der Orden zur Auszeichnung tragen hieß. Das Geheimniß und ein gewisses Vorrecht vor den anderen Rheinländern setzte uns, die Geweihten der Harmonie, in ein Entzücken ohne Gleichen. Dafür wurde uns aber auch von diesen Neid und noch Mehres zu Theil. Es entstand eine Spannung der Gemüther und ein wechselseitiges Mißtrauen, welches nach und nach die bisher so glücklich bestandene Traulichkeit entfernte, und endlich das so traurige Resultat einer Trennung zwischen den Mitgliedern des Ordens und der Landsmannschaft herbeiführte. Dies letztere wäre jedoch noch nicht geschehen, wenn nicht ein Mitglied des Ordens selbst, welcher Vorsteher werden wollte und es nicht wurde, aus Verdruß ausgetreten wäre, und jetzt nicht seinen Anhang unter den Landsleuten aus Rache dahin benutzt hätte, diese wieder als eigne selbstständige Landsmannschaft auftreten zu machen und von uns ganz zu entfernen. Die Sache

kam so viel eher seinen Wünschen gemäß zu Stande, da gerade junge Studirende vom Rhein angekommen waren, die sich zu ihm und den Seinigen als der Natur gemäß ebenso anschlossen, als von uns, den verhaßt gemachten Ordensgliedern, um soviel mehr entfernten, da ohnehin die Hälfte davon Fremde, als nach und nach aufgenommene, waren. Wegen dieser letzteren kam es auch, daß die Trennung leichter vor sich ging und wir stark genug waren, allein zu existiren. Wäre es jedoch bei dieser Trennung geblieben, so würde sich nichts weiter begeben haben, als daß ein Orden mehr zu J. existirt hätte, der gewiß einer der besseren gewesen ist; allein diese unbedeutende Sache sollte wichtig durch ihre traurigen Folgen werden. Ich erzähle nunmehr eine Begebenheit, die gewiß jedes gefühlvolle Herz rühren wird, deren Opfer ein edler Jüngling wurde, und die mir ebenfalls großes Elend zuzog.

W., der neue Stifter und Vorstand des rheinischen Kränzchens, begnügte sich nicht, seine Ehre in Ruhe zu genießen, sondern er konnte auch nicht vergessen, daß er das nämliche von ihm mehr gewünschte Amt nicht im Orden erhalten hatte, und war daher dem ihm in dieser Würde vorgezogenen D. aufs äußerste gram. W. war ein heftiger, ehrgeiziger Jüngling, dagegen D. von stiller, sanfter Gemüthsart; der erstere immer unruhige Pläne von Vergrößerung in sich herumtragend und vorherrschend, letzterer stets mit Bescheidenheit zurückgezogen. Beide wären vielleicht

in keine nähere Berührung mit einander gerathen, wenn dieselbe nicht durchs Schicksal gleich gewaltsam wäre herbeigeführt worden.

Ein gewisser Cr., Mitglied unserer Verbindung, deren Secretair ich war, kam eines Tages äußerst aufgebracht in den gewöhnlichen Versammlungsort, und beschwerte sich, daß W. ihm mehres Ehrenrühriges erzählt habe, was ich von meiner Seite ihm über C. gesagt, und daß W. überhaupt den Orden auf alle Art durch boshafte Ausfälle beleidigt habe. Da ich den C. als einen wahrheitsliebenden Jüngling kannte und liebte, so konnte ich unmöglich die Nachrede, insoweit als sie von mir herkommen sollte, auf mich beruhen lassen, und ebensowenig glaubte D. zu den Lästerreden gegen den Orden stillschweigen zu dürfen. Wir beide begaben uns daher anderen Tages zu W. und stellten ihn gemeinschaftlich zur Rede. W., mit dem ich zu D. im Gymnasium war, und mit dem ich niemals anders als auf einem freundschaftlichen Fuß gelebt hatte, wiederrief alles Gesagte in meiner Beziehung mit dem Bemerken, daß er mich zu sehr liebe, als daß er mich beleidigen könne. Kaum hatte aber D. den Mund zu seinen Beschwerden geöffnet, als W. denselben unterbrach und sagte: „Mit uns ist es etwas anders; es wird so lange keine Ruhe geben, als bis wir einmal an einander waren.“ So sehr ich nun alle Mittel der Ueberredung aufgeboten hatte, beide Jünglinge zu versöhnen, ja nachdem ich endlich sogar dem W. vorstellte, daß

er sich mit mir auch schlagen müsse, wenn er nicht nachgeben würde, indem man mir nicht den Vorwurf machen solle, daß ich mich aus Feigheit zurückgezogen habe; nichts half, W. acceptirte lieber auch mit mir, sein und seines Jugendfreundes Leben aufs Spiel zu setzen, als das Duell mit D. aufzugeben.

Wir gingen völlig entzweit auseinander, nachdem Stunde und Ort zu unserem gemeinschaftlichen, in keiner Hinsicht zu entschuldigenden Duelle festgesetzt war. Dieser unglückliche Tag, die unglückliche Stunde erschien — und wir begaben uns pünktlich mit einem Studenten als Chirurgius und einigen Begleitern zur Stelle. Auch hier wurde von den Gegenwärtigen nochmals Alles aufgeboten, die Versöhnung zu bewirken, vergebens! Das Schicksal gebot das blutige Ende, wir konnten dasselbe nicht verhindern. Ich machte mit dem Duelle den Anfang, ungeachtet W. darauf bestanden hatte, sich zuerst mit D. zu schlagen, weil er wahrscheinlich die Hoffnung hegte, daß es alsdann mit uns nicht dazu kommen würde. Er war mir wirklich gewogen, deßwegen war es ihm leid, mit mir den Kampf zu bestehen; allein wie konnte ein edler Mensch lieber das Leben eines Jugendfreundes auf seine Degenspitze setzen, als sich dieser Gefahr durch Versöhnung mit einem Gegner zu entziehen? — Wir schlugen uns ohne Erbitterung, und brachten beide einiges Blut dem Gott der falschen Ehre zum Opfer. W., ungeachtet seiner Ermattung, verursacht durch Kampf und Blut-

verlust aus der rechten Schulter, legte den Degen nicht ab, und stand sogleich zum neuen Kampfe gerüstet da. D. betrug sich mit seiner gewöhnlichen Ruhe. Wer hätte nun vermuthen sollen, daß er bei dieser Eigenschaft und bei einer weit größeren Geschicklichkeit im Fechten, als sein Gegner, von diesem so schnell und unglücklich besiegt werden würde. O, schmerzlicher Augenblick! Der von W. mit aller seiner gewohnten Heftigkeit geführte erste Stoß raubte auch dem edelsten Jünglinge das blühende Leben. Der Degen fuhr ihm in die Brust an der rechten Seite, durchdrang die ganze Breite derselben bis ans Herz, das die dreischneidige Spitze noch berührte. Da D. von starkem, rabustem Körper war, so erstickte das Blut in der Wunde, und ohne einen Tropfen zu vergießen sank er langsam nieder. W., welcher im Stoße selbst auch die Gewalt und Wirkung desselben mußte gefühlt haben, rief beim Zurückziehen des Degens schon: „Allmächtiger Gott, D. ich habe dich hart gestoßen! verzeihe mir!“ und stürzte gerade noch in die Arme des Getroffenen, als dieser mit den Worten: „Ja wohl hast du mich hart getroffen!“ — langsam zu Boden sank und kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. —

Wie soll ich nun den Jammer der bei diesem schrecklichen Schauspiele zugegenen Jünglinge beschreiben! W. sah kaum seine Ahnung bestätigt, als er den Degen zur Erde warf und mit der Verzweiflung im Herzen seine Rettung in schneller Flucht suchte,

welche er auch nach Ueberwindung vieler Gefahren glücklich zu Stande brachte.

Ich fahre in meiner traurigen Erzählung fort. Kaum war W. entsprungen, so faßten die anderen Herren den löblichen Vorsatz, ihre werthe Personen ebenfalls zu sichern, und eilten schnell davon. Ich war der einzige, welcher dem guten D. auch im Tode treu bleiben wollte, und, ohne Rücksicht auf Gefahr, nur meinem Kummer nachhängend, legte ich mich bald in seine Arme, bald an seine kalte Brust, bald suchte ich ihn mit meinem Körper zu erwärmen, endlich deckte ich meinen Mantel auf ihn und zog seinen Ueberrock an, den er wegen des Kampfes abgelegt hatte. Man denke sich meine traurige Lage, an einem einsamen entlegenen Ort, es war im bekannten Schlaghölzchen, im Winter einige Tage vor Weihnachten, um 4 Uhr Abends, bei Schnee und Eis, im achtzehnten Jahre meines Lebens, auf dem Schauplatze des Todes selbst den lieben Freund im blutigen Tode beweinen zu müssen! ohne Hülfe und ohne Trost! Alles dieses bilde man in seiner Phantasie aus, und man wird sich einen Begriff von meiner Lage machen können. Ich war wirklich der Verzweiflung nahe. Diese wurde nicht vermindert, als endlich der Unglückliche, den ich schon für todt hielt, Zeichen des Lebens von sich gab und sich in Convulsionen auf dem beeisten Boden herumwälzte. Diese wurden so heftig, daß, als ich mich über ihn hinbeugte, um ihn zu beruhigen, er mich mit einer Wuth

angriff, die mich lange nicht mehr vom Boden aufließ. In dieser Höllenpein brachte ich wohl eine Stunde zu, und da schon die anbrechende Nacht früher durch das anhaltende Schneien herbeigezogen, alle Gegenstände um mich verfinsterte, da wurde es auf einmal durch die Ankunft mehrer Ordensbrüder munter, welche auf die von den entwichenen Herren erhaltene Nachricht herbeigeeilt waren, um den entleibten Bruder hinweg zu schaffen. Wie manche Thräne wurde nun von den Angekommenen dem Verluste desselben geweint! Unter Wehklagen luden sie ihn auf eine abgebrochene Gartenthüre und — so ging es im traurigen Zuge den Berg hinunter. Noch war D. immer nicht todt. Er erhob sich sogar mehrmals auf der Bahre, ja er konnte sogar eine Zeitlang unter Leitung gehen, und sprach vielerlei in heftiger Phantasie und Unverständlichkeit; allein das Kräftige seiner, auch vom berufenen Arzt als ungewöhnlich stark befundenen Constitution erhielt ihn noch dem Leben, von dem er nichts mehr fühlte und dem ihm nur Gott hätte erhalten können. Er starb daher sogleich nach seiner Ankunft zu Haus.

Bei der den andern Tag vorgenommenen Section bestätigte sich die Unmöglichkeit einer Rettung, ja wie unbegreiflich es war, daß D. so lange noch leben konnte.

Das außerordentliche Aufsehen, welches das unglückliche Duell und der Tod des D. und dessen Veranlassung erregte, die von Seiten des akademischen

Senats so ziemlich richtig geahnet wurde, ließ mit Gewißheit eine baldige strenge Untersuchung desselben erwarten und erfüllte unsere Gemüther mit bangen Besorgnissen. Kaum war auch der Leichnam unsers bedauernswürdigen Freundes in aller Stille und ohne alle Feierlichkeit beerdigt, so erfolgte auch schon diese Untersuchung, und ich war der erste, welcher Morgens frühe vor den damaligen Prorector, Dr. und Professor Paulus gefordert wurde. Meine mit den übrigen Freunden verabredete Aussage war folgende: „W. wäre an dem merkwürdigen Tage voller Verzweiflung in das Zimmer von N. gestürzt, wo gerade mehre Burschen, worunter auch ich, beisammen in Kaffeegesellschaft gewesen, und habe uns mit der Nachricht erschreckt, daß er mit D., mit dem, wie jedermann wisse, er sich seit langem in gespannten Verhältnissen befunden, unvermuthet zusammengetroffen wäre und sich mit ihm in continenti, als Folge eines neuen ungewöhnlich heftigen Wortwechsels, ohne Secundanten duellirt, und daher auch denselben, weil keine Aufsicht und Abwehr gewesen, sogleich tödtlich hart getroffen habe. Er bäte uns daher, um Gotteswillen, denselben, der auf dem Wege nach dem bekannten Schlaghölzchen liege, sogleich aufzusuchen und alle Mittel zu seiner etwaigen Rettung aufzubieten. Nach dieser schrecklichen Mittheilung wäre W. sogleich fortgeeilt, um seine Person in Sicherheit zu setzen. Wir aber wären ebenfalls sogleich in größter Bestürzung aufgebrochen und hätten das unglückliche Opfer

eines falschen Ehrgeizes am bezeichneten Ort gefunden rc. rc.“

Auf die Frage des Prorectors, wie es denn käme, daß der Todte in meinen Mantel (man hatte denselben sogleich für den meinigen erkannt, weil er auf der Universität der einzige von hellblauer Farbe war, und dies war auch die Hauptveranlassung, daß ich zuerst in's Verhör gebracht wurde) gehüllt gewesen und ich dagegen in den dunkelblauen Ueberrock des D. gekleidet gesehen worden wäre — erwiederte ich: „da ich in sehr freundschaftlichen Verhältnissen mit D. gestanden und in dessen Hause auch der gewöhnliche Fechtboden gewesen sei, so habe ich meinen Mantel öfters in seinem Zimmer gelassen, um ihn nach dem Fechten umzuwerfen, so daß ihn auch D. manchmal und so wahrscheinlich auch den quästionirlichen Tag benutzt habe, daß ich aber in des Verstorbenen Ueberrock gekleidet gewesen, sei unwahr, denn ich habe meinen eigenen von blauer Farbe angehabt.“

Diese meine Vertheidigung schien so ziemlich, als der Wahrheit entsprechend, angenommen zu werden, allein wie erschrack ich, als man mir auf einmal ein Brouillon einer ausgearbeiteten Rede, welche ich für eine im Orden gehaltene erkannte, und welches Brouillon sich in der Tasche meines Mantels befunden hatte und vom Proreftor, der denselben als corpus delicti in Verwahrung genommen, entdeckt worden war, zeigte, und mich aufforderte, dieselbe nicht blos als die Meinige anzuerkennen, sondern auch so-

gleich die Verhältnisse der geheimen Verbindung zu entdecken. Ungeachtet ich mein Erschrecken nicht bergen konnte, so faßte ich mich dennoch und leugnete den Entwurf der Rede, welcher sehr schnell und entstellt niedergeschrieben war, ab. Als das weitere Forschen des Prorektors vergebens war, ließ er mich verhaften und auf's peinliche Karzer bringen. So wurde ich auf einmal dem Umgang meiner Freunde entzogen und sah sie auch — nicht wieder! In welcher traurigen Lage befand ich mich in diesem häßlichen Gefängnisse, im dritten Stockwerk des Collegiengebäudes durch mehre sehr lange, finstere Gänge und hinter verschiedenen verschlossenen eisernen Thüren von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, dagegen in die meines Kummers und einer Menge Ratten und Mäuse versetzt! Mein Schmerz über die unglücklichen Vorfälle, das Bild meines getödteten Freundes und die Angst über die mir bevorstehende Zukunft ließen mich keinen Augenblick ruhen, und hatte dennoch der Schlaf mich manchmal in glückliche Vergessenheit eingewiegt, so wurde ich durch die bemerkten eckelhaften Thiere wieder aufgeschreckt. Viele Betrachtungen hatte ich hier anzustellen Gelegenheit, welche gute Entschlüsse faßte ich für die Zukunft! — Unerschütterlich fest stand bei mir der Vorsatz, eher Alles zu dulden als nur einen meiner Freunde durch Verrath unglücklich zu machen. Ich bin heute noch stolz darauf, diese Standhaftigkeit behauptet zu haben, auch ward mir nach ausgestandenen Leiden

der schöne Lohn manche meiner Brüder, d. h. mehr als 30 an der Zahl, vor einem schimpflichen Relegat errettet zu haben. So saß ich ungefähr 10 Tage, und hatte also unter zwiefach schmerzhaften Empfindungen das Neujahrfest im Kerker zugebracht, aber mit stillem herzlichen Gebet gefeiert. Ich hatte in der Zwischenzeit kein Verhör bestanden, auch niemand als den Kerkerknecht gesehen und manchmal meine weinende Aufwärterin, wann sie mir in dessen Gegenwart das Essen überbrachte. Nachdem mir auf diese Art obenbemerkte Zeit angstvoll und langsam verstrichen war, und ich Nachts auf meinem harten Lager, denn ein Bett hatte man mir nicht bewilligt, entschlummert lag, so wurde ich auf einmal durch einen Lichtschimmer aufgeschreckt und vor mir erblickte ich den Pedell Deubner mit einer Laterne in der Hand. Was gibt's, was wollen Sie um diese Zeit hier, Herr D.? Mit dieser Frage sprang ich ermuntert auf. „Erschrecken Sie nicht, antwortete dieser, Sie müssen sogleich aufbrechen und auf Specialbefehl des Herzogs diese Nacht noch nach Weimar reisen.“ Ich suchte mich zu fassen, mich damit tröstend, daß mir vielleicht eine günstige Veränderung bevorstehe. Ich zog mich an, und nachdem ich meine wenigen Habseligkeiten zusammen gerafft hatte, folgte ich dem Pedell und Kerkerknecht in den verschlossenen Hof des Kollegiengebäudes hinab. Hier war mir eine neue Ueberraschung bereitet, nämlich außer dem Wagen, in welchem ich die Reise nach W. unternehmen sollte,

standen noch 20 Mann Soldaten, sogenannte Schnurren, und ein Wachtmeister mit 2 Husaren in Bereitschaft, die Letzteren zu meiner Geleitschaft bestimmt. Ich stieg sogleich ein, D. nahm mir gegenüber mit der Laterne und der Wachtmeister mir zur Rechten im Wagen Platz. Schnell fuhr nun derselbe in der Mitternachtsstunde durch die Straßen der friedlichen Stadt nach dem Thore der Johannistraße zu. Mit ungewöhnlicher Rührung schaute ich mich durch das offenstehende Wagenfenster um und nahm in trauriger Ahnung des Nimmerwiedersehens von dem geliebten Musensitze Abschied. Nur hier und da flimmerte noch ein einsames Lichtchen als Beweis des nächtlichen Fleißes einzelner Studirenden, und aus dem Gasthofe der Rose, wo auch ich in frohem Zirkel manche Stunde vordem zugebracht hatte, ertönten einige Stimmen im Jubel freudiger Burschenlieder. So gelangten wir dann in eilendem Fluge in's steinige Mühlthal, wo es wegen des schlechten Weges langsamer ging. Es war eine kalte Winternacht; wir zogen daher zum Schutz gegen den Nordwind die Wagenfenster auf, hüllten uns dichter in unsere Mäntel und ich suchte im Schlummer mein Unglück zu vergessen.

Da erscholl aus Hunderten von Kehlen ein gleichzeitiges donnerndes Halt! und der Ruf: Heraus, Bruder! heraus! — welcher im Krachen einiger Flinten- und Pistolenschüsse verhallte. In dem Schlummer meiner Sinne erschien mir anfänglich diese Scene

als wie ein unvermutheter Räuber-Angriff auf der Reise, doch ermannte ich mich sogleich, das Wahre an der Sache begreifend, welches die Flucht der beiden neben dem Wagen reitenden Husaren und die Angst meiner Begleiter in demselben bestätigten. Da meine Freunde soviel für mich gewagt hatten, so war es nun an mir auch das Meinige zu thun. Mit der Rechten ergriff ich daher muthig den Wachtmeister an der Gurgel, ihn zurückdrückend, und mit der Linken versuchte ich rasch die Wagenthüre zur Flucht zu öffnen. Dieses sollte aber nicht gelingen. In dem nämlichen Augenblick als die Thüre im Begriff war aufzugehen, geschah der Schlag eines Haudegens in das aufgezogene Wagenfenster, zerschmetterte dasselbe, die klirrenden dicken Scheiben fuhren mir in's Angesicht und verwundeten dasselbe nicht wenig. Im ersten Schrecken fuhr ich daher zurück in die mich sogleich fest umschließenden Arme meines starken Wachtmeisters. In diesem Augenblick war die Rettung verfehlt. Die zu meiner Befreiung ausgezogenen Burschen hatten nämlich keine Gewißheit erhalten, daß ich diese Nacht sollte geholt werden, sie vermutheten es blos aus der ihnen verrathen gewordenen nächtlichen Ankunft der Chaise und Reiter, und vereinigten sich auf dieses hin zu einem Angriff, von dem sie mir keine Nachricht geben konnten. Dieser erfolgte nun wohl, allein zu frühe, d. h. gerade da, als der entschlossene Kutscher auf einem guten Weg schnell dahin fahren konnte und sie dadurch am Vorsprung

und Aufhalten der Pferde von vorne hinderte. Da also der rechte Augenblick des Herausspringens aus dem Wagen auch verfehlt wurde, so konnte sich derselbe durch Schnellfahren retten, wäre aber doch wahrscheinlich meinen Befreiern nicht entgangen, wenn sie durch ein Zurufen von meiner Seite wären durch die Gewißheit meiner Anwesenheit ermuthigt worden, was ich nun einmal in der ersten Betäubung versäumt hatte. So steckten sie in neuer Ungewißheit, und kehrten endlich eilends zur Stadt zurück, aus Furcht noch auf der That überrascht zu werden, da ihnen nicht entgangen war, daß einer der Husaren, schwer verwundet, seine Retirade ebenfalls dahin genommen hatte, und dort nicht verfehlt würde haben, seine Anzeige sogleich zu thun. Indessen waren wir von unserer Seite mit den rennenden Rossen in schnellster Eile vorwärts gekommen, und um 3 Uhr Nachts zu W. bei der Hauptwache angelangt, wo ich denn verweilen mußte. Auf den dem Herzoge abgestatteten Bericht von dem Befreiungsunternehmen der Studirenden war er sehr aufgebracht, und da er aus dem Umstand meines Umherblickens beim Durchfahren durch J. schloß, daß ich von dem Vorhaben müsse unterrichtet gewesen, ließ er mich seinen Unwillen dadurch fühlen, daß ich noch 2 Tage und 2 Nächte unverhört auf der Hauptwache unter den gemeinen Soldaten zubringen mußte. Endlich wurde ich von 2 Jägern mit bloßen Hirschfängern (in der Burschensprache Laubfrösche genannt) vor eine ernannte rich-

terliche Specialcommission, der Regierungsrath von Fritsch an der Spitze, in Untersuchung genommen, und da ich mich über den Punkt meines Mitwissens an der projectirten Befreiung gerechtfertigt oder Mitleiden erregt hatte, so wurde meine Lage dadurch in etwas verbessert, daß ich nach bestandenem Verhör in ein kleines Zimmer im erwähnten Wachthause neben der Offizierstube in Gewahrsam kam.

Ich sage in etwas verbessert, denn mein Aufenthalt war nichts destoweniger sehr empfindlich dadurch, daß ich während der Zeit einer 6wöchentlichen Gefangenschaft statt einer Bettstelle nur einen ledernen Sessel mit einem Kopfkissen erhielt, und ich stets einen Jäger mit entblößtem Seitengewehr bei mir zur Wache im Zimmer hatte und, da derselbe beinahe stündlich Tag und Nacht abgelöst wurde, ich also in der ersten Zeit kein Auge schließen konnte und vom Geräusche der Ablösenden aufgeschreckt wurde. Während der ganzen Zeit dieser engen Gewahrsam, mußte ich mehre schwere Untersuchungen aushalten, welche sich meistens auf Erforschung der Ordensgeheimnisse bezogen. Daß ich mich oft in einer verzweiflungsvollen Verlegenheit befand, ist gewiß, allein nichts war im Stande mich zu einem Verrathe zu bewegen. In der ersten Zeit meiner Gefangenschaft war jedem Fremden der Zutritt zu mir verboten, nur durch ein einziges Fenster hatte ich manchmal Gelegenheit einen oder den andern bekannten Studenten zu sehen, welche sich mir vorsätzlich vor dem Wachthause zu Gesicht

aufstellten. Ja einmal sogar fanden sich einige zu Pferd ein und brachten mir ein Vivat. Eines Tags erblickte ich auch meine aufgegebene Geliebte, welche mit ihrer Schwester mehrmals auf und ab ging, bis sie von mir entdeckt wurde und mir durch Winken und andere Zeichen ihre Theilnahme an meinem unglücklichen Schicksal zu erkennen geben konnte. Endlich nahmen auch einige herzogliche Offiziere Antheil an mir, machten Bekanntschaft mit mir und ließen mich jeden Abend zu sich auf ihr Wachtzimmer, so daß ich Gelegenheit hatte in angenehmer Unterhaltung meine Zeit zu verkürzen. Ein gewisser Hauptmann von Müller, ein französischer emigré in Wschen Diensten, zeichnete sich besonders durch sein humanes Betragen gegen mich aus und schloß sich zuletzt mit freundschaftlicher Herzlichkeit an mich an. So oft er die Wache bezog, war dies ein Festtag für mich, und ich fand in seinem Umgang einen außerordentlichen Trost für mein verwundetes Herz. Er hatte sogar mehrmals die Güte Freunde von J. bei mir zuzulassen. Stets werde ich mich mit dankbarem Vergnügen des edlen von M. erinnern, und glücklich fühlte ich mich einige Jahre später, als ich, wie man noch hören wird, denselben noch einmal sehen und ihm einen ziemlich bedeutenden Gegendienst leisten konnte.

So, unter bangen Sorgen, verstrich auch endlich die Zeit, welche ich nach des Schicksals Willen in W. zubringen mußte, und spät, aber dennoch un-

vermuthet, schlug meine Erlösungsstunde. Ich hatte durch mein standhaftes Schweigen endlich die Geduld meiner Richter ermüdet und sie überzeugt, daß sie keine Hoffnung hatten mich zu einem Verrathe zu bewegen, und so faßten sie endlich den Entschluß mich zu entlassen. Dies geschah auf folgende, für mich damals sehr merkwürdige Weise. Ich wurde eines Morgens frühe, früher als gewöhnlich vor die Commission berufen. Bei meinem Erscheinen kündigte mir der Präsident von Fritsch mit feierlicher Stimme an, daß ich entlassen würde, mit der Verbindlichkeit jedoch, niemals nach J. zurückzukehren und dies durch die Urphede zu beschwören hätte. Da ich hierzu sogleich bereit war, so leistete ich die Urphede. Sobald dies geschehen war, bot man mir ein Reitpferd, um damit nach Erfurt zu gelangen, wohin ich zu gehen erklärt hatte. In möglichster Schnelligkeit machte ich von diesem Anerbieten Gebrauch, bestieg die vorgeführte Roßinante und nun wollte ich, meiner Freiheit mich freuend, in vollem Gallopp davon sprengen, als ich auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß mich zwei Husaren ebenso geschwind in ihre Mitte nahmen und mich nicht eher als an der Erfurter Grenze verließen. Wie froh war ich endlich, als ich durch ihr Zurückkehren des letzten Zeichens meiner Gefangenschaft entledigt wurde, und nun in glücklicher Freiheit meine Reise fortsetzen und beendigen konnte. Ich kam aber gegen Abend matt und krank zu Erfurt an, da mein durch Leiden und Entbehrungen jeder Art

geschwächter Körper die Strapatze dieser, obgleich kurzen, Winterreise nicht ertragen konnte. Der angenehme Genuß aber, den das Gefühl in mir erweckte mir selbst wieder anzugehören und durch Standhaftigkeit meinen vorgesetzten Zweck siegreich errungen zu haben, endlich das Glück, welches mir zu Theil wurde, bei meiner Ankunft zu E. mehre Freunde von J. anzutreffen, welche hier auf der Durchreise zur weitern Bestimmung der eine für da=, der andere für dorthin begriffen waren, einige Zeit daselbst verweilten und mich mit offenen Armen und lautem Jubel empfingen, dabei mir Geld und ihre Dienste anboten; — alles dies ließ mich bald das Ausgestandene vergessen, und gab mir in kurzer Zeit meine verlorenen Kräfte und Munterkeit wieder. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte zu E. führte ich den lange schon von mir gehegten Wunsch aus, Göttingen zu besuchen und da in einjährigem Studium das Versäumte nachzuholen. In Gesellschaft einer ehrlichen Seele, des guten alten Hpt., machte ich die Reise dahin und zwar in so guter Laune, daß ich auf der letzten Station meinen Begleiter, der ein Theologe war und in schwarzem Frack, kurzen Beinkleidern und in Schuhen ächt geistlich reiste, bewog, mit mir ein Postpferd zu besteigen und unterm Blasen eines voraus reitenden Postillon in Göttingen einzureiten.

Da ich den festen Vorsatz gefaßt hatte auf dieser berühmten Universität nur den Wissenschaften und

dem besondern Studium der Rechte zu leben, so machte ich auch wenige neue Bekanntschaften. Diese konnte ich auch um so leichter entbehren, da ich zwei meiner intimsten Freunde von Jena daselbst antraf, darunter den jüngeren Rößing von Frankfurt a. M., mit dem ich in engster Vertraulichkeit lebte. Seinem beständigen Umgang, dem gemeinschaftlichen Studium der Rechte mit ihm und den Conversationen über die interessantesten wissenschaftlichen Gegenstände, sodann der miteinander unter Anleitung des großen Pütters obgelegenen praktischen juristischen Ausarbeitungen, endlich der Benutzung der herrlichen Bibliothek verdanke ich die Kenntnisse, welche ich mit ins Vaterland heimbrachte. Einen neuen Freund, der mir viele Jahre später in der traurigsten Lage meines Lebens treu geblieben war, erwarb ich mir überdies zu G., nämlich den vortrefflichen geistreichen Ibell. In seinem Umgange verlebte ich ebenso frohe als nützliche Stunden. Man durfte den liebenswürdigen Jüngling nur sehen, um ihn sogleich zu lieben und zu ehren. Seine äußere Bildung des schönen Körpers, mit der einnehmendsten Physiognomie, war vollkommen dem Innern gleich, indem er mit einem edlen gefühlvollen Herzen über seine Jahre erhabene Kenntnisse erworben hatte, so daß I. ein allgemein anerkannt liebenswürdiger junger Mann war, an den ich mich außerordentlich gefesselt fühlte. Meine Liebe zu ihm ist heute noch die nämliche, und ihm, dem seine Talente und Kenntnisse seitdem im Staatsre-

gierungsfach eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wogegen ich vom Schicksal so hart niedergebeugt wurde, verdanke ich Beweise seiner Freundschaft für mich. J. R. und ich waren bald ein unzertrennliches Kleeblatt und wir beide, J. und ich, opponirten dem R., als er um Erlangung der Juristischen Doktor-Würde öffentlich kämpfte.

So verstrich in ungestörter Ruhe ohne irgend eine besonders bedeutende Episode mein einjähriger Aufenthalt auf der unvergeßlichen Georgia Augusta, der ich so Vieles verdanke; gesegnet sei ihr Andenken und das ihrer würdigen Lehrer, darunter die unsterblichen Namen Pütter, Schlözer, v. Hugo, v. Martens, Claproth u. a. m. Mit heiterem Muth, gesund, nicht ohne Kenntnisse und mit einer schönen Bibliothek konnte ich ruhig an die Rückreise ins Vaterland denken.

Ostern 1800 trat ich endlich, nach einem zärtlichen Abschied von J., der noch zurückgeblieben war, denn R. war schon vorher abgezogen, und in Begleitung eines Hannoveraners, der als Hofmeister nach Frankfurt ging, meine Reise in die Heimath an, verweilte und besah die Merkwürdigkeiten der Stadt Cassel, hielt mich einige Tage zu Marburg und Gießen auf, besuchte R. zu Frankfurt und gelangte so nach dem geliebten Darmstadt. Ich hatte das Vergnügen, daselbst nach dreijähriger Abwesenheit meine betagten Verwandten M. noch bei Leben anzutreffen, bei ihnen einzukehren und neue Beweise ihrer Liebe zu erhalten. Die Sehnsucht nach

dem Vaterlande und den Theuren daheim würde nicht zugegeben haben, so sehr es in sonstigen Verhältnissen für mich angenehm gewesen sein dürfte, so lange in D. zu verweilen, als ich wirklich verweilte, wenn die damaligen Kriegsvorfälle mich nicht wider Willen zurückgehalten hätten. Der Kampf zwischen den kriegführenden Mächten war damals am Rheine heftiger als jemals, und es äußerst schwierig, durch die diesseits campirenden Oestreicher den Strom zu passiren. Meine Ungeduld und das Zureden eines Landsmannes, den ich unvermuthet zu D. antraf, der ebenfalls heimzukehren im Begriff war, bewogen mich endlich einen gewaltsamen Entschluß auszuführen, der damit einigermaßen zu entschuldigen war, daß ich Besitzer eines französischen Passes des Gesandten zu F. und eines deutschen der Regierung von D. war. Wir beiden fuhren mit einer Postchaise bis 2 Stunden vom Rheine, ohne den geringsten Aufenthalt zu erleiden, als wir aber hier beim Ausgange eines Dorfes so viel derber von einer Husarenvedette mit vorgehaltenen Pistolen zurückgewiesen wurden, und im kaum verlassenen Wirthshause des Orts Zuflucht suchen mußten. Hier brachten wir nun in banger Erwartung einige Stunden zu, als ein Trupp Mainzer Feldjäger, welche zum östreichischen Corps gehörten und im Dorfe cantonirten, deren Zutrauen wir durch einige Flaschen Wein erkauft hatten, uns ihre Dienste zur Forthülfe anboten und uns ihrem Obersten empfahlen. Als sich dieser auch wirklich schon einiger-

maßen unsern Wünschen entsprechend bewies, so ereignete sich der merkwürdige Fall, daß gerade in diesem Augenblicke die Nachricht gemeldet wurde, daß die Franzosen über den Rhein gebrochen und im Anrücken wären. Unsere Unterhandlungen waren so auf einmal abgebrochen, und wir erhielten noch außerdem vom Obersten eine sehr ernstliche Weisung, ja nicht aus der Stelle zu gehen. Er selbst rückte mit allen ihm untergebenen Truppen aus, und kaum war dies geschehen, so hörten wir das feindliche Gewehrfeuer schon in der Nähe erschallen, ja die Ausgezogenen kehrten sogar schnellstens zurück und zogen von der entgegengesetzten Seite des Dorfes aus.

Es herrschte hierauf eine augenblickliche Todesstille, als unser Postillon uns den verwegenen Vorschlag that, uns nunmehr auf gut Glück queerfeldein nach dem Rhein zu schaffen, und denselben im Rücken der vorgerückten Franzosen zu passiren. Unbesonnenheit und Ungeduld ließen uns alle Gefahren bei diesem Unternehmen übersehen; wir setzten uns in die Chaise und waren sogleich glücklich genug zu bemerken, daß die obenerwähnten Vedetten nicht mehr da waren. Der Postillon fuhr nun mit unerhörter Schnelle durch die Fluren und mit Vermeidung aller Wege dem Rhein zu, und während wir von allen Seiten in geringer Ferne das Plänkeln und Kämpfen einiger Heerschaaren mit ansahen, die Kugeln auch oft ziemlich nahe bei uns niederschlugen, so entgingen wir mit seltenem Glück beiden Theilen, und be-

fanden uns plötzlich am Rheine mitten unter französischen Vorposten. Diese waren mehr überrascht, uns zu sehen, als wir es waren, so unvermuthet mitten unter sie versetzt zu sein. Denn es war und mußte ihnen auffallend sein, während eines von allen Seiten anhaltenden Gefechtes auf einmal eine deutsche Postchaise, wie vom Himmel gefallen, im Rücken der Heerschaar bei ihnen zu sehen. Wir erklärten ihnen, unser Erscheinen rühre daher, daß ihre Kameraden schon vorgerückt gewesen wären, als wir abgereist seien, und so ließen sie uns, erfreut über diese gute Nachricht, nach Kassel passiren, und von da über die Brücke nach Mainz. — Ob unser Postillon mit seinem ansehnlichen Trinkgeld so glücklich zurückgekommen ist, als er mit uns hierher gelangte, oder ob er für sein verwegenes Unternehmen hat büßen müssen, weiß ich nicht; wir hatten ihn bald als ächte Egoisten über unserer eigenen Rettung vergessen.

Ich hatte nun hier zum erstenmale in meinem Leben beim Einzuge in Mainz Gelegenheit, die neue Institution der französischen Douans zu bewundern, als sie mit gränzenloser Unverschämtheit meinen Koffer durchwühlten und mir einige für meine Familie mitgenommene Göttinger Mettwürste als bonne prise wegnahmen. Ein Trinkgeld verschaffte uns nachher vor längeren Quälereien Ruhe, und wir kehrten, nicht sehr erbaut über diese neu errichtete Anstalt im Vaterland — im Gasthof ein. Nur kurze Zeit verweilten wir hier, und nachdem ich meinen Koffer mit

Adresse an meine Mutter auf den Postwagen gegeben hatte, reisten wir, mein erwähnter Landsmann und ich, zu Fuß weiter durch die herrliche Rheinpfalz, ohne irgendwo angehalten zu werden, so viele französische Truppen auch damals überall zerstreut cantonirten.

Endlich erlebte ich den frohen Augenblick, nach dreijähriger Abwesenheit meine Vaterstadt, und was noch mehr ist, meine geliebte Mutter gesund und wohl, umgeben von meinen zum Theil groß aufgewachsenen jüngern Geschwistern wiederzusehen. Nichts geht über die Freude des Wiedersehens langentbehrter geliebter Personen, und kein anderes Gefühl ist diesem gleich. Meine gute Mutter, die ich im Garten am väterlichen Hause überrascht hatte, vergoß Freudenthränen, wobei mich meine Geschwister mit Jubelgeschrei umzingelten. Ach, wie viele Hoffnungen hatten die Meinigen auf meine Zurückkehr gebaut, mit welcher Liebe empfing man den Langentbehrten!

II. Bürgerliches Leben,

oder Geschichte meines Unglücks, mit Beilagen.

(Jahr 1800 — 1819.)

Ist vielleicht die Schilderung meiner Jugendjahre nicht uninteressant, ja in mancher Hinsicht lehrreich

für diejenigen gewesen, welche die wichtigen Folgen werden bemerkt haben, die so leichthin vorgenommene Handlungen auf Akademien nach sich ziehen können, so bin ich überzeugt, daß die Darstellung meines bürgerlicheren Lebens ohne Vergleich wichtigeres Interesse darbieten wird. Dasselbe wird beweisen, wie Unbesonnenheiten das Traurigste, was nur dem Menschen in seiner irdischen Lebensbahn widerfahren mag, nach sich ziehen können, wenn das Schicksal sich gegen ihn erklärt und Feinde, Mißgunst und Vereinigung ungünstiger, unvorhergesehener Begebnisse einwirken läßt.

Ich betrat meine bürgerliche Laufbahn mit dem frohen Muthe, den Vertrauen auf meine geistigen und physischen Kräfte in mir erwecken konnte, bei Verhältnissen, welche in jeder Hinsicht so günstig für mich waren, daß ich mit Recht die schönsten Hoffnungen auf Glück, Ehre und Wohlstand nähren konnte. Kaum hatte ich einen Monat nach meiner Zurückkehr von der Universität Göttingen (Pfingsten 1800) in meiner Vaterstadt im Schooße meiner Familie zugebracht, so fand sich für mich schon eine Gelegenheit, in der Anstellung als Greffier beim Friedensgericht zu P. nicht bloß meinen Unterhalt, sondern auch Gelegenheit zu finden, daß ich im praktischen Betriebe das französische gerichtliche Verfahren konnte kennen lernen. Ich bekleidete diese Stelle jedoch nur ein Jahr, da eine mangelhafte Kenntniß der französischen Sprache mir täglich fühlbarer wurde und ich mich

immer mehr überzeugte, daß, wenn ich diesem Mangel nicht frühe abzuhelfen suchte, ich in Zukunft darin ein unüberwindliches Hinderniß zu meiner bessern Versorgung finden würde. Ich beschloß daher, diese Stelle freiwillig abzugeben und ein Jahr in Frankreich zuzubringen, um mir das Fehlende zu erwerben, zu gleicher Zeit aber auch bei einem Aufenthalte in einer Hauptstadt meine Studien der französischen Gesetze und Institutionen zu vervollkommnen, und so begab ich mich mit Willen meiner Mutter nach Metz. Ich trat meine Reise im Frühjahre an und traf gerade in dieser Hauptstadt des Moseldepartements ein, als der Friede zu Lüneville durch eine kostbare Illumination und alle Aeußerungen von Fröhlichkeit und Verehrung für den damals vergötterten ersten Consul gefeiert wurde.

Der Aufenthalt zu Metz ist äußerst angenehm. Die herrliche Gegend, das sanfte Clima, das Zutrauen erweckende Benehmen der Einwohner, die Vergnügungen des Theaters und die Vereinigung so vieler Justiz- und Verwaltungsbehörden; das Belebende einer beträchtlichen Garnison und der allgemein herrschende, liebenswürdige, gesellige Ton, endlich die Gegenwart mehrer sich zum nämlichen Zweck da aufhaltenden jungen Deutschen, — — Alles dies trug dazu bei, daß mir ein Jahr, welches ich hier, mit Zwischenräumen auf Reisen in andere französische Städte, verlebte, wie im Strome dahineilte, und mir dasselbe eins der angenehmsten und nützlichsten meines

Lebens ward. Ich erwarb mir nicht bloß eine ziemlich ausgebildete Kenntniß der französischen Sprache und Literatur, sondern auch die Bekanntschaft mit dem gerichtlichen Verfahren in Ausarbeitungen von prozeßualistischen und Notariatssachen und dem Beiwohnen der öffentlichen Gerichtsverhandlungen.

Ich übergehe die einzelnen interessanten Vorfälle, welche zu Metz mich angingen, und will nur erzählen, daß ich eines Tags aufs Angenehmste durch das Zusammentreffen mit Hauptmann von Müller, (m. s. I. Theil meiner Lebensgeschichte) der mir zu Weimar vor drei Jahren so viele Freundschaft erzeigte, überrascht wurde. Derselbe befand sich nämlich, wie ich gehörigen Orts erinnerte, als Emigrant in Herzoglich Sachsen-Weimarischen Militairdiensten. Weil er nun den Wunsch hegte, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, wozu aber die Tilgung von der Emigrantenliste erforderlich war, so benutzte er die nun eingetretene Friedensepoche, und war in Person, aber als Fremder, unter seinem vorher schon angenommenen deutschen Namen und dabei erworbenen militairischen Character, also als sein eigener Bevollmächtigter, nach Paris gereist; und da er alle mögliche Hoffnung hatte, seinen Wunsch zu erreichen, schon wieder auf der Zurückreise durch Metz begriffen. Unser so unvermuthetes Wiedersehen im Schauspielhause war das alter Freunde, und verursachte uns beiden das lebhafteste Vergnügen. Von M. brachte einige Tage in Metz zu, wovon wir einen

Theil mit einander in traulicher Rückerinnerung der Vergangenheit, im Vergnügen über unser Wiedersehen und mit Versicherung der Fortdauer unserer Freundschaft auch für die Zukunft, zubrachten. Ich hatte nun die Freude, diesem vortrefflichen Manne, von dem ich nachher niemals mehr etwas erfahren konnte, durch einen Dienst meine Dankbarkeit beweisen zu können. Es war nämlich durch Zufall derjenige Advokat, bei dem ich tagtäglich aus- und einging, der Sachwalter des Steigerers einiger Güter des von M., mit dem er wegen Ersatz derselben unterhandelte, aber mit ihm zu keinem Ende kommen konnte. Durch meine Empfehlung und das Aufzählen der Gefälligkeiten, welche von M. mir zur Zeit der Noth erwiesen hatte, brachte ich diesen Mann so in Bewegung, daß er sein persönliches Interesse nicht mehr so streng als im Anfang beachtete, und zwischen beiden Theilen einen Vertrag, so ziemlich zu meines Freundes Vortheil vermittelte. Ja dieser erwarb sich sogar in der Person meines Prinzipals einen redlichen Bevollmächtigten, welcher ihm zur völligen Beendigung seiner anderen Angelegenheiten, da er nicht sehr weit von Metz zu Hause war, noch wichtige Dienste leisten konnte.

Nach Verlauf eines, wie schon erwähnt worden ist, dahier ebenso angenehm als nützlich verlebten Jahres, verließ ich wieder Metz, und kehrte sehnsuchtsvoll in die Arme der theuern Meinigen zurück. Ich hatte nicht lange zu P. zugebracht, als ich auch

schon einen Plan zu meinem Fortkommen in wirksamer Thätigkeit entwarf. Da in der damaligen Zeit nur ein Civil-Tribunal für das Departement von Donnersberg, wozu meine Vaterstadt gehörte, in der Hauptstadt Mainz existirte, welches über die Apelationssachen von den Friedensgerichten und in erster Instanz über Gegenstände außerhalb der Competenz jener zu erkennen hatte, so kann man sich leicht vorstellen, wie beschwerlich und kostspielig es für die Leute war, ihre Prozesse wegen der großen Entfernung in Mainz persönlich zu betreiben. Ich faßte daher den Entschluß, durch Anerbieten meiner Dienste solchen Personen nützlich zu werden, und mir nicht bloß einen redlichen Verdienst zu verschaffen, sondern mich selbst nach und nach dadurch in die höhere juristische Praxis einzuführen. Ich übernahm daher alle Arten von Prozessen, arbeitete sie aus und spedirte sie an meine Advokaten zu Mainz, welche sie zu Ende brachten, und mit denen ich eine beständige Correspondenz unterhielt. Sodann übernahm ich auch Geschäfte bei mehrern Friedensgerichten und oberen Verwaltungsbehörden, und als mir einige Zeit hernach auch die neu organisirte protestantische Kirchschaffnei anvertraut und ich zum Adjuncte bei der Mairie (eigentlich als Polizeicommissair) ernannt wurde, so war ich bald in einer eben so nützlichen als einträglichen Thätigkeit.

Zwei Jahre hatte ich auf diese Art froh und glücklich verlebt, als ein eignes Civiltribunal in ***

errichtet wurde. Ich hatte nun keinen Wunsch mehr, als mich bei diesem als Advokat einschreiben zu lassen, und ich hatte wirklich diesen meinen Wunsch in soweit erlangt, daß ich öffentlich verheidigen durfte, wie ich denn auch wirklich in verschiedenen Prozessen aufgetreten bin. Es eröffnete sich jedoch unvermuthet eine andere Aussicht zu meiner Versorgung, nämlich im Notariatsfache.

Ich kann nicht umhin, hier, ehe ich weiter erzähle, den Gefühlen Luft zu machen, von denen ich hier unwiderstehlich durchdrungen werde. Hier war nämlich augenscheinlich der Scheideweg, den das Schicksal für Glück oder Unglück mir vorzeichnete. Ich glaube durch den Erfolg meiner Geschichte deutlich zu zeigen, daß der von mir betretene mich zum Letzteren führte. Ich will damit keineswegs sagen, daß er mich dahin führen mußte, im Gegentheil, er hätte mich sehr zu meinem Heile geleiten können; allein es geschah deswegen nicht, weil das Amt, das ich begleiten sollte, mich zu P. in meiner Vaterstadt mit so vielen Gegenständen in Berührung brachte, welche mir schädlich waren, die ich alle würde vermieden haben, wenn ich den andern Weg verfolgt hätte, den ich schon ehrenvoll betreten hatte, nämlich wenn ich Advocat geblieben wäre. Bei meiner Redlichkeit, die niemand bestritt, bei meinem jugendlichen Eifer im fortgesetzten Studium der Rechtsgelahrtheit und deren praktischen Ausübung, würde ich mir immer mehr Zutrauen und Kenntnisse erworben

haben, so daß ich heute als Folge der neuen Ereignisse von meinen damaligen Collegen, die nun zum Theil an der Spitze der neu errichteten Tribunalien stehen, noch College sein, und nicht im Mißgriff der Justiz von ihnen zum Theil zu Grund gerichtet worden wäre.

In diese obenbemerkte Epoche (1803) fällt auch meine Verheirathung mit der Tochter trefflicher Eltern, der Schwester des redlichen, allgemein verehrten Schulinspectors und Pfarrers K., der schon früher durch Verbindung mit meiner ältesten Schwester mein Schwager war — der Schwester eines andern K., dessen ich noch, so leid es mir ist, in Unehre werde gedenken müssen. Ich hatte meine Gattin schon früh gekannt und geliebt, obgleich mehr damals durch die Bande der Verwandtschaft an sie gefesselt. Als ich nun aber bei meiner Zurückkunft von Metz die Bekanntschaft mit ihr erneuerte, zogen mich ihre guten Eigenschaften, die ich nun ganz kennen zu lernen Gelegenheit hatte, täglich fester an, und bald fanden sich unsre Herzen ganz in der reinsten treuesten Liebe, welche uns heute noch so fest, ja noch fester, als in den Tagen unsers ungetrübten ehelichen Glückes an einander fesselt und zeitlebens fesseln wird. Es ist mir eine süße Pflicht, hier öffentlich zu erklären, daß ich eins der bravsten, treuesten Weiber habe, die mir Alles ist und die nicht so unglücklich wäre geworden, wenn sie mich weniger geliebt hätte! Die ersten Jahre unserer Ehe waren die glücklichsten im Genusse unse-

rer Einigkeit und Liebe, allein er wurde sehr durch den Verlust von vier Kindern getrübt, die wir erhielten und die der Tod uns entriß. Welchen Schmerz empfanden wir oft darüber, wie bestürmten wir den Himmel täglich mit Flehen um das Glück, doch einmal Kinder behalten zu dürfen; wir dankten ihm endlich so innig, als er unser Flehen erhörte, als meine Sophie nach und nach vier gesunde Kinder gebar, die noch leben — und die, o gütiger Himmel, ich nun nicht ernähren kann! O kurzsichtige, elende Menschen!

Doch ich fahre in meiner Geschichte damit fort, daß ich erzähle, wie sich oben angeführte Aussicht zu meiner Anstellung als Notar zu P. eröffnete.

Das Gesetz vom 25. Ventose XI., welches das Notariatsfach neu organisirte und die Anzahl der Notarien wenigstens auf zwei für jeden Kanton festsetzte, bewirkte, daß nun auch im Kanton P. ein zweiter Notar angestellt werden sollte, da die erste Stelle durch J. begleitet wurde. Nach meines Vaters Tode, welcher wie schon früher erinnert worden ist, eine ähnliche als fürstlicher Beamte während beinahe 40 Jahre mit Ehren begleitet hatte und im Monat Dezember 1797 verstarb, war gedachter J. sein Nachfolger geworden. Derselbe hatte damals die ganze, größtentheils von meinem Vater während seiner langen thätigen Dienstzeit mit unsäglichem Fleiß selbstgeschaffene Registratur des Amtes in Verwahrung erhalten, ohne nur die geringste Entschädigung meiner Familie bezahlt zu haben, und war bis zu Ende des Jahres 1805

im alleinigen vollen Genusse des Amtes geblieben Es war daher nicht zu verwundern, wenn sich derselbe in diesem Zustande sehr wohl befand und mit keinem großen Vergnügen einem Collegen entgegensah. Da die zweite Stelle jedoch eröffnet war, und er nun einmal die Besetzung derselben nicht verhindern konnte, so interessirte ihn bloß die Qualität seines Nachfolgers, indem das mehr oder mindere Zutrauen, welches sich derselbe erwerben könnte, bei der beiden Notarien gleich freien Ausübung des Amtes ihm in seinem bisherigen Nahrungsstande mehr oder weniger schaden würde. Er sah es daher besonders ungern, als meine Familie mich bewog, sogleich unter den Aspiranten aufzutreten. Ich sage besonders ungern, denn niemand war mehr geeignet, als gerade ich, der Sohn eines Beamten, dessen Name von den nämlichen Leuten, mit denen ich in ähnliche Geschäftsberührung kommen sollte, noch mit Ehrfurcht genannt wurde, und der durch eigne untadelhafte Aufführung, einige Kenntnisse und die bisher beobachtete Rechtlichkeit und Pünktlichkeit bei anvertrauten Geschäften sich Zutrauen erworben hatte, ihm Abbruch in seiner Nahrung zu thun. Als billiger Mann hätte er aber auf einer anderen Seite erkennen sollen, daß ich aus den obenerwähnten Gründen, als Sohn und Stütze der verwais'ten Familie seines Vorgängers, mehr als jeder andere Ansprüche auf diese gesetzlich erledigte Stelle machen konnte; das Geringste, was man von dieser seiner Billigkeit hätte erwarten sollen, war,

daß er sich wenigstens passiv verhalten würde. Sein tadelnswürdiges Betragen gegen mich fing damit an, daß die J.schen Eheleute gemeinschaftlich alle Mittel, die ihnen Schmeicheleien, Chikane und längere Bekanntschaft mit den andern Notarien des Bezirks, zu dem wir gehörten, an die Hand gaben, in Bewegung setzten, um mich von der Stelle zurückzuhalten. Ja J. hatte sogar den schönen Plan ausgebildet, seinen alten Schreiber W. statt meiner anzubringen, empfahl denselben daher aufs dringendste, in der Hoffnung, alsdann mit diesem, wie bisher, die Geschäfte gemeinschaftlich fortführen zu können. Als aber nach gut bestandener Prüfung der Bericht des kaiserlichen Prokurators beim Tribunale zu *** vollkommen zu meinen Gunsten ans Ministerium der Justiz erlassen war, und es daher von jedermann als gewiß angenommen wurde, daß ich den übrigen Competenten vorgezogen werden würde, so cabalirten die J.'schen Eheleute nunmehr in subsidium dahin und so lange, bis sie erwirkten, daß ich, wenn auch für den Kanton P. würde ernannt werden, nicht in der Stadt, sondern in einer unbedeutenden Gemeinde des Kantons wohnen dürfe.

So wurde ich nun zwar Notar *), aber J. ganz unschädlich, der gesetzliche Zweck zum Nachtheil des

---

*) Kaiserlich französisches Dekret de dato St. Pölten bei Wien 14. Frimaire L'an 14. Mittheilung des Kaiserl. Prokurators vom 18. Frimaire 1814. Beilage A.

Gemeinen-Wesens verfehlt, und ich ohne Aussicht zu einer honetten Existenz gelassen. In dieser Lage der Dinge mußte ich mich glücklich schätzen, noch den Weg eines gütlichen Austragsmittels darin zu finden, daß ich mit J. eine Uebereinkunft abschloß: „Ihm jährlich, so lange er leben und ich Notar im „Kanton P. bleibe, sich auch der dermalige Stand „der Kontrahenten nicht verändern würde, 650 Fran„ken zu bezahlen, wofür er (der Mächtige!) es da„hin bringen wolle, daß ich in P. wohnen dürfe, „und die höhere Autorisation erhalten sollte!"

Diese Convention wurde im Juni 1806 abgeschlossen, und den 23. September darauf *) erhielt ich schon eine neue Ernennung, um in P. wohnen zu dürfen. Man sieht also, daß ich nicht ohne Ursache meinen Collegen den Mächtigen genannt habe, und daß er seiner Sache gewiß war, als er obige Verbindlichkeit übernahm.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser zwischen uns eingegangene Vertrag eo ipso null, also nicht rechtlich, ja nicht einmal, in moralischer Hinsicht, für mich verbindlich war. Nicht rechtlich verbindlich, denn:

1) Art. ... des Gesetzes vom 25ten Ventose will, daß 2 Notarien nicht bloß im Kanton sein, sondern im Hauptort wohnen sollen.

---

*) Mittheilung des K. Prokurators vom 2. Oktober 1806. Beilage B.

Ueberall wurde dieser Grundsatz als Regel beobachtet; in den meisten Kantons-Hauptorten des französischen Reichs wohnten wenigstens zwei Notarien, und wenn dies hier und da nicht war, so lag eine Ausnahme von der Regel deßwegen zum Grunde, wenn der Hauptort es dem Namen und nicht der That nach war; das heißt: noch mehre oft bedeutendere Oerter und in der Mitte des Kantons lagen, so daß man diesen auch einen Vortheil zuwenden und den Leuten den Betrieb ihrer Geschäfte der freiwilligen Jurisdiction bequemer machen wollte; niemals wurde aber eine Abänderung der Residenz des einen zu Gunsten des zweiten Notars, in Berücksichtigung seines Privatinteresses gemacht. Meine Ernennung als Notar hätte also meinem Antrage nach sogleich die Autorisation, in P. zu wohnen, erhalten sollen, da dies eine Stadt von 5000 Seelen, der Sitz aller übrigen Centralbeamten, mitten im Kanton selbst gelegen, und nur von, im Verhältnisse zur Stadt, ganz unbedeutenden Ortschaften umgeben ist. Meine Ernennung nach dem Dorfe N. war also dem Geiste des Gesetzes schlechterdings entgegen. Wenn ich also nicht in P. wohnen durfte, so war dies Verbot von J. auf Schleichwegen in Berücksichtigung seines Privatinteresses erlangt worden.

2) Enthielt der Vertrag eine causam illicitam contra leges et bonos mores. *)

---

*) Französ. bürgerl. Gesetzbuch art. 1133. lib. 3. tit. 3.

J. machte sich verbindlich es dahin zu bringen, daß ich in P. wohnen dürfe, dies konnte ebenfalls wieder nur auf anderen Schleichwegen geschehen, da nicht er, sondern eine höhere Behörde, nicht sein Interesse, sondern das Gemeinwohl über den Ort meiner Wohnung zu bestimmen hatte. Ich war ihm also nichts zu zahlen schuldig, als ich nachher durch ein Decret ernannt wurde in P. zu wohnen, denn sobald mich die höchste Behörde in Gefolg der Vorschriften eines Gesetzes authorisirt an einem Ort zu wohnen, bin ich nichts einem Privatmanne dafür schuldig.

Nicht einmal moralisch verbindlich war für mich dieser Vertrag, indem ich ihn blos in der Nothwehr zu Erlangung meines rechtlich begründeten Endzweckes gegen Andrang der List und Macht abgeschlossen hatte. J. hatte meine Residenz-Ernennung auf's Dorf R. erwirkt, ich überzeugte mich, daß er mich auch in die Stadt zurückbringen würde — nur er durch seinen Einfluß; dafür versprach ich ihm eine Rente, diese erhielt er, weil er mit List und Macht das verschaffen konnte, was mir von Gott und Rechtswegen gehörte, mir aber nicht anders werden sollte. Der Erfolg rechtfertigte dies, denn warum wurde ich dann erst, als ich den Vertrag mit J. abgeschlossen hatte und so kurze Zeit hernach authorisirt in P. zu wohnen und, warum vorher nicht ungeachtet ich reclamirt hatte?

Man wird in einer späteren Periode meiner Geschichte sehen, warum ich diesen Gegenstand abge-

handelt habe, und wie J. auch damals die alten Principien und den alten Einfluß zu meinem Verderben ausübte.

Allein dessen ungeachtet, daß ich weder rechtliche noch moralische Verpflichtung auf mir hatte, obigen Vertrag zu erfüllen, that ich es dennoch und bezahlte dem J. die jährliche Rente vom Juni 1806 bis 1. Januar 1814, also 4900 Franken, ich that es blos aus dem einzigen Grund, weil ich den Vertrag eingegangen war! Man wird Gelegenheit haben sich von dem Lohne zu überzeugen, der mir für diese Einlösung meines Wortes, dessen Erfüllung gewiß schwer und drückend für mich war, von den J'schen Eheleuten geworden ist.

Kaum war ich in Ausübung meines Amtes gekommen, so zeigte es sich freilich, daß J. in mir einen Nebenbuhler gefunden hatte, der ihm nicht ohne Grund bedeutend war. Ungeachtet ich ohne Hülfe und Unterstützung einer Registratur, da mein College, wie schon bemerkt worden, die des ehemaligen Amtes allein inne hatte und er mir nur (mit Schwierigkeit und Kosten) die Einsicht davon gestattete, meine Praxis eröffnete, so flogen mir so zu sagen dennoch Geschäfte und Aufträge von allen Seiten zu, und ich hatte bald Arbeit für mich und zwei Scribenten, so daß ich nach Abzug obiger ständigen ungerechten Abgabe, so wie der Unkosten meiner Schreibstube einem guten Auskommen entgegensah. Im September 1808 starb meine gute vielgeliebte Mutter, ihr Tod war

die Veranlassung zu einer sehr bedeutenden Aenderung in meinem öconomischen und häuslichen Verhältnisse, besonders dadurch, daß ich nun von meinen Geschwistern das für mich zu große und theure väterliche Haus annahm. Ich war als der älteste Sohn der einzige von ihnen, der zu dieser Uebernahme insoweit geeignet war, weil ich, in P. nun eines ziemlich ansehnlichen Etablissements theilhaftig, Aussicht zu Erwerb von Vermögen hatte, ex propriis konnte aber weder ich noch meine Frau etwas daran wenden. Das angenehme Gefühl, gleichsam als Nachfolger des Vaters auch im väterlichen Hause zu wohnen, das zu gleicher Zeit eins der schönsten und ansehnlichsten in der Stadt war, machte bei mir alle Bedenklichkeiten schweigen. Der Antritt der Schuld dieser Uebernahme, der Kostenaufwand an Verschönerungen, Mobilien und nothwendigen Reparationen, die jährlichen Lasten aller Familien- und Fremden-Bewirthungen, der anhaltende Aufenthalt bei mir einiger meiner jüngern noch unversorgten Geschwister, und in späteren Jahren die Kriegs- und Einquartirungslasten, besonders mit hohen Offizieren, — das Alles stürzte mich in Schulden und raubte mir beinahe alle Früchte meines Fleißes. Als ich demnach meinen Geschwistern den Uebernahmspreis des Hauses abbezahlte, that ich dies mit fremden aufgenommenen Geldern, und schon zwei Jahre nach jener Uebernahme, was niemand ahnete, hatte ich eine nicht unbedeutende Schuldenlast contrahirt, so daß mein reelles Vermö-

gen nur in den vorräthigen Mobilien bestand. Ich muß mich auf diese Nachweise meiner öconomischen Lage und Dienstverhältnisse deßwegen so weitläufig einlassen, weil man, ohne alle diese Umstände genau zu kennen, die folgenden unglücklichen Thatsachen nicht richtig beurtheilen kann. Mein persönliches Vermögen betrug bei Abschluß meiner Ehe, im December 1803, beinahe nichts, da Alles auf meine Studien verwendet worden war, meine Frau brachte mir auch nur eine Aussteuer an Mobiliar-Gegenständen zu, und als meine Mutter verstarb, bestand mein Erbtheil in nichts als in einem Antheil an inexigiblen herrschaftlichen Capitalien. So konnte ich von Jahr zu Jahr die Hauptsumme meines acquirirten Hauses nicht abtragen und mußte sie verzinsen, weil mein Verdienst auf die Haushaltung und andere Lasten verwendet wurde. Diese Erwägung meiner öconomischen Lage, welche in den Augen meiner Mitbürger ansehnlich wegen meines schönen Hauses, der artigen Möblirung, des anständigen Aufwandes, der guten Bezahlung meiner Scribenten, bei vieler Geschäftsthätigkeit und des daraus entspringenden Verdienstes, schien, ob sie es gleich so wenig war, brachte mich auf den unglücklichen Gedanken mein Vermögen durch Nebengeschäfte zu vermehren. Ein Bruder meiner Frau, ein in Speculationen allerlei Art reich gewordener Mensch, verführte mich durch sein Anerbieten beträchtlicher Geldsummen und durch seine Vorstellungen von dem daraus zu ziehenden Gewinn,

wenn jene besonders auf Käufe von Steigerlösen verwendet würden, wobei er sich aber wohlweislich eine sichere revenue von 10 Procenten ausbhielt. So schoß er mir nach und nach mehrere 1000 Fl. vor, die ich ihm ohne Unterbrechung, anfänglich aus Ehrgeiz und um meinem Versprechen treu zu bleiben, und dann aus Noth und, um nicht zu deren Rückzahlung gezwungen zu werden, die ich bald nicht mehr leisten konnte, auf bemerkte Art verzinste. Als ich nun wirklich diese Gelder, oder doch einen Theil derselben, mehre Jahre anwendete, um Leute, welche Güter oder Mobilien auf Termine versteigern und deren Erlös durch mich einziehen ließen, durch Vorschüße zu unterstützen, so glaubte man fälschlich, daß dies von mir als eine sehr einträgliche Speculation betrieben würde, weil die Cedenten von Steigerlösen gewöhnlich große Nachlässe bewilligten. Allein man irrte in nichts mehr als gerade hierin. Es wäre geschehen, wenn ich die Grundsätze meines Schwagers besessen hätte, allein in einem Gemüthe wie das meinige konnte der Wucher keine Wurzel fassen. Ich berufe mich hier auf die Rechnungen über meine abgehaltene Versteigerungen und auf das Zeugniß Derer, die mit mir in solcher Geschäftsberührung standen. Man wird aber hier mit Recht fragen: „Wenn du nun es nicht über dich vermochtest bei solchen Geschäften hohe Zinsen zu nehmen, warum gingst du dennoch jene Darlehn zu hohen Zinsen ein?“ Ich antworte: Anfänglich hatte ich allerdings die tad-

lungswürdige Absicht, den mir von Friedrich K. empfohlnen Gebrauch von diesen Geldern zu machen, allein bei jedem Geschäft leitete mich mein Gefühl immer auf die bessere Bahn, und als mir dadurch stets mehr Aufträge zu Theil wurden, so glaubte ich eine Entschädigung in dem steigenden Verdienste zu finden und beruhigte mich damit. Ich ahnete nicht (ich war leider zu nachläßig, darüber eine pünktliche Rechnung zu führen), daß den Familienvater kein größeres Unglück treffen kann, als wenn er dem Wucherer in die Hände fällt. Dieser ist der ärgste Feind der Menschheit und der gierigste Wurm, welcher die Blüthe und sogar den Lebenskeim des häuslichen Betriebs zernagt. Sehr zu bedauern ist derjenige, welcher ein wucherisches Darlehn aus Noth annehmen muß, allein welche gerechte Vorwürfe muß ich mir machen, daß ich aus Sucht eines höheren Erwerbs solche Gelder annahm! Statt damit zu gewinnen kam ich dadurch ebenfalls bald in die erste Klasse. Ich sagte oben: ich hätte die Hoffnung gehabt, eine Entschädigung in den sich vermehrenden Geschäften zu finden. Allein hätte ich nachgerechnet, so hätte ich bald gefunden, daß auch dieses nicht war, daß meine Arbeit wohl täglich zunahm, — aber mein Vermögen abnahm.

Die höheren Zinsen von so beträchtlichen Capitalien, die ich jedes Jahr pünktlich zahlen mußte, dazu kam noch der Verlust vorbezahlter in Zahlungsunfähigkeit verfallner und mir zur Last gekommener

Ausstandsposten, machten eine beträchtliche Summe aus, stiegen nach und nach so hoch, wie die Folge lehrte, daß die aufgenommenen Capitalien eine reelle Schuldenlast für mich bildeten, die ich nicht mehr los werden konnte. Nicht blos Alles, was mir mein Amt an Ueberschuß abwarf, versank im grundlosen Meer des Wuchers, sondern auch mein eigenes Vermögen und das meiner Frau, der inzwischen einige 1000 Fl. durch Erbschaft zugefallen waren, gingen darauf! Mein falscher Stolz, meine Schwäche, größtentheils jedoch meine überhäuften Geschäfte, hielten mich ab diesem Unwesen, das ich aus dem letztern Grund niemals ganz übersehen konnte, zu steuern, wo es noch Zeit war. Im Gegentheil, ich spielte die Verderben bringende Rolle im Besitze eines unmäßigen Credits fort. Ich kam in Genuß neuer und anderer hochverzinslicher Capitalien, zahlte alte Darlehn mit neuen und erfreute mich des falschen Stolzes, die mir zum Einzug übergebenen Gelder abtragen zu können, ehe sie noch eingegangen waren, wobei ich ebenfalls zusetzte, indem alle Rückstände mir mit 5 Procent zur Last fielen und deren nicht wenige verloren gingen. So geschah es, daß ich nach 10jähriger Ehe und bei einem einträglichen Amte, das heißt am Ende des Jahres 1812 schwer mit Schulden belastet war, und daß, was das Traurigste hierbei ist, meine Mitbürger mich, je tiefer ich sank, desto vermögender glaubten. Da nun meine Existenz auf dem öffentlichen Zutrauen beruhte, so durfte ich nicht einmal den fal-

schen äußern Schimmer aufgeben. Es fehlte nun nicht, daß, so nachtheilig auch für mich selbst die Besorgung der mir anvertrauten Geldverrechnungen war, die Art und Weise meines Verfahrens mir ein außerordentliches Zutrauen bei meinen Committenten verschaffen mußte, und daß J. in seinem nachläßigen Schlendrian mir sehr nachgesetzt wurde, und zwar nicht blos in diesen, sondern in allen anderen mit unserm gemeinschaftlichen Fach in Verbindung stehenden Geschäften. Die Folge aber, ungeachtet meiner ihm jährlich dargebrachten Opfer, war immerwährende Spannung, endlich Feindschaft mit ihm und dem Anhange seiner Familie. Diese Feinde, wozu sich andere Neider und Feinde, wer hat diese nicht? schlugen, benutzten jede Gelegenheit, bei oberen Behörden sowohl, als in Privat-Gesellschaften mir einen üblen Ruf zu bereiten. Man suchte mich ebenfalls als einen Wucherer und als einen Menschen darzustellen, der alle Mittel in Bewegung setze, um die Geschäfte zur Vergrößerung seines schon beträchtlichen Vermögens an sich zu reißen. Ich war jedoch ruhig ohne Furcht, das Vertrauen meiner Partheien und meine Treue in der Amtsführung dienten mir zu einer Schutzwehr gegen alle Verfolgungen. Ich lebte stets eingezogen als glücklicher Gatte und Vater, und ließ mir keine Ausschweifungen und Verschwendungen in irgend einer Hinsicht zu Schulden kommen. Ich berufe mich desfalls ohne Scheu auf's Zeugniß aller Derer, die mich kannten, und auf das meiner

Feinde selbst. Es hätte mich damals von allen Folgen errettet, welche mich so traurig heimsuchten, wenn ich meinen Plan, eine auswärtige Stelle anzunehmen, ausgeführt hätte. Als diese sich einstens für mich in einem schönen wohlhabenden Kanton der Rheinpfalz eröffnete und ich dazu entschlossen war, da wurde ich durch die Bitten meiner Verwandten und Geschwister zurückgehalten, und bald hernach noch mehr an die verderbliche Gegend gefesselt.

Gerade in diesem Augenblick (im December 1812), wo ich es aufgab P. zu verlassen, wurde ganz in der Nähe der Stadt ein beträchtliches Landgut erledigt, an dem mein Herz lange schon gehangen hatte. Die Leidenschaft für Landwirthschaft und der Besitz von Gütern, welche immer bei mir vorherrschend war, hatte mich auch vor einigen Jahren schon zu einer nachtheiligen Speculation verleitet, und da es mir leider niemals an Geld fehlte, so hatte ich sie durch Ankauf vieler Ländereien in einer benachbarten Gemeinde befriedigt und auch da bei der hohen Verzinsung meiner Gelder und dem geringen Ertrag der ersteren beträchtlich zugesetzt. Jetzt ließ mich diese Neigung und die besondere Vorliebe für dies unvermuthet feil gewordene Gut alle Bedenklichkeiten, in meiner Lage ohne Vermögen eine neue noch beträchtlichere Schuld, als die bisherige war, zu contrahiren und ein Gut zu erwerben, das wegen Mangel des eignen Betriebs nicht viel abwerfen konnte, leichtsinnig übersehen. Ich hatte

jedoch bei dem Erwerbe dieses Landguts, das ich gegen die Wünsche meiner braven Frau, deren warnende Stimme ich nicht beachtete, ersteigerte, folgende Gründe zu meiner Entschuldigung: der Zeitpunkt, in welchem wir damals unter französischer Regierung lebten, wo so viele Gelder cursirten und die Früchte stets in einem hohen Preise standen, ließ, wie seit mehren Jahren schon, ein beständiges Steigen des Werthes der Güter erwarten. Dieses Gut war geschlossen, ganz nahe bei der Stadt mit Gebäuden zu jedem öconomischen Betriebe und den besten Grundstücken versehen, dabei mir zu einem billigen Preis auf hohe Termine, ja von einer Familie überlassen, die mir nahe verwandt war, wo ich noch größere Bequemlichkeiten im Bezahlen zu erwarten hatte. Ich war nahe dabei, konnte alle mögliche Sorgfalt auf jede Verbesserung anwenden und hatte so nicht blos die Aussicht, die Annehmlichkeiten meines Lebens zu vermehren, sondern auch meinen Kindern ein schönes Eigenthum unter der Hand dadurch zu erwerben, daß ich zum Theil den Ertrag meines Amtes, indem ich immer auf einen ansehnlichen Ueberschuß rechnete, und die gerade um diese Zeit von meiner Frau ererbten Güter, so wie meinen Antheil an den von Hessen-Darmstadt unsrer Familie damals zugefallnen herrschaftlichen Forderungen daran gewendet hätte. Ich faßte dabei den festen Entschluß alle meine Ausstände, ja alles Entbehrliche an Mobilien, so wie meine übrigen sämmtlichen Güter zur Abtragung des größtentheils der von mir

aufgenommenen in hohen Zinsen stehenden Gelder zu bestimmen und so vom jährlichen Beischuß zu diesen Zinsen los zu kommen. Als ich nun aber wirklich diesen guten Vorsatz in Vollzug zu setzen anfing, so bekam ich zu meinem Schrecken die erste klare Uebersicht meines Vermögens-Zustandes. Himmel! wie erschrack ich, als es mir nun leider deutlich wurde, daß wenn mich nicht besondere Glücksfälle unterstützten, meine ganze Lebenszeit vielleicht nicht mehr hinreichen würde die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen! Hätte ich mir damals erst vorstellen müssen, daß statt der erträumten Glücksfälle in kurzer Zeit, um meine Unüberlegtheit zu bestrafen, alles gerade Entgegengesetzte, was man nur Unglück zu nennen gewohnt ist, auf mich einstürmen würde!

Im Jahr 1813 wendete ich alle Sorgfalt an, um meine Acquisition nützlich zu machen. Ich baute dieses Jahr die Güter selbst und stellte alle Gebäulichkeiten mit großen Kosten her, ich versah das Gut mit schönem zum Anbau nöthigen Vieh und meine Anstalten, belobt von jedermann, versprachen mir die besten Aussichten.

Da ereigneten sich die wichtigen politischen Veränderungen, die sogleich verderblich auf meine Einrichtungen einwirkten. Die Heere der Alliirten überschwemmten das Land, und wem sind die unzähligen Opfer nicht bekannt, die auch unsere Provinz der guten Sache brachte? Alle Erträge meines Guts, (mein Amt warf wegen der durch die politischen Er-

eignisse verringerten Geschäfte nicht so viel ab, als meine Haushaltung erforderte), reichten kaum hin, um in den Jahren 1814 und 15 die großen Abgaben, Lieferungen und Einquartierungskosten davon zu bestreiten. Es ist bekannt bei uns, wieviel ich in dieser und auch schon in der letzten Napoleonischen Zeit leisten mußte. Meine Schuldenlast hob sich noch höher. Mein jüngster Bruder, der sich der Landwirthschaft gewidmet hatte, noch ledig und ohne Etablissement war, entschloß sich, auf eigne Rechnung den Betrieb des Landguts zu übernehmen, es zu bewohnen und mit seinem Vermögen die Auslagen zu bestreiten, mit Gewährleistung des reinen Ertrags zu 5 Procent für mich. Damit jedoch dieser Ertrag so viel als möglich erhöht würde, und ich den Ueberschuß zu Abschlagszahlungen auf die Hauptsumme des Kaufpreises verwenden könnte, so faßte ich den Entschluß, eine Essigsiederei, die einen hohen Ertrag möglichst sicher versprach, mit obigen Einrichtungen so zu verbinden, daß auch hier mein Bruder das Geschäft allein übernehmen und betreiben sollte, und ich die Hälfte des reinen Ertrags erhalten würde. Ein glücklicher oder unglücklicher Zufall hatte uns in Besitz des Geheimnisses der Weinessigfabrikation gebracht. Mit Eifer schaffte ich abermals durch neue Aufnahmen die nöthigen Fonds herbei, und bald stand ein neues Gebäude da, mit allen nöthigen innern Einrichtungen. Es kostete zwar 6000 Fr., allein der Essig gelang vollkommen und konnte 15 bis 20 Pro-

cente abwerfen. Also immer neue Vermehrung meiner Schulden und neues Wagen!

Indessen hatte sich meine Haushaltung durch die Geburt mehrer Kinder, welche wir behielten und in Gesundheit aufblühen sahen, und dann durch die Uebernahme des Unterhaltes einer meiner Schwestern, welche eine unglückliche Wittwe geworden war, mit zwei Kindern, vermehrt; dadurch wuchsen meine Ausgaben sehr an und die Zinsauflagen vermehrten sich beträchtlich, so daß nun Alles auf dem glücklichen Ausgang meiner Spekulation beruhte.

Da brach das Jahr 1816 an, dem das furchtbare Jahr 1817 folgte. Diese unvergeßliche, erschreckliche Zeit zerstörte alle jene Hoffnungen. Ich führe kurz an, daß die Früchte meines Gutes, das nun 30,000 Gulden kostete, nicht hinreichten, um davon die Baukosten zu bestreiten, die angenommenen Leute zu sättigen und die neuen Saaten zu bestellen. Die im Sommer 1815 angelegte Essigsiederei war am Ende des Jahres 1816 erst in volle Bewegung gekommen, als sie auch schon in Gemäßheit der Polizeiverfügungen versiegelt wurde. Die Unterstützungen der Armuth in dem Jahr 1817 waren durch mich über meine Kräfte gereicht worden, da während dem die herrschaftlichen Beschwerden und meine Kapitalzinsen fortliefen und bezahlt werden mußten. Wie hätte ich dies anders als durch neue Aufnahmen decken können! und nun war es soweit mit mir gekommen, daß die Schulden mein Vermögen überstie-

gen! — Es ist daher merkwürdig, daß meine Mitbürger hiervon nichts inne wurden, sondern man mich gerade in dieser Epoche am reichsten glaubte. Dies kam wahrscheinlich daher, weil meine Gläubiger in weniger Berührung miteinander standen und bei allen furchtbaren Ereignissen keine Geldverlegenheit, so oft diese auch bei mir statt fand, bekannt wurde. Dabei lagen meine neue Anlagen alle fertig vor Augen da und nirgends war eine Hypothek eingetragen.

Ich habe deßwegen so weitläufig in Entwickelung meiner ökonomischen Verhältnisse sein müssen und mit Treue und Offenheit alle die Verirrungen dargestellt, in welche ich jedes Jahr tiefer fiel, gerade weil ich nicht Charakterstärke genug hatte, um mich mit Gewalt aus diesem Labyrinthe herauszureißen, wo es noch Zeit war, und ich mich zu leicht von der blendenden Aussicht des Gelingens der letzten Spekulation und der daraus entspringenden Hoffnung auf Wiederherstellung meiner derangirten Vermögens-Verhältnisse blenden ließ. Deßwegen habe ich dies Alles dargestellt, um zu zeigen, wie wenig ich durch Vorsatz und Verschwendung gefallen bin, und wie es möglich war, daß ich so tief fallen konnte.

Also standen meine Angelegenheiten zu Ende des Jahres 1817. So sehr dies Alles nun für mich nachtheilig war, so konnte ich dennoch, was das Beste gewesen wäre, wegen der Gefahr für mein Amt keinen Concurs ankündigen, auch war ich noch zu stolz dazu, sondern ich nahm mir vor, durch Veräußerung

eines Theils meiner Besitzungen die dringendsten und härtesten Gläubiger zu befriedigen, mit den restirenden mich auf hohe Termine zu vergleichen, meine häuslichen Ausgaben so viel als möglich nach und nach zu verringern und ebenso meine Schulden zu tilgen, wo möglich auch eine auswärtige Anstellung zu suchen, um mich aus allen diesen drückenden örtlichen Verhältnissen herausziehen zu können. Da jedoch die Stürme des Kriegs und der Zeit vorüber waren, ich noch jung, voll Thätigkeit, im Genusse meines immer einträglicher werdenden Amtes war, und das Schwierige meiner Lage immer vor Augen hatte, so verließ mich nicht die Hoffnung, nach und nach obenerwähnten Plan ohne großes Aufsehen und mit Zufriedenstellung aller meiner Gläubiger ins Werk setzen zu können. Wenn nun aber später meine und abermals mehr als je meine Hoffnungen scheiterten, so wird meine fernere Geschichte zeigen, daß hierzu mein neues und größtes Unglück oder vielmehr deren teuflischen Urheber die Veranlassung gab, und daß sie, nicht mich, der Fluch davon trifft, sie der himmlischen Strafe nicht wegen des Elendes entgehen können, in das sie mich, mein braves Weib und meine unmündigen Kinder gestürzt haben!

Ich habe jetzt noch die Geschichte von zweien Leidensjahren, den schrecklichsten meines Lebens, zu

erzählen, während welcher ich mit den Meinigen immerwährend auf der Scene des Lebens und vor den Augen des Publikums zu P. hin und her bewegt wurde, bis sich das Ganze als Trauerspiel mit unserm gänzlichen Untergang endigte. Daß ich übrigens in Hinsicht auf mein Amt und meinen moralischen und bürgerlichen Lebenswandel, auch von Seiten meiner Kenntnisse im guten Rufe stand, beweist die Menge meiner Geschäfte als Notar, die vielen Privataufträge in Curatelen und öffentlichen Verwaltungen, darunter die protestantische Kirchschaffnei und die Wittwenkasse der alten fürstlichen Civil-Staatsdiener, welche mir beide ohne Caution anvertraut waren und gegen die ich bei allen meinen Verirrungen in keinen Passiv-Receß fiel; meine beständige Stelle als Stadtrath zu P. und meine Wahl zum Landrath der Rheinprovinz *), daß ich beim Antritt der K. Bairischen Regierung des Rheinkreises im Jahr 1816 als Deputirter an dieselbe gesandt wurde und nachher bei dem Besuche des erhabenen Monarchen zu P. die Wünsche der Stadt und Umgebungen in einer schriftlichen Vorstellung Allerhöchstdemselben vorzutragen beauftragt war, und endlich, daß sämmtliche Bürgermeistereien mit ihren Schöffen und über 500 der ersten Einwohner der Stadt und des Kantons

---

*) Ich war der Siebente der ersten durch die Wahl heraus gekommenen Kandidaten!

sich in acht ganz verschiedenen Vorstellungen auf eigenen Antrieb und nicht auf mein Verwenden an des Königs Majestät wandten und mich in der traurigen Epoche meiner Amtsniederlegung, wovon man nun bald hören wird, unter Beifügung der vortrefflichsten Zeugnisse der öffentlichen Zufriedenheit mit meiner Amtsführung und der mir anvertrauten Curatelen, mich auf's lebhafteste von des Königs Gnade für mein Amt zurückerbaten. Ich will mit der Aufzählung alles Dieses, was zu meinem Lobe gereicht, wozu ich noch anfüge, daß ich stets sehr zurückgezogen im Schooße meiner Familie als deren ächte Stütze lebte, in meinen Beiträgen zur Unterstützung der Armuth und öffentlichen Anstalten immer einer der ersten war, daß ich während 18 Jahre in meinen verschiedenen Anstellungen auch nicht einmal auf irgend eine gerichtliche Beschwerde gegen mich zu antworten hatte; — ich kann dieser Geschichtserzählung keine neue gerichtliche Zeugnisse beilegen, ich berufe mich auf die Behörden, die sie in Händen haben, ich berufe mich auf meine Mitbürger — ich frage sie, ob ich zu viel zu meinem Lobe oder gar die Unwahrheit gesagt habe? Ich sage, ich will mit der Aufzählung alles dieses Guten von mir nicht prahlen oder meiner Eitelkeit fröhnen, nein, ich thue es, weil ich muß, um zu beweisen, daß ich auch als redlicher angesehener Mann bei manchen Kenntnissen, in Folge einer Reihe von Unglücksfällen, zum Theil zwar von Leichtsinn und dem Himmel selbst,

größtentheils aber von der Bosheit meiner verruchten Feinde herbeigezogen, in die schreckliche Lage eines gemeinen Verbrechers und aller Hülfe entblößten Vaganten versetzt werden konnte. —

Der scheinbare Reichthum, den ich auf Geld und andere Händel gegründet haben sollte, der Brodneid der J'schen Familie und ihr nie aufgegebener Wunsch, das Notariat P. wieder, wie vorher, allein zu besitzen, ihr offenbarer Haß, seitdem ich (Januar 1814) aus mehreren Gründen, die nicht hierher gehören, die bewußten 650 Franken nicht mehr fortbezahlte, ihr gekränkter Stolz, sich in anderen Auszeichnungen vor mir zurückgesetzt zu sehen, eine immerwährende Bereitwilligkeit, den Privaten und Communen bei den höheren Behörden mit Kraft und ohne Scheue (manchmal vielleicht zu rücksichtslos) zu dienen, meine Pünktlichkeit und Strenge im Betreiben der mir zum Einzug übergebenen Gelder, wodurch ich oft einflußhabende Personen wehe that; meine Freimüthigkeit, vielleicht oft in Stolz und Härte ausartend, womit ich in meinen glücklichen Verhältnissen und in der Ueberzeugung meiner moralischen Aufführung oft das tadelnswürdige Betragen Anderer, zum Theil Beamten — anging, alles Dies machte mir Feinde. Mögen sie aber auch noch aus anderen, als diesen Ursachen entstanden sein, allein daß ich sie hatte, beweisen die Verhandlungen meines Prozesses, den nicht Recht, sondern Wuth, Kabale und nicht zu entschuldigende Oberflächlichkeit, gegründet auf heimtückische Instiga-

tionen bei den obern Behörden, bald da, bald dort, geleitet haben.

Unter diesen Feinden, welche meistens heimlich ihr Unwesen lange schon mochten getrieben haben, befanden sich zwei, welche als solche gegen mich öffentlich aufgetreten sind und deren Namen mit der gebührenden Unehre in den Akten *) genannt worden ist. Der eine war ein junger Angestellter, Namens St..., mit dem mich Geschäftsberührung in einen unangenehmen Conflikt brachte, weßwegen er mich anfeindete. Die mir geschworne Rache konnte er bald befriedigen, als er sich meinem zweiten Feind, dem Pfarrer W., anschloß, einem jungen Manne, der ihm in jeder Gesinnung des Niederträchtigen gleichkam, ihn aber an Feinheiten, Kenntnissen und raffinirter Bosheit weit übertraf. Diese beiden Menschen waren fest durch Charakterähnlichkeit an einander gefesselt, und standen daher aber auch ziemlich isolirt und feindlich jedem Guten gegenüber. Erwünscht war ihnen jede Gelegenheit, dem einen auf diese, dem andern auf jene Art zu schaden, und mit einer wahren Gier fielen sie daher über mich her, als sich eine Gelegenheit dazu zeigte. Pfarrer W. ist zwar niemals von mir beleidigt worden, aber destomehr von einem meiner Brüder, wo er als Folge hiervon den Haß auf die ganze Familie erstreckte. Da die Beilage D. die Erzählung aller Thatsachen, welche auf meinen unglück-

*) Beilage D.

lichen Prozeß Bezug haben, enthält, so schließe ich sie hier aus.

Im Monat Juni 1817 gelang es diesen meinen beiden Feinden, mich in einen Prozeß zu verflechten. Mehre Bewohner des Kantons P., von der damals herrschenden Epidemie der Auswanderungslust ergriffen, konnten die hierzu nöthige Erlaubniß nicht erhalten und tendirten daher, nachdem ich ihre Liegenschaften versteigert hatte, eine heimliche Auswanderung. Eine Verordnung der Regierung des K. B. Rheinkreises vom .... 1816 legte jedem Auswanderer mit Erlaubniß auf, 10 Procent von seinem zu exportirenden Vermögen zu Gunsten, zuerst der öffentlichen, dann der Gemeindekasse zurückzulassen, und machte alle Bezirks- und Lokalbehörden persönlich für den Vollzug dieser Verordnung responsable. Aus Furcht, in persönliche Gefahr zu kommen, nöthigte ich gedachte Leute, die dekretirten 10 Pr. zu meiner und der Kassen Sicherheit für den Fall bei mir zu hinterlegen, wenn sie heimlich auswandern würden. Im Verdruß, dieses Geld nun dennoch auch bei einer heimlichen Auswanderung zurücklassen zu müssen, wandten sie sich, um sich Raths zu erholen, an den Bösewicht St., und dieser sandte sie sogleich seinem Rachegehülfen Pfarrer W. zu, welcher die Leute zu einer Denunciation gegen mich bewog, und ihre Klage, aufs niederträchtigste entstellt, eigenhändig redigirte, und damit die Sache ja recht Lärm mache und desto strenger untersucht würde, in triplo

ausfertigte, ein Exemplar dem Justizministerium, eins der Kreisregierung und eins dem Staatsprokurator beim Bezirksgericht zu . . . übersandte.

In Folge dieser Denunciation wurde ich, nach vorher eingeleitetem richterlichem Vernehmen, vor das Bezirksgericht in . . . . geladen, und — wegen angeblicher Einmischung in eine fremde Amtsverrichtung! — zu zwei Monaten Gefängnißstrafe und den Kosten der Prozedur verurtheilt.

Zur Einsicht und Beurtheilung dieses Prozesses sind die Belege, welche ich noch in Händen habe, gegenwärtiger Geschichte beigeheftet.*) Diese sind zwar hinlänglich, um das Ganze soviel als nöthig kennen zu lernen; allein man wird auch finden, daß eine Haupturkunde, das Protokoll der Zeugenverhöre, fehlt. Dieses befindet sich bei den Akten, die ich mit der Schrift vom 1. Juni 1819 an des Königs Majestät gelangen ließ und nicht mehr zurückerhalten konnte. Da ich aber dieses Protokoll selbst expediren ließ, so ist dies schon Beweis genug, wenn es auch nicht der endliche Erfolg erwiesen hätte, daß sie für und nicht gegen mich sind, und da die nöthigen Auszüge in mehrgedachter Schrift wörtlich enthalten sind, so bin ich überzeugt, daß das gegen mich begangene gerichtliche Unrecht dem Durchlesenden nicht weniger deutlich, auch ohne jenes Protokoll, werden wird.

*) Nämlich sub C. das Condemnationsurtheil mit den Motiven vom 28. Februar 1818 sub F. die dem Könige eingereichte Vertheidigungsschrift vom 1. Juni 1819.

Mich hier aller weiteren Bemerkungen zu meiner Rechtfertigung enthaltend, indem ich dieserhalb allein auf die mehrerwähnte Schrift vom 1. Juni 1819 verweise, deren ruhige Prüfung ich denn darum nicht genug empfehlen kann, führe ich noch eine Thatsache an, welche meinen hämischen Denunzianten W. in seinem scheuslichen Unwerthe darstellen und zeigen wird, wie er alle Kräfte aufbot, um in seinem verderblichen Vorhaben gegen mich vollkommen zu reüssiren. Als er bemerkte, daß seinem wüthenden Eifer nach die Untersuchung nicht schnell und hart genug geführt zu werden schien, so erinnerte er dieselbe nicht bloß mehrmals durch neue eingegebene Schriften, sondern um sich des Ausgangs derselben zu meinem Verderben destomehr zu vergewissern, so schickte er mit einem andern nach Polen reisenden Auswanderer ein Schreiben an die dort indessen Angesiedelten, welche mich angeklagt hatten, und ersuchte sie auf der Stelle zurück zu kommen, indem das von mir ihnen abgepreßte Geld zu ihrer Zurückerstattung bereit läge, von ihnen aber nur persönlich abgenommen werden könne; da diese bethörten Menschen ihre Denunziation nicht beeidigt hatten, und nach deren Eingabe schnell abgereist waren, so fürchtete der boshafte Pfaffe, meine Condemnation möchte durch den Mangel dieser Formalität erschwert werden, durch ihr persönliches Erscheinen und ihre Beeidigung in öffentlicher Audienz aber die Wirkung so viel verderblicher für mich werden. So geschah

es zum Erstaunen aller Menschen, daß diese Leute wirklich den großen Weg aus Polen zurück machten, sich sogleich bei der K. Staatsbehörde meldeten und ich nun einige Tage hernach zur öffentlichen Verhandlung vorgeladen wurde. Ich wurde zwar nun verurtheilt — allein meine Denunzianten erhielten das Geld nicht mehr, der Staat behielt es, weil es demselben zwar gehöre, allein ich nicht das Recht gehabt hätte es zu erheben, und sie mußten wieder ebenso leer heimziehen, als sie gekommen waren!! In der Audienz selbst, wo W. ebenfalls als Zeuge gegen mich aufgeführt wurde, betrug er sich ebenso unwürdig. Als er abgehört wurde, bemerkte mein Sachwalter, daß er ein Papier in seinem Hut verborgen hatte und durch öfteres Hinschielen verrieth, daß dasselbe seine Aussage enthalten müsse. Auf unsre desfallsige Bemerkung und Aufforderung des Präsidenten mußte der Schurke mit Beschämung eingestehen, daß er seine Deposition aufgeschrieben habe. Er, der Geistliche, der gewohnt war Kanzelvorträge memorirt vorzutragen, mußte seine eidliche Zeugenaussage dem Papier abstehlen, die einfach und treu aus dem Herzen allein kommen darf! Was ist hieraus zu entnehmen? Und dieser Mensch ist ein protestantischer Geistliche, ist es heute noch und predigt heute noch in der ersten Kirche der Stadt P. die Moral und christliche Liebe, predigt in öffentlicher Königlicher Anstellung. Eheu jam satis est!!!

Ich fahre nun fort mit der Erzählung der traurigen Folgen des gegen mich vom Bezirksgericht zu . . . erlassenen Urtheils. Als es ausgesprochen war, ist es mein einziger Gedanken gewesen, davon zu appelliren. Nach gepflogener Berathung mit Rechtsfreunden geschah dies aber nicht und wurde ein Gnadengesuch an den König vorgezogen. Die Gründe, warum ich den letzteren Weg einschlug, und weßwegen ich von so Vielen mit Recht getadelt worden bin, mir auch nachher selbst die bittersten Vorwürfe machte, sind in mehren Beilagen enthalten. Ich füge noch Folgendes bei:

Die kurze Frist von 10 Tagen zur Appellation, meine gänzliche durch das unglückliche Urtheil über mich ergangene Unfähigkeit zum eigenen kräftigen Handeln, ließen mich den unglücklichen, zwar gutgemeinten Rath meiner Freunde um so viel eher befolgen, da niemand von uns im geringsten daran dachte, daß der verweigerte Königliche Erlaß der Strafe noch härtere Folge als diese selbst nach sich ziehen würde. Wenn ich hiervon die geringste Ahnung gehabt hätte, hätte ich keinen Augenblick gezögert, zu appelliren.

Ich reichte ein Gesuch an des Königs Majestät um Nachlaß der Strafe ein. Aus diesem nun erhellt, daß ich aus der Erstehung der Strafe nur den Nachtheil der Beschimpfung und der daraus für mich entspringenden Minderung des öffentlichen Vertrauens befürchtete. Hierauf erfolgte eine Königliche Ent-

scheidung, welche mich mit meinem Gesuch aus folgendem Grund abwies:

„Man könne es nicht bewilligen, weil ein Notar, der nach vorhergegangener gerichtlicher Untersuchung wegen eines Dienstvergehens verurtheilt worden sei, nicht begnadigt werden könne, weil das Notariat aufs öffentliche Zutrauen begründet wäre.“

Als diese Entscheidung mir durch den Staats-Prokurator insinuirt wurde, so endigte dessen Schreiben vom 16. April 1818, das mit der Schrift vom 1. Juli 1819 später eingegeben wurde und daher hier fehlt, folgendermaßen: „Sie werden also leicht „einsehen, daß Sie Ihr Amt nicht ferner begleiten können, und muß Sie daher bitten, mir zu erklären, ob Sie es freiwillig niederlegen „wollen?“

Man kann sich vorstellen, welche erschreckliche Wirkung dieser Schluß des Briefes auf mich machte, ich, der sich unschuldig fühlte und allenfalls nur eines Versehens überführt war, ich sollte nicht bloß zwei Monate Gefängnißstrafe erdulden, sondern auch noch mein Amt verlieren! Mein Kummer war gleich groß über die Beschimpfung meiner Ehre, als über die bevorstehende Einbuße eines Amtes, das mir an sich sehr theuer, eine reichliche Nahrungsquelle für mich und meine Familie war, und dann — was sollte nun bei dem mißlichen Zustand meines Vermögens aus mir werden?

In dieser traurigen Alternative würde ich den-

noch mich nun gern dem erstern Uebel unterworfen haben, wenn nur das letztere nicht mitverknüpft gewesen wäre. Hier entstand nun und mußte entstehen die Frage: Kann man mich durch richterlichen Ausspruch in Gemäßheit des Straferkenntnisses vom 28. Februar 1818 meiner Stelle als Notar entsetzen? Heute beantworten alle Diejenigen, welche mir damals abriethen, es auf eine richterliche Entscheidung ankommen zu lassen, diese Frage mit Nein, und ich glaube, daß sie damals mit Ja Recht hatten, wie sie heute mit Nein Recht haben. Der damalige politische Stand der Dinge war so beschaffen, daß ich fest überzeugt bin, man würde ebenso einen Artikel des Gesetzes mit den Haaren herbeigezogen haben, um mich abzusetzen, als man einen aufzufinden gewußt hatte, mich wegen Einmischung in eine fremde Funktion zu bestrafen. Die Stimmung war damals so gegen mich, wie sie später sich zu meinen Gunsten wendete, wie man noch sehen wird, und wenn ich jetzt noch mein Amt gehabt hätte, hätte sich das Gericht für Beibehaltung desselben entschieden, der Staatsprocurator hätte mich wahrscheinlich nicht einmal zur Niederlegung aufgefordert. Damals rieth mir jedermann, mein Amt freiwillig niederzulegen, und deßwegen es auf keine richterliche Entscheidung ankommen zu lassen, weil abgesetzt durch Urtheil ich vielleicht niemals oder wenigstens in langer Zeit nicht Hoffnung auf Wiederanstellung haben würde, die aber im ersteren Fall mir sicher offen stünde.

Ich entschloß mich daher, meine Dimission zu geben; doch da mir von der höchsten Justizbehörde zu . . . die bestimmte Hoffnung gemacht wurde, daß sich der König bewogen sehen würde, mir nun die Gefängnißstrafe gegen meinen Dienstverlust gänzlich zu erlassen, so sollte ich desfalls in einem neuen Gesuch einkommen.

Im Anfang des Monats Juni erfolgte schon ein neues K. Rescript, welches mich neuerdings abwies. Als auch mir dieses der K. Staatsprocurator insinuirte, forderte er mich auf: „Bestimmt und alsbald zu erklären, ob ich nun mein Amt freiwillig niederlegen oder es auf eine richterliche Entscheidung wolle ankommen lassen.“ Dieses Schreiben befindet sich, wie oben bemerkt, bei den Acten. Mein Kummer war auf den höchsten Grad gestiegen, alle Hoffnung zur Beibehaltung meines Amtes war nun bei mir wegen dieser letzten streng und ungewöhnlich schnell erfolgten Abweisung meines Gesuchs um soviel mehr erloschen, auch mein Gemüth über die Härte überhaupt, womit man mich behandelte, ungewöhnlich gereizt, — ich legte mein Amt nieder.

Inzwischen hatte meine unglückliche Geschichte vieles Aufsehen erregt, indem jeder Unpartheiische sich leicht durch das gegen mich beobachtete gewaltsame Verfahren von der Existenz einer zum Grunde liegenden geheimen Cabale überzeugte. Die Theilnahme für mich wurde besonders bei meinem edlen Freunde und Verwandten, dem Großherzogl. Hessischen Ge-

heimen Archivar N. zu Darmstadt, rege. Diese bewog ihn, ohne mein Wissen (denn wäre ich davon unterrichtet gewesen, so hätte ich mit meiner Dimission gezögert) durch die erhabene Verwendung Ihrer Hoheit der Frau Großerbprinzessin zu Darmstadt an Höchstdero Frau Mutter, die verwittwete Frau Markgräfin von Baden Durchlaucht, und von dieser an Ihre Majestät die Königin von Baiern, Höchst Ihre Frau Tochter das Memoire de dato 6. Juni 1818 einzusenden (sub D. abgedruckt).

Einige Tage hernach, als ich meine Dimission schriftlich eingeschickt hatte und diese sich noch in den Händen des Staatsprocurators befand, wurde mir im Vertrauen mitgetheilt, daß die Königin sich auf eine von N. eingegebene Schrift interessirt und als Folge davon das Ministerium der Justiz von den . . . Behörden neuen Bericht begehrt habe, so daß ich nun noch eine günstige Aenderung meines Schicksals hoffen könne.

Wer hätte nun nicht von einem menschlichen höhern Beamten erwarten sollen, daß er von meiner eingegebenen Amtsniederlegung so lange keinen Gebrauch machen würde, bis diese neue Entscheidung ergangen wäre! Was geschah vielmehr? Der Staatsprocurator, der sich so vieler Härte in der letzten Zeit seiner Verhandlungen, besonders rücksichtlich meiner Dienstentlassung, hatte zu schulden kommen lassen, benahm sich hier mit einer unverzeihlichen Unmenschlichkeit dadurch, daß er meine Dimission in

aller Eile nach München absandte, und da dieselbe in einer freiwilligen Form abgefaßt war, so machte sie die allerhöchste Intercession unwirksam, welche dahinging, mir das Amt zu erhalten. Ich versuchte ein Gegenmittel durch einen Brief, welchen ich an die Königin schrieb.

Ehe ich hier forterzähle, kann ich nicht umhin noch etwas anzuführen, was das Benehmen des Staatsprocurators Stellvertreter C. gegen mich charakterisirt. Bei der öffentlichen gerichtlichen Verhandlung benahm sich der letztere nicht bloß so roh und gefühllos, daß es allen Zuhörern auffiel, sondern auch höchst ungerecht und erbittert; so wollte er ungeachtet der klarsten Beweise, daß schon der Gedanke einer von mir projectirten Gelderpressung unstatthaft war, diese immer auf mich bringen, und trieb es so weit, daß er den Zeugen nicht einmal erlaubte ruhig zu deponiren, zweien davon sogar mehrmals folgendermaßen anredete: Ihr müßt davon wissen. — Ich weiß, daß es so und so war. — Nicht wahr, es war so und so? — so daß der Präsident mit Unwillen erinnerte: Sie hören ja aber, daß Sie sich irren.

Als die Verhandlungen geschlossen waren und des Staatsprocurators Stellvertreter C. seine Strafanträge vortrug, schloß er so leichthin, wie wenn er nichts von allen Depositionen der Zeugen gegen die muthmaßliche Prellerei vernommen habe — „Da auch der Beschuldigte der Prellerei überwiesen ist" —.

Da es wahrscheinlich war, daß ich gegen das ergangene Condemnationsurtheil appelliren würde, so hatte C. den Untergerichtsschreiber beauftragt, ihn sogleich von meiner desfallsigen Erklärung in der Gerichtskanzlei zu benachrichtigen, damit auch er von seiner Seite appellire.

Nach dem Bestand der französischen Criminalgesetzgebung mußte das Appellationsgericht, wenn die Staatsbehörde appellirte, den Prozeß von Anfang an verhandeln und brauchte, wenn es mich für schuldig erkannte, auf die im ersten Urtheil erkannte Strafe keine Rücksicht zu nehmen, es konnte eine höhere Strafe gegen mich aussprechen; wenn ich aber allein appellirte, so hatte ich bloß eine Bestätigung, niemals aber eine Schärfung des Urtheils 1ster Instanz zu befürchten. Man sieht also, wie unmenschlich C. es mit mir meinte und wie sehr er sich freuen mußte, als die Appellation ganz unterblieb, denn für sich allein zu appelliren, schämte und scheute er sich doch. Man wird sich aus dem Betragen dieser beiden Herrn eine Idee bilden können, wie sie sich in ihren Berichten bei meinen eingereichten Gnadengesuchen benommen haben. —

Inzwischen war die Königliche Familie im Bad zu Baden angekommen. Dies bewog mich, im Monat Juli dahin zu reisen, und sogleich bei meiner Ankunft Herrn Oberhofmarrschall von Goren, an den ich eine Empfehlung hatte, einen Besuch abzustatten.

Derselbe war von meiner traurigen Angelegenheit informirt und sagte mir sogleich, daß, da ich meine Dimission freiwillig gegeben habe, der König mich als einen reichen Mann ansehe, wie ich ihm denn schon lange als solcher geschildert worden wäre, der gerne sein Amt fahren ließ, um der Strafe zu entgehen, und daß man mich deßwegen auch diese habe wollen fühlen lassen. Ich habe daher auch nicht wohl Hoffnung auf Wiedererhaltung meiner Stelle zu P., allein er zweifle nicht, daß ich eine andere erhalten würde. Er wies mich daher an den Director des Staatsraths, Freiherrn von Ringel, der auch zu Baden war. Da ich der Meinung des Herrn von Goren beipflichten mußte, so benutzte ich den Zufall der Erledigung einer Notarstelle zu Neustadt an der Haardt, und setzte in aller Eile eine Vorstellung auf. Diese hatte ich die Ehre den folgenden Tag dem Herrn Staatsrath v. R. zu überreichen, die er mir sehr gefällig abnahm und die Güte hatte mir zu versprechen, daß er sie nicht bloß dem Könige empfehlen, sondern mir auch baldigst eine Königliche Entscheidung verschaffen wolle. Herr von Goren, dessen Gefälligkeit ich nicht genug rühmen kann, erzählte mir den folgenden Tag, wie der König nur mit Mühe zu überreden gewesen wäre, daß ich gezwungener Weise auf das Andringen des Staatsprocurators meine Stelle niedergelegt habe, und daß es daher nothwendig wäre, um ihn zu belehren, ihm baldigst jene beide Schreiben des K. zu übersenden. Der Kö-

nig habe übrigens bestimmt geäußert, mir die Stelle zu geben.

Obigem gemäß habe ich nachher die beiden Aufforderungen des Staatsprocurators Hrn. von G. nach München gesandt.

Von Hoffnung belebt reiste ich nach P. zurück; statt meine Wünsche erfüllt zu sehen, was geschah?

Eine K. Entscheidung *) erfolgte und erfüllte mich mit eben so vielem Kummer als Erstaunen. Man wollte dem ungestümen Bettler doch etwas zukommen lassen, so setzte man die gegen ihn erkannte Gefängnißstrafe von 2 Monaten auf 8 Tage — wegen besonderer Rücksichten — herab.

So war also mein Schicksal entschieden, und ungeachtet mich nun niemand mehr zur Erstehung dieser Strafe antrieb, so meldete ich mich freiwillig, und erstand sie im Monat November.

Indessen war meine niedergelegte Stelle nicht vergeben worden, ich noch im Besitz meiner Registratur geblieben und ich hatte nun Gelegenheit genug, mich zu überzeugen, wie Unrecht ich hatte, von des Königs Gnade etwas zu hoffen, und nicht mit Gewalt mein Recht zu erkämpfen. Die Errichtung der Verfassungs-Urkunde und die Zusammenberufung der Landstände im Königreich Baiern belebte und reifte in mir den Entschluß, nun nicht mehr zu bitten, sondern für

*) Beilage sub E.

mein Recht muthig zu kämpfen. Mein Bruder, Advokat bei den beiden Gerichtshöfen zu . . . begehrte daher Abschrift aller Untersuchungsakten, die ich auch erhielt und dieselbe den 1. Juni 1819 durch einen Landstand bei des Königs Majestät einreichen und betreiben ließ. *)

Diese Vorstellung, welche deutlich und kräftig die Rechtsgeschichte meines unglücklichen Prozesses darstellt, und den an mich begangenen, niemals zu rechtfertigenden Mißgriff beweist, hatte die Folge, daß sich das K. Appellationsgericht zu . . . als besondere Justizcommission versammelte, und auf den Antrag des Generaladvokaten ein Gutachten erließ, das ungefähr Folgendes enthielt (es ist mir nie in Original, sondern bloß per indirectum zugekommen), daß „ich in meine Qualität als Notar zu reintegriren (dies ist wörtlich richtig) und ebenso würdig als fähig sei zur schnellsten Anstellung in diesem oder dem richterlichen Fache.

Das Appellationsgericht trug deßwegen nicht darauf an, daß ich in meine Stelle zu P. reintegrirt werden sollte — weil sie nicht mehr existirte. Man wird mit Verwunderung nun Folgendes vernehmen:

So wie ich meine Stelle niedergelegt hatte, so

*) Beilage sub F.

ging meines Collegen J. neues eifriges Bestreben dahin, den alten, noch keinen Augenblick vergessenen Plan: die Alleinherrschaft im Notariat zu P. mit allem Möglichen durchzusetzen und — er reussirte, wie gewöhnlich, auch hier. Ungeachtet ihm meine Reclamationen bekannt waren, ungeachtet er selbst bei jeder Gelegenheit das Unrecht öffentlich anerkannte und anerkennen mußte, das mir widerfahren war, ungeachtet er sogar wußte, daß mehre eingereichte Bittschriften um meine Stelle von den Bittstellern, namentlich von dem rechtlich gesinnten Notar M. von . . ., um mir nicht entgegen zu sein, von den Interessenten zurückgewiesen wurden, — ungeachtet dem Allen betrieb J. die Unterdrückung meiner Stelle als unnöthig und benutzte sogar als Beweismittel für dies Letztere, den Umstand anzuführen: Man ersehe die Unbedeutsamkeit des Notariats zu P. daraus, daß sich gar Niemand um meine Nachfolge bewerbe!!!

Es erging ein Königliches Dekret, welches meine Stelle unterdrückte *), unterm 20sten April 1819, das mir aber erst bekannt wurde, als meine Vorstellung sub F. schon eingereicht war.

So hatte ich denn endlich vom Appellationsgericht zu . . . . . die langersehnte Genug-

---

*) Kaum zwei Jahre hernach war meine Stelle wieder errichtet und vergeben!!! Ist das nicht selbstredend?

thuung erhalten, alle Guten freuten sich darüber und mein und der Meinigen Entzücken war unsäglich. Ich muß gestehen, ich hegte dabei die sichere Hoffnung auf Wiedereinsetzung zu P., als Folge des mir zuerkannten Rechtes und zweifelte nicht, daß jenes Dekret zurückgenommen oder im entgegengesetzten Fall ich wenigstens ein damals zu Oggersheim am Rhein vacantes Notariat erhalten würde. Beide Wünsche wurden mir zernichtet, ich sollte zur Verzweiflung gebracht werden.

Ein K. Dekret vom 4. Oktober 1819, Beilage sub G., ließ mich nur zu deutlich sehen, daß man mich aufgeben wollte; ich wurde dadurch nicht bloß in meinem Antrag um Wiedereinsetzung zu P. abgewiesen und durch die Erklärung: da auch im Augenblick keine Stelle erledigt sei — ging wohl hervor, daß man mich nicht mehr für unwürdig halte, wieder angestellt zu werden — als einzige Genugthuung, die man mir gönnte —, allein zugleich auch erhellte daraus, daß man, wer weiß auf wie lange, mich auf eine Wiederanstellung wolle warten lassen, indem ja die Stelle zu Oggersheim erledigt, und die Berichte desfalls sich längst schon im Ministerium befanden.

Ich verweile bei dieser traurigen Epoche in meiner Leidensgeschichte mit folgenden Bemerkungen: Wenn ein aufmerksamer, unpartheiischer Beobachter dem Gang meines unglücklichen Prozesses von dessen Entstehen bis ans Ende gefolget, so muß er verwun-

derungsvoll die Frage aufwerfen: Wie ist es möglich, daß aus einem so unbedeutenden Versehen, wie ich mir bei Zurückbehaltung jener Gelder zu Schulden kommen ließ, solches Ende hat entstehen können? Aus den Verfügungen des Urtheils vom 28. Februar 1818 erhellt schon, daß ich keine Geldunterschlagung beabsichtigt hatte und haben konnte, und die Schrift vom 1. Juni 1819, bestätigt durch das Gutachten des Appellationsgerichts, beweiset, daß eine Einmischung in ein fremdes Amt im Sinne des französischen Strafcodex niemals existirte; ich frage: was war denn mein Verbrechen? Ich antworte: Ich habe gar keins begangen, sondern bloß einen Fehler der Uebereilung, wozu mich größtentheils die Unbestimmtheit der oben angeführten Regierungsverordnung und meine Furcht vor persönlicher Haftung verleitete, mir aufgebürdet, und dann gebe ich zu, aber weiter nichts: mein Betragen lag so offen vor jedermanns Augen, geschah in vieler Menschen Gegenwart, in meiner Schreibstube, und meine Empfangsscheine sprachen deutlich den beabsichtigten Zweck aus. Ich wiederhole also nochmals die gestellte Frage: Wie hat es denn so mit mir kommen können und ich antworte:

Ich war lange schon ohne mein Wissen, ja ohne die geringste Ahnung davon zu haben, von boshaften Feinden der K. Regierung zu . . . als ein hochfahrender, durch unerlaubte Mittel reich gewordener, dem Lande verderblicher Mensch geschildert worden, um den los zu werden man jede Gelegenheit be-

nutzen müsse. Als nun die infame, mit pfäffischer Wuth und Feinheit ausgearbeitete Klag- oder vielmehr Schmähschrift (ich hätte sehr gewünscht, sie dem Publikum mittheilen zu können, allein ich hatte sie nur im Vertrauen zu Gesicht bekommen und keine Abschrift zu nehmen Gelegenheit), meines Mörders, des Pfarrers W. zu P., eingegeben wurde, worin ich des Betrugs und der Unterschlagung jener Gelder angeklagt war, so glaubte man jetzt die Gelegenheit gefunden zu haben, um obigen Zweck zu erreichen. Ein Beweis dieser Behauptung ist, daß, als meine vorläufige Vertheidigung dem Staatsprocurator K. zugekommen war, dieser selbst nur auf eine einfache Disciplinarstrafe antrug, die Regierung dagegen mit auffallender Strenge und ungewöhnlicher Geschwindigkeit erklärte, damit nicht zufrieden sein zu können, sondern zuerst mich sogar als der Unterschlagung öffentlicher Gelder!! verdächtig, warum nicht auch gleich schuldig, vor die Assissen gebracht haben wollte — dann aber befahl, mich wegen Einmischung in eine fremde Function vor dem Zuchtgericht zu verfolgen. Die Regierung hat wahrscheinlich nicht bedacht, daß sie selbst sich des Verbrechens schuldig machte, dessen sie mich anklagte, dadurch schuldig machte, daß sie als Verwaltungsbehörde einem unabhängigen Tribunal das gegen mich zu beobachtende Verfahren vorschrieb. Sie erreichte auch ihren Zweck, das Bezirksgericht wurde eingeschüchtert, die Untersuchung erging unter Angst und Zähnklappern, wurde alle An-

genblicke monirt und so kam es endlich zur öffentlichen Verhandlung vor dem Gericht, das mich vor Eröffnung desselben, wie ein einfacher Landmann, der von Anfang bis ans Ende beiwohnte, sich nachher ausdrückte, schon verurtheilt hatte; dieser sagte mir: Ei, Herr . . ., darüber müssen Sie sich nicht wundern, „der Herrn ihr Urtheil war ja schon vorher in . . . gesprochen.“ Ich berufe mich auf jene öffentliche gerichtliche Verhandlung vom 28. Februar und fordere die gegenwärtig gewesenen Personen als Zeugen auf, ob sich nicht der alte Präsident E. mehrmals der Worte bediente: Die Regierung meint — hohe Regierung sieht es von der Seite an —? ob nicht deßwegen mein Anwald, der wackre Advokat Sch. im Gefühle der Empörung ausrief: „Ist es so weit gekommen, daß unsere Tribunalien wieder unter der Regierung stehen?“ worüber der Staatsprokurator ihm einen Verweis gab. Das Tribunal mußte mich also in Gemäßheit jenes ihm vorgeschriebenen Artikels strafen, weil man bloß durch diesen an mich konnte.

Ich frage endlich, wer ist an all dem Elend schuld, das nun nicht bloß mich und die Meinigen, sondern noch viele andere Personen betroffen hat, bin ich's allein? Das unpartheiische Publikum, nicht ich, soll diese Frage beantworten.

Ich fahre jetzt fort zu erzählen, wie alle diese Begebnisse mein und der Meinigen völliges Unglück herbeigeführt haben. Seit meiner Amtsniederlegung, das heißt vom 23. Juni 1818 bis Ende des Monats September 1819 war ich als brodloser Familienvater in einer doppelt traurigen Lage. Ich war ohne Amt, in eine Gefängnißstrafe verurtheilt und hatte noch außerdem sehr beträchtliche Kosten wegen der Durchführung meines Prozesses zu leiden. Diese Entbehrungen setzten mich natürlich in meiner an sich zerrütteten öconomischen Lage noch mehr zurück und waren mir um so schädlicher, da von einer Zeit zur andern auf Wiederanstellung hoffend, ich keine besondere Einschränkungen in meinem Hauswesen oder die früher beschlossene Einrichtungen vornehmen konnte.

Indessen kostete es mir noch andere Opfer, die ich dem Wuchergeiste einiger meiner unruhig gewordenen Gläubiger bringen mußte, da ich Alles anwendete, um jeder gerichtlichen Klage derselben vorzubeugen.

Man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehen meine Geschichte machte, und ob ich gleich sagen kann, daß man größtentheils auf meiner Seite stand, so gab es doch auch viele, die, da sie das so harte Verfahren gegen mich nicht begreifen konnten, einen Verdacht hegten, daß ich mich nicht zu Tag gekommener Verbrechen müsse schuldig gemacht haben, und als jede Genugthuung und neue Anstellung ausblieb, so sank mein öffentlicher Kredit täglich mehr, und

als endlich von einigen meiner verglichenen beträchtlichen Schuldposten gesprochen wurde, so entstanden beunruhigende Aeußerungen über den Zustand meines Vermögens. Ungeachtet der heftigste Kummer und die beständige Sorgen mein Gemüth und das meiner guten Gattin Tag und Nacht beängstigten, so suchten wir uns immer noch mit meiner baldigen Anstellung und der durch den Kredit derselben und den Beitritt meiner Geschwister und Anverwandten zu hoffenden Vergleich mit meinen Gläubigern zu beruhigen.

Indessen verzögerte sich die Entscheidung meines Schicksals von einer Zeit zur andern. Da auch die gesetzliche Frist von zwei Monaten, während welcher ich noch meine Registratur seit dem Insinuationstag der Unterdrückung meines Platzes in Händen behalten durfte, verstrichen war, so hatte nun J. nichts Eiligeres zu thun, als meine Urkunden in Empfang zu nehmen und so durch deren Vereinigung mit den väterlichen das hohe und noch niemals aufgegebene Ziel seiner Wünsche erreicht. Mehre meiner Gläubiger drangen nun immer mehr auf Zahlung oder Sicherheit. —

In dieser Noth meines Herzens, durch Angst und Verzweiflung um meine ruhige Besonnenheit gebracht, ließ ich meine Verwandten zusammen kommen, um mit ihnen einen Plan auszubilden, wie und auf welche Art man sich etwa mit den stärksten oder alten Gläubigern in der Stille auf irgend eine Art vergleichen

könne. Leider waren jetzt aber diese meine Verwandten selbst meine Gläubiger und die Total-Summe meiner fremden Schulden war so beträchtlich, daß ich sie nur dann bei dem dermaligen Unwerth der Güter, Früchte und anderer Mobilargegenstände beruhigen konnte, wenn ich Brüder und Schwäger zurückgesetzt hätte. Allein diejenigen der Meinigen, welche aus Liebe und Mitleiden mit meiner Lage gerne hierzu eingewilligt hätten, waren in Rücksicht ihrer Forderungen die unbedeutendsten, und die anderen fußten, ohne daß mein Elend und die zu befürchtende gerichtliche Verfolgung den geringsten Eindruck auf ihre egoistische Gemüther machte, auf die empfangenen hypothekarischen Vorrechte. Da nun unter den Ersteren sich auch der älteste Bruder meiner Frau, mein edler Schwager Inspector K., im Aeußern und Innern das völlige Gegenbild des unwürdigen F. K., dessen Vermögen durch eine für mich in der Zeit der Noth geleistete beträchtliche Bürgschaft und das Glück seiner Frau und Kinder auf dem Spiele stand, und mein jüngster Bruder mit einer ähnlichen Forderung befanden; alle beinahe die Hoffnung auf meine Wiederanstellung aufgaben, und bei dieser Gelegenheit auch erst den gänzlichen Ruin meines Vermögens inne wurden, so ist es nicht zu verwundern, wenn, statt Rath und Hülfe zu erlangen, mich ein Theil meiner Verwandten durch die rohen Ausbrüche ihres Interesses, und die andern durch den Jammer wegen ihrer für mich durch Bürgschaft übernommene Ver-

bindlichkeiten ganz außer mich brachten. Die Folge war, daß die Ersteren mir zum Theil mit Gewalt einige meiner Habseligkeiten entrissen, und ich die Andern freiwillig im Besitz eines guten Theils meines disponiblen Vermögens setzte. Dies Nämliche geschah auch nach und nach mit andern fremden Gläubigern, deren Rechtlichkeit mich besonders ansprach. So kam es, daß ich ohne Eröffnung eines Concurses in wenigen Tagen über den größten Theil meines Vermögens verfügt hatte, aber eine nicht unbedeutende Anzahl meiner Kreditoren noch unbefriedigt war. Meine Frau, der jeder Gedanke fremd war, von ihren weiblichen Beneficien wegen ihrer Illaten Gebrauch zu machen, die nur von dem Gefühle ihres treuen Herzens geleitet wurde, hatte dabei freiwillig ihr ganzes Vermögen aufgeopfert, und dennoch war das Resultat noch traurig genug.

Während dieser gewaltsamen Vorgänge wurde unser Jammer dadurch vermehrt, was wir zu einer anderen Zeit als ein Fest des ehelichen Glückes unter Freudenthränen und Dankgebet zum Himmel feierten, daß meine Frau in die Wochen kam, und daß mir die Königliche Entscheidung (Beilage G.) insinuirt, wurde. O, furchtbare Zerstörung aller Hoffnungen und Wünsche! Man stelle sich das Gräßliche unserer Lage vor, und dennoch sollte sie noch härter werden, wir sollten den Leidenskelch bis auf die Hefe ausleeren!

Ich führe keine weiteren Gründe an, welche die

Veranlassung zu meiner Armuth noch mehr beweisen könnten; mag dieselbe ihren Ursprung haben, worin sie wolle, so ist dieselbe leider da und meine Lage ist von der Art, daß ich und meine Frau hülflos, nichts mehr als uns selbst und vier unmündige bedauerungswürdige Kinder besitzen, wovon das älteste 9 Jahre und das jüngste ein Säugling ist, dem nicht einmal die mütterliche, von Kummer ausgetrocknete Brust zu Theil werden kann; mag die Veranlassung zu unserm Elende sein, welche sie wolle, so liegt sie nicht in schlechter Aufführung und Verschwendung. Das weiß Gott, das wissen meine Mitbürger!

In dem Augenblick, da wir den Plan ausbildeten, unsere Haushaltung völlig aufzulösen, auch schon unsere zwei ältesten Kinder zur älteren, auswärts verheiratheten Schwester meiner Frau abgegangen waren, diese selbst einstweilen mit den beiden jüngsten Kindern bei einer anderen Schwester, ebenfalls auswärts, ihren Unterhalt finden, und ich in einer Schreibstube mein Unterkommen suchen sollte, als wir alle physischen und moralischen Kräfte aufboten, um uns in dies traurige Schicksal zu finden, hatten einige meiner Gläubiger Urtheile auf körperlichen Zwang gegen mich erhalten.

So mußte ich mich denn des letzten Trostes in meinem Elende, in meinem Vaterland in der Nähe der Meinigen eine Aenderung meines Schicksals abwarten zu können, berauben, ich entfloh!!

Ich entfloh, um nicht im Gefängniß wegen der

Schulden zu Grunde zu gehen, auf deren Ersatz das nämliche Gericht, das mich schon ungerecht behandelt hatte, körperlichen Zwang erkannt hatte, und die ich demnach mit Verlust meiner Freiheit und Gesundheit niemals würde haben bezahlen können. Ich zog vor, in fremdem Lande die Mittel zu einer künftigen Existenz für mich und die Meinigen, vielleicht auch für den Rest meiner Gläubiger, Befriedigung aufzusuchen, welches letztere für mich stets eine ebenso heilige Pflicht als wie das erstere sein wird!

Ich habe nicht nöthig, den Jammer zu schildern, der mich ergriff, als ich meine geliebte Frau als Wöchnerin von 10 Tagen verlassen mußte; jeder Gefühlvolle wird meinen Schmerz um so viel mehr theilen, wenn er erfährt, daß ich nun seit dem Anfang des Monats Oktober verflossenen Jahres 1819, nur mit dem nöthigsten Weißzeug und einigen Kleidungen versehen, beinahe ohne Geld aus einem Lande in's andere gewandert, von der Unterstützung aufgesuchter Jugend- und Universitätfreunde lebe. *) Man wird meinen Schmerz noch mehr begreifen, wenn ich anführe, daß einige Wochen nach meiner Entfernung ein Königliches Dekret erging, welches mich zu meiner vollkommenen Rechtfertigung als Friedensrichter zu . . ., einer angenehmen und einträglichen Stelle, ernannte. O, schreckliches Schicksal! Meine Entfernung aus dem Lande benutzte die K. Baierische Re-

*) Beilage H.

gierung des Rheinkreises, dieß Ernennungsdekret zurückzubehalten!! und ohne Hoffnung ist mir auf immer dies höchste Ziel meiner Wünsche, dieser Anker in meiner Noth und dieser Hoffnungsstern für meine Gläubiger entrissen!

Ich endige mit dem bangen Seufzer, der täglich und stündlich meine Brust hebt: „Was wird ferner, was wird endlich aus mir und den Meinigen werden!“

Den 19. Jänner 1820.

Nachträge.

Im Jahre 1803, wo ich neben den Amtsverrichtungen eines Ersten Adjuncten des Maire auch Polizeicommissair war, trug sich folgende Begebenheit in unserer Stadt zu.

Mit dem Beginnen des Frühjahrs rückten zwei Schwadronen Husaren in dieselbe ein, um längere Zeit hier in Besatzung zu bleiben. Da es keine Kaserne zu ihrer Aufnahme gab, so mußten sich die Bürger bequemen, ihre Gäste in ihren Wohnungen unterzubringen. Da ein Bäcker ein erledigtes Haus besaß, so vertrugen sich Einige mit ihm, daß er einen Fourier mit Frau und Tochter, einen Unteroffizier und einen Husaren auf ihre Kosten darin einquartierte. Dieses Haus, worin außerdem noch in

zweiter Etage hintenaus ein verdorbener Metzger nebst Frau und zwei Kindern wohnte, befand sich zwischen zwei andern Häusern eingeklemmt, dergestalt, daß es, selber keine Seitenwände habend, nur schwach mit den Balken in die Wände jener befestigt war. In einer stürmischen Nacht, gegen 2 Uhr, wurden die Bürger durch einen plötzlichen Feuerlärm, vermischt mit militairischem Trompetenschalle, in Schrecken gesetzt. Als ich in möglichster Eile mich auf meinem Posten eingefunden, war zwar nirgends Feuer ausgebrochen, dagegen war das beschriebene Haus nach hinten, wie ein Kartenhaus, zwischen den zwei andern in Trümmern zusammengestürzt. Folgende ebenso betrübende als auffallende Umstände begleiteten den Sturz dieses Hauses.

Der Fourier nämlich, der seit einigen Tagen, die er im Arresthause wegen eines Dienstvergehens zugebracht, seine Frau und Tochter nicht gesehen hatte, erwirkte durch vieles Bitten bei dem Gefangenwärter, daß er gerade diese Unglücksnacht bei ihnen zubringen durfte. Alle drei fanden ihren Tod bei dem Einsturze. — Der Unteroffizier verdankte einem andern Zufalle, wenn man es so nennen darf, seine Rettung. Heimkehrend von der Nachtswache, von einem Hündchen gefolgt, war er eben beschäftigt, mit dem Schlüssel die Hausthüre zu öffnen, als das Haus sich auf der andern Seite niedersenkte; das ihm durch die offene Thüre vorgeeilte Hündchen versank mit, er aber blieb, vor Schrecken erstarrt,

nur einen Schritt vom Abgrunde in der Straße stehen. Der Husar kam mit dem Leben, obwohl schwer beschädigt, davon. Wahrhaft wunderbar war jedoch die Rettung des Fleischers. Neben seiner Frau, die noch einen Säugling hatte, schlief er mit einer Tochter von 8 Jahren in einem Bette. Da das Kind in dieser Nacht viel schrie, so bewog ihn seine Frau, dasselbe auf den Arm zu nehmen und in der Stube umherzutragen. Er stand gerade am Fenster, als das Haus sich auf dieser Seite umlegte; er flog mit dem Kinde unbeschädigt auf die dort angelegten Düngerhaufen herab, während seine Frau und Tochter im Sturze verunglückten.

Ich schweige von dem schaudervollen Anblicke, der sich der versammelten Volksmenge beim Anbruch des Tages darbot, als die verstümmelten Leichen den Trümmern des eingestürzten Hauses entzogen waren. Da die Todten drei Confessionen angehörten, so wurden sie, von sämmtlichen Geistlichen begleitet, mit aller kirchlichen Feierlichkeit beerdigt, die durch die Theilnahme des Militairs noch erhöht wurde. Die Husaren, durch das ihre Kameraden betroffene Unglück aufs heftigste erbittert, das sie anfänglich der Bosheit zuschrieben, waren lange nicht zu beschwichtigen. Der Eigenthümer des eingestürzten Hauses, der allerdings strafwürdig war, daß er es in dem gebrechlichen Zustande zum Gebrauche vermiethete, konnte sich in den ersten Tagen vor den Ausbrüchen ihrer Wuth nur durch die Flucht schützen.

Als Napoleon im Frühsommer des Jahres 1805 seinen ersten Feldzug gegen Oesterreich vorbereitete, wurde auch in unserer Stadt und Umgegend eine Division Cavallerie aufgestellt, die uns während zwei Monate viel Last und Kosten verursachte. Meine Amtsverrichtung und Sprachkenntniß brachten mich mit vielen höheren Offizieren in Berührung, worunter mehre damals schon berühmte Namen führten, wie: Nansouti, d'Haupoult, Lassalle u. a. m.; auch den Prinzen Mürat, nachherigen Großherzog von Berg und noch später König von Neapel, welcher die ganze Cavallerie befehligte, sah ich mehrmals. Bei mir selber lagen zwei Obersten im Quartier, bei denen auch die sämmtlichen neuen kaiserlichen Adler aufbewahrt waren. Als ich eines Morgens mich auf dem Rathhause einfand, traf ich eine Menge Offiziere im Sitzungssaale, die sich beinahe alle mit mehr oder weniger Unmuth über etwas beklagten. Einer derselben vergaß sich so weit gegen den Maire, einen alten ängstlichen Mann, daß er eben den Degen gegen ihn halb entblößte, als ich eintrat. Mit den Worten: „modérez vous, Monsieur“ ergriff ich ihn beim Arm, und schnell ins Nebenzimmer eilend, holte ich meine und des Maire dreifarbige Schärpen mit den dreieckigen Hüten, und, jenen wie mich damit bekleidend, trat ich vor den Zornentbrannten, dem ich zurief: Allez tirer maintenant l'epée de l'empereur contre deux de ses fonctionnaires! Beschämt verbarg sich der Offizier unter seine Kameraden.

Im Jahre 1804, schon verheirathet, wurde ich noch für die Militair-Conscription in Anspruch genommen. Der Unterschied von nur zwei Monaten in meinem Alter brachte mich noch in die Kathegorie eines Rückgriffes in die bereits für freigehaltenen Klassen. Da jedoch die Zahl der Nachverlangten gering war, und es wegen der Menge der damals noch vorräthigen und dem Kriegsdienste nicht abgeneigten Jünglinge nicht schwer fiel, einen Stellvertreter zu finden, so machte die Sache keinen besondern Eindruck auf mich. Mit der Aushebung verfuhr man so, daß sämmtliche Nummern der Disponiblen in unserm Departement einer Altersclasse in eine Urne gethan wurden, etwa 130, worunter sich nur zwölf Treffer befanden. In einer andern Urne befand sich dieselbe Zahl Nummern, welche, zuerst gezogen, bloß die Ordnung der Ziehenden aus der ersten Urne bestimmten. Um ganz sicher zu gehen, erkaufte ich in Verbindung mit drei Bekannten einen in derselben Klasse Betheiligten. Dieser machte sich um den geringen Preis von 100 Fr. verbindlich, den von uns einen Treffer Ziehenden im Kriegsdienste zu vertreten. Damit diese Uebereinkunft zu Stande käme, mußten wir zweierlei aufs Glück hin wagen, nämlich durfte nur Einer von uns verlieren, und mußte unser Stellvertreter sich selbst freiziehen. Für den äußersten Fall trafen wir jedoch auch gleich Fürsorge darin, daß wir Vier uns verbanden, auf gemeinschaftliche Kosten einen vollständigen Ersatz auszuwirken. Der Erfolg fiel auf

eine überraschende Weise glücklich für uns aus. Wir Viere zogen uns frei und — unser erkaufter Ersatzmann verlor! Erfreut über unsere Befreiung, zahlten wir diesem dennoch die 100 Fr. gern, auf die er keinen Anspruch hatte, und so war denn die Sache für sämmtliche Contrahenten angenehm entschieden. So wohlfeilen Kaufs kamen meine jüngeren Brüder nicht durch, da sie in einer viel späteren und schlimmeren Zeit in die Conscription verfielen, wo keine Ersatzmänner mehr als nur für schwere Geldopfer zu erhalten waren.

Ich hatte einigemal als Geschworner den Assisen beigewohnt, so im Jahre 1813, das ein für das Departement vom Donnersberg sehr schmerzliches wegen der Verheerungen war, die darin die bekannte Epidemie anrichtete, welche der Rückzug des französischen Heeres mit sich brachte. Auch in unserem Kanton lagen viele Familien daran nieder, von denen einige völlig ausstarben. Mein Amt wurde dabei oft und für mich gefahrvoll in Anspruch genommen. Mehr Testamente als sonst in zehn Jahren hatte ich bei solchen Kranken aufzunehmen, wo ich jedesmal der Ansteckung ausgesetzt war. Zuletzt waren beinah die nöthigen Zeugen nicht mehr aufzutreiben. Einigemal traf sich's, daß ich allein vor dem Krankenbette die Erklärung des Testators aufnahm

und unterzeichnen ließ, während die Zeugen nur mit brennenden Pfeifen im Munde durch die offenstehenden Fenster zuhörten, und auf der Straße unterzeichneten.

In dem Hauptorte des Bezirkes, wo die erwähnten Assisen abgehalten wurden, herrschte jene Epidemie besonders verheerend. In die Gasthöfe wagte beinahe niemand einzukehren, und die auswärtigen Geschwornen mietheten sich in freien Privathäusern für die Dauer der Sitzungen ein. Diese selber waren jedoch höchst gefahrvoll für die Theilnehmenden, da oft die Angeklagten mit der Seuche behaftet vorgeführt wurden, an welcher auch manchmal Zeugen litten. Man suchte dem Ansteckungsstoffe durch häufige Räucherungen im Sitzungssaale vorzubeugen, während Richter und Geschworne sich dagegen durch das Vorhalten der mit sogenanntem Teufelsessig angefeuchteten Sacktücher zu schützen suchten. Einer nur von uns Allen wurde jedoch von der Krankheit befallen und sogar von ihr in wenigen Tagen weggerafft, und dieser Eine, wer sollte es denken! hatte nie einer Sitzung beigewohnt. Der Mann, den dies Geschick traf, war ein Müller, von kräftiger Körperbeschaffenheit und im besten Alter. Da er weder lesen noch schreiben konnte, und, scheint es, bloß wegen seines großen Grundbesitzes auf die Geschwornenliste gekommen war, so recusirte ihn wegen Untauglichkeit der Staatsprocurator jedesmal, wann er sich beim Namensaufrufe sehen ließ. Der hiermit gar

nicht unzufriedene Müller begab sich dann gewöhnlich schnell weg und ging seinen Zerstreuungen in den Wirthshäusern nach. In einem derselben wurde er von der Epidemie angesteckt, die ihn bald dem Tode zuführte.

Folgender schöne Zug eines Advocaten ist mir noch aus diesen Assisenverhandlungen in erfreulicher Erinnernng. Ein schwer Angeklagter, an der Seuche erkrankt, wurde von jenem vertheidigt. Der Präsident, ein Franzose, vermuthlich in seiner Angst vor Ansteckung die Vertheidigung zu lange findend, bemerkte nach mehren Zeichen von Unruhe dem Advokaten, es scheine ihm, daß er sich kürzer fassen könne, weil hier so viel Gefahr drohe. „Wie, Herr Präsident,“ rief der Vertheidiger aus, „ich soll aus Furcht vor einer ansteckenden Krankheit meine Pflicht zum Nachtheile eines Unglücklichen verletzen und seine Vertheidigung darum abkürzen, damit Sie die Sitzung früher aufheben können!“ Der beschämte Präsident schwieg, während dem wackern Anwalt der verdiente Beifall der Anwesenden ward.

Im Frühsommer desselben Jahres (1813) wurde einer meiner Neffen, zu nicht geringem Schrecken seiner Eltern, zum sofortigen Eintritt in den Kriegsdienst aufgefordert, ungeachtet er schon zwei Jahre früher mit einer bedeutenden Summe einen Stellver-

treter erkauft hatte, der auch damals in das ihm bezeichnete Regiment eingetreten war. Man gab vor, derselbe sei entwichen und hielt sich deßwegen für berechtigt, meinen Neffen zu reclamiren. In dieser wahren Verlegenheit, wo überdies die höchste Eile Noth that und nur durch einen directen Schritt bei der Departemental=Regierung, die ihren Sitz zu Mainz hatte, Hülfe zu erlangen war, bat mich derselbe, ihn persönlich dahin zu begleiten, was ich denn gern that. Wir nahmen Post und langten Abends auf der letzten Station von Mainz gerade an, als ein Korps der jungen Garde in der Umgegend gelagert war. Das große Gedränge dieser Truppen, die den Abend noch in jene Festung aufbrechen sollten, veranlaßte uns, im Posthause zu übernachten, weil wir erst den andern Tag hoffen konnten, die Straße ohne Aufenthalt zu passiren. Beim Abendtische machte ich Bekanntschaft mit einem Militair von vorgerücktem Alter, der nach seinem bescheidenen Aeußeren und zuvorkommend höflichen Benehmen ein Offizier von mittlerem Range zu sein schien. Bei unserer immer traulicher gewordenen Unterhaltung fragte er, ob wir nach Mainz wollten, und ob dieser junger Mann, mein Neffe, dessen jugendliche und schlanke Gestalt ihm gefiel, vielleicht in Kriegsdienst treten solle oder wolle? Als ich verlegen mit meiner Antwort zögerte, sagte er entschuldigend, er thue die Frage nicht allein aus Neugierde, sondern weil es ihm zum Vergnügen gereichen würde, in diesem Fall

dem jungen Manne einen wesentlichen Dienst leisten zu können; er sei der Baron d'Esteves und kommandirender General des auf dem Marsche begriffenen Korps der jungen Garde, an deren Spitze ihn der Kaiser eigens aus Spanien abberufen habe.

War unsere Verlegenheit bei der ersten Frage groß, so ward sie noch größer bei dieser Mittheilung. Im Begriff, eine vielleicht unpassende Antwort zu geben, überhob mich der General derselben, indem er schnell zusetzte: Ihre Bekanntschaft hat meine ganze Theilnahme erregt; da ich jetzt noch aufbrechen muß, nur dieß: „Wollen Sie von meinem Erbieten Gebrauch machen, so treffen Sie mich morgen um die Mittagsstunde auf der Parade im Stabe des Kaisers, der sich selber in Mainz befindet, dann treten Sie nur ungenirt auf mich zu, wo ich Sie Napoleon, der im Augenblicke mehr als je brave junge Männer bedarf, sogleich vorstellen und zu einer Unterlieutenantsstelle empfehlen will." Mit diesen Schlußworten und einem herzlichen Abschiedsgruße verließ uns der General, ohne unsere Antwort abzuwarten.

Im Sommer 1814, als nach der Uebergabe der Festung Mainz die französische Besatzung auf ihrem Rückmarsche nach Frankreich begriffen war und ein Theil derselben auch durch unsere Stadt kam, traf es sich, daß zwei hohe Stabsoffiziere bei mir einquartiert wurden. Einer davon ersuchte mich, nach dem ersten Willkommen, ihm einen Pferdehändler oder sonst Jemand zu be-

zeichnen, da er seine Weiterreise zu Pferde machen wolle, und deßwegen ein gutes Reitpferd zu kaufen beabsichtige. Während der Unterhaltung über diesen Gegenstand traf uns plötzlich Beide die Erinnerung einer früheren Bekanntschaft. Dem war so. Dieser bei mir Einquartierte war niemand anders als — Baron d'Essteves, jener General von der jungen Garde, den ich ein Jahr früher unsern Mainz hatte kennen lernen. Welches unvermuthete Wiedersehen — und in welchen so veränderten Verhältnissen!

Wir Beide, gleich stark ergriffen, umarmten uns gleich alten Freunden. Der General erzählte mir, daß er nach der für die französischen Waffen so unglücklichen Schlacht von Leipzig mit einem Theile des zerrütteten Heeres in Mainz bis zur Uebergabe eingeschlossen gewesen sei, worin er bis dahin unsägliches Elend wegen der in der überstarken Besatzung herrschenden Epidemie und mangelnden guten Beköstigung habe erdulden müssen. Dann sich plötzlich des Gegenstandes unseres Gespräches früherer Zeit erinnernd, rief er aus: Und was ist aus jenem schönen jungen Manne geworden, den ich dem Kaiser vorstellen wollte? hat er gedient, und hat auch er vielleicht die Zahl jener Opfer eines zu großen Ehrgeizes durch seinen frühen Tod vermehrt? Als er von mir das Gegentheil vernahm, freute er sich sichtbar.

Da ich Alles aufgeboten hatte, um meinen Gästen ihren Aufenthalt bei mir möglichst angenehm zu machen,

so vermehrte Das noch um Vieles das Wohlwollen des trefflichen Mannes für mich. Ehe er schied, drang er in mich, ihm offen zu gestehen, ob und in welcher Weise er mir etwa in Paris nützlich sein könne? Da ich von seiner Güte keinen Gebrauch zu machen wußte, gedachte ich mit einem Male, wie nützlich eine solche angesehene Bekanntschaft meinem jüngern Bruder Karl werden könnte, der seit drei Jahren schon eine Anstellung bei einem ausgezeichneten Advokaten in der französischen Hauptstadt begleitete. Der General ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, mir zu dienen und nahm die Adresse meines Bruders zu sich. Dieser konnte mir bei seiner nicht lange hernach erfolgten Heimkehr von Paris nicht genug rühmen, welcher öfteren und ehrenvollen Auszeichnung er sich in stets gleicher Weise vom General und im Schooße seiner Familie zu erfreuen gehabt habe, ja daß er wie ein Kind derselben behandelt worden sei.

Einige wenig bekannte Anekdoten von Napoleon.

Es ward mir einigemal das Vergnügen, den Kaiser Napoleon ganz in der Nähe zu sehen. Unter Andern stand ich nahe an der Thüre seines Wagens, als er 1811 mit seiner zweiten Gemahlin, Marie

Louise, beim Durchfahren in Kaiserslautern die Pferde wechselte. Der große Mann trug damals einen grünen Ueberrock der Garde-Jäger und ein ostindisches Tuch, statt Mütze um den Kopf gewunden. Er hatte, seit ich ihn das erstemal gesehen, kurz vor seiner Erhebung zum Kaiser, auffallend an Korpulenz gewonnen, und seine frühere falbe Blässe war in eine gesunde braunrothe Gesichtsfarbe übergegangen. Sein dunkles, äußerst geistreiches Auge, veränderte sich jedesmal zu höchst einnehmender Freundlichkeit, wenn es auf seiner jugendlichen Gemahlin ruhte, die, wie ein einfaches, unschuldiges Bürgermädchen, mit einem lieblichen und sanften Gesichte, die freie weiße Stirn von einem gelblichen Seidenhütchen wenig beschattet, aussah. Viele der Versammelten riefen ihr ein deutsches „Es lebe die Kaiserin!“ welcher Ruf mit dem gewohnten vive l'empereur in erfreulicher Weise abstach und durch diese Vermischung eine friedlichere Zukunft, als bisher, hoffen ließ. Der deutsche Ruf schien dem Kaiser nicht unangenehm, die Kaiserin erfreute er aber sichtbarlich, was sie mehrmals durch freundliches Zunikken zu erkennen gab.

Der damalige Unterpräfect war ein junger Mann, Namens Petersen, der als Hauptmann in der alten Garde mit Ehren gedient hatte. Versprochen mit der Tochter eines reichen Fabrikherrn wollte sie ihm der Vater nur dann zur Frau geben, wenn er den Abschied aus dem Militairdienste erhalten

hätte. Diesen zu erlangen war aber keine Kleinigkeit, denn Napoleon hatte nie der guten Offiziere zu viel und solche konnten, wie bekannt, viel bei ihm verlangen, nur nicht — den Abschied, so lange sie dienstfähig waren. Der junge Liebhaber war jedoch nicht ganz ohne Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen, indem er noch an den Folgen schwerer Wunden litt, und dann sein Vater, Mitglied des gesetzgebenden Körpers, dem Kaiser persönlich bekannt war. Da dieser zu gleicher Zeit die Stelle eines Unterpräfecten begleitete, so wollte er sie seinem Sohne für den Fall seiner Dienstentlassung abtreten, und bei diesem Erbieten Napoleon's Zustimmung zu erlangen suchen. Wider Vermuthen ging es mit der Sache gut. Der Kapitain erhielt das Amt seines Vaters und heirathete dann auch sogleich seine Geliebte.

Es war zwei Jahre später, als der Kapitain zum ersten Male den Kaiser, in amtlicher Eigenschaft, bei seiner obenerwähnten Reise bewillkommnete. Dieser, ihn kaum vor sich sehend, entgegnete ihm, was ich persönlich anhörte, mit der Frage: Eh bien, P., ètes vous marié? et votre vieux papa, comment se porte il?

Einige Jahre früher sah ich den damaligen Consul Bonaparte in ähnlicher Weise bei seiner Durchreise in einer anderen Provinzialstadt. Sein ihn be-

gleitender Mameluck Martin interessirte mich damals ungemein, als eine ganz fremdartige Erscheinung. Vorn auf dem Bocke am Wagen seines berühmten Herrn sitzend, sah ich, während dieser höchst ruhig den Pferdewechsel abwartete, wie Jener mit den Gesticulationen großen Ungestümes, von Scheltworten vermengt, den Sohn des Postmeisters, der den Konsul selbst fahren wollte, zur Eile antrieb. Dieser, dem Scheine nach, ihm wenig Gehör gebend, hatte jedoch kaum das Hinterwagenpferd bestiegen, als er mit seiner kleinen Peitsche, wie durch Zufall, dem Mamelucken schnell hinter einander einige gar nicht unsanfte Hiebe anzubringen wußte, daß er sich höchst ungeberdig anstellte. N., der Alles bemerkt hatte, lachte seinen Liebling, statt Genugthuung, herzlich aus.

Der Postmeister, Vater des eben erwähnten jungen Menschen, begleitete den Kaiser Napoleon bei einer andern Durchreise, neben dem Schlage des Wagens herreitend, der sich wegen des schlechten Weges nur Schritt vor Schritt bewegen konnte, wo überdies der hohe Reisende manchen Rippenstoß erdulden mußte. Anfänglich schien er nicht darauf zu achten, bald aber, in Worte der Ungeduld ausbrechend, fuhr er den Postmeister an, daß er ihn so schlecht fahre, und fragte ihn, was die Ursache sei, daß sich eine der ersten Straßen in einem so abscheulichen Zustande

befände? Auf diese Frage hatte der schadenfrohe Postmeister nur gewartet, die er folgendermaßen beantwortete: „Sire, der Grund, daß diese Hauptstraße in dem erbärmlichen Zustande sich befindet, so daß selbst Ew. Majestät darunter leiden müssen, ist — daß in Ihrem weitschichtigen Reiche nicht Hanf genug gepflanzt wird, um so viel Stricke daraus zu fertigen, als es zum Aufknüpfen der vielen Spitzbuben bedarf, die in Ihrem Dienste Land und Leute betrügen.“ Als der Postmeister sah, daß Napoleon über seine plumpe Anspielung wenig zürnte, so erzählte er ihm, wie so große Summen sich längst in den Händen des Oberinspektors der Brücken und Wege befänden, ohne daß man über deren Verwendung einen Aufschluß erhalte; worauf der Kaiser, nichts weiter antwortend, das Gespräch abbrach.

Bald zeigten sich aber die Folgen der nicht unbegründeten Denunciation des Postmeisters in der Absetzung des Inspektors, welcher schnell die Ausbesserung dieser und anderer Straßen folgte. Der Urheber dieser vortheilhaften Veränderung mußte dagegen seinen Freimuth schwer büßen.

Kaum zurückgekehrt von seinem Ehrenritte, und voll Zufriedenheit über seine Expectoration bei dem Herrscher selbst, rühmte er sich seiner That in dem Abendzirkel, der sich gewöhnlich bei einem Glase Wein in seinem Gastzimmer versammelte, wobei er sich des Ausdruckes bediente, daß er nun endlich einmal die gewünschte Gelegenheit gefunden habe, den Straßen-

bau-Inspektor W. am rechten Orte als den Spitzbuben zu bezeichnen, der er wäre.

Kaum 8 Tage nach dieser Aeußerung erhielt der Postmeister eine Vorladung vor das Zuchtpolizeigericht, worin der mehrerwähnte Inspektor auf seine Bestrafung wegen gröblicher Injurien und eine Entschädigung von 2000 Franken antrug, und — das Gericht entschied sich für den Antrag des Klägers, welches Urtheil in der vom unterliegenden Theile eingelegten Berufung bestätigt wurde. Der Postmeister jedoch, statt sich, wenn auch in stillem Aerger, dem richterlichen Erkenntnisse zu unterwerfen, gedachte, im alten Irrwahne befangen, nun erst einen rechten Triumph über seinen Feind beim Kaiser selbst zu erlangen. Eilends sandte er diesem mit einer heftigen Beschwerdeschrift seine Prozeßakten, mit dem Gesuche um Recht. Schneller, als er dachte, ward ihm dieses, aber in welcher Weise? Die Antwort lautete: Seiner Majestät, dem Kaiser, habe es zugestanden, seine (des Postmeisters) ihm mitgetheilte Notizen in Betreff des schlechten Zustandes der Straßen einer Prüfung zu unterwerfen; allein er sei nicht berechtigt, sich in irgend einen Rechtsstreit zu mischen, also auch in den vorliegenden nicht, worein er wegen Injurien verwickelt worden, denn die Unabhängigkeit der Justiz dürfe nie gefährdet werden.

Etwa drei Monate nach der Geburt des Königs von Rom meldeten sich zwei Gebildweber, Vater und Sohn, aus dem Elsasse, in den Tuillerien, mit der Bitte, bei der Kaiserin vorgelassen zu werden. Es geschah. Die Beiden waren Träger eines großen Packetes Gebildes, das sie vor Marie Louise demüthig entfalteten und ihr als Geschenk darreichten. Es war dasselbe ein Tafelgedeck für zwölf Personen, und enthielt, äußerst kunstvoll gewebt, einige Scenen aus den jüngsten Ereignissen mit den Bildnissen des Kaiserlichen Päares. Die Kaiserin, entzückt über die schwierige und schöne Arbeit des Gedeckes, belobte es und nahm es freundlich in Empfang. Dann sich zu den Ueberbringern wendend, fragte sie diese, womit sie ihnen gegendienen könne, denn es müsse keine unbedeutende Veranlassung sie bewogen haben, ihr ein so kostbares Geschenk so weit her und in Person zu überbringen. Diese Frage der erlauchten Frau, die nur deutsch mit den beiden Elsassern redete, ermuthigte den Aeltern darunter, ihr sein Herz zu öffnen, und nachdem er ihre Huld und Nachsicht erbeten, trug er Folgendes mit Thränen vor.

„Er und seine Frau, beide alt und kränklich, bei geringem Vermögen, hätten nur diesen einzigen Sohn, der das überreichte Geschenk größtentheils selbst gefertigt, als einzige Stütze. Seiner wolle man sie nun berauben, da man ihn zum Kriegsdienst auffordere. Mit ihm wäre ihnen aber Alles genommen, was um so schmerzlicher sie ergreife, da er, wie sein

Ansehen bezeuge, nicht einmal die nöthigen Körperkräfte dazu besitze. Er flehe demnach Sie, seine Landesmutter demüthigst an, bei Ihrem Gemahle, dem Kaiser, für seinen Sohn die Befreiung vom Kriegsdienste zu erwirken."

Obwohl nun die Kaiserin mit sichtbarer Theilnahme die Bitte des Vaters anhörte, so blieb sie doch keinen Augenblick über die ihm zu ertheilende Antwort unentschieden. „Gerne wolle sie," fiel diese aus, „ihnen in anderer Weise dienen, nur diesem Gesuche dürfe und könne sie nicht stattgeben."

In demselben Augenblicke trat Napoleon, seinen kleinen Sohn auf dem Arme, in das Zimmer, und die beiden Männer wie das ausgebreitete Tafelgedeck ersehend, fragte er seine Gemahlin, was vorgehe? Sie erzählte ihm den Gegenstand des Gespräches, wobei sie ihn möglichst für denselben zu gewinnen suchte. Napeleon aber, sich freundlich zu den beiden Elsassern wendend, bemerkte ihnen, daß er ihrer Bitte nicht willfahren könne, „denn, sagte er, alle Franzosen sind vor dem Gesetze gleich und geborne Soldaten; seht, auch dieser Kleine hier, (wobei er den Prinzen in die Höhe hob) ist schon Soldat." Hierauf einen Blick auf den schwachen Körperbau des Kriegspflichtigen werfend, fuhr er fort: „Es möchte wohl kein großer Verlust für die Armee sein, wenn du bei deinem Webestuhle bliebest. Doch, da fällt mir etwas ein, warte!" Mit diesen Worten trat der Kaiser in ein Kabinet, aus dem er augenblicklich

wieder mit einer Rolle Goldstücke, 2000 Franken enthaltend, zurückkehrte, die er dem Jüngern mit folgenden Worten einhändigte: „Da, einen Ersatzmann darf ich dir kaufen, aber dich von der Militairliste ausstreichen, darf ich nicht!"

Beilage A.

JUSTICE CIVILE.

D., le 18. Frimaire
an 14. de la République Française.

Le Procureur impérial
près le Tribunal civil de l'arrondissement.

J'ai l'honneur, Monsieur, de vous prévenir, que par Décret du 22. du mois dernier, Sa Majesté vous a nommé notaire à la résidence de R.

Je m'empresse de vous en faire part, de vous en faire mon compliment, en vous invitant de vous présenter à une audience du Tribunal, pour prêter le serment prescrit par la loi. Veuillez, je vous prie, m'en acuser reception de la présente.

J'ai l'honneur de vous saluer

L.

Beilage B.

D., le 2. Octobre 1806.

Empire Français.

LE PROCUREUR IMPÉRIAL.

J'ai l'honneur, Monsieur, de vous prévenir, que par Décret du 23. Sept. dernier, S. Majesté, vous autorise de transférer votre résidence à P. Comme cette nouvelle vous sera agréable, je m'empresse de vous en faire part. Recevez l'assurance des sentimens de la parfaite estime avec lesquels.

J'ai l'honneur de vous saluer

L.

Beilage C.

Auszug
des Registers der Urtheile.
Sitzung vom 28. Februar 1818.

Im Namen Sr. Majestät des Königs von Baiern.

Das Bezirksgericht zu ... hat nachstehendes Urtheil erlassen:

Zwischen dem Staatsprokurator, welcher von Amtswegen verfolget,

Gegen J. F. K., Notar zu P.,

der ungesetzlichen Einmischung in eine öffentliche Funktion und der versuchten Prellerei beschuldigt.

In Erwägung, daß aus den Verhandlungen hervorgeht, daß Heinrich Mörschel und Jacob Riffelmacher von Winzlen, Gottfried Fuhrmann und Ludwig Kieffer den Entschluß gefaßt hatten, ihr Vaterland zu verlassen und in Polen eine Verbesserung ihres Schicksals zu suchen;

Daß um ihr Vorhaben vollführen zu können, sie gegen Ende des Jahres 1816 und Anfangs 1817 ihre Güter durch den Beschuldigten versteigern lassen;

Daß dieser ihnen von dem in Händen habenden Steigpreis den zehnten Theil, im Ganzen die Summe von neunhundert sechs Gulden, unter dem Vorwand zurück behalten hat, damit den zehnten Pfenning bezahlen zu wollen, im Falle derselbe von K. Regierung reklamirt würde, ohngeachtet sie diesen Abzug theils gar nicht, theils nur vom reinen Vermögen, nach Abzug der Schulden sich wollten gefallen lassen;

Daß K. ihnen darüber Reverse ausgestellt hat, worin er sagt, daß sie die vorenthaltene Summe ihm in depositum gegeben haben, auf den Fall, wenn die wegen Vermögens-Exportation zu bezahlende zehn Prozent begehrt würden;

Daß auf die gegen den Beschuldigten eingereichten Beschwerden, eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet und derselbe wegen ungesetzlicher Einmischung in eine öffentliche Funktion und versuchter Prellerei, vor das Zuchtgericht verwiesen worden.

In Erwägung, daß der Beschuldigte selbst eingestehet, den zehnten Pfenning von dem Erlös der

den obengenannten Individuen zugehörigen und versteigten Güter zurückbehalten zu haben;

In Erwägung, daß derselbe durchaus keine Qualität hatte, die fraglichen Gelder für den Staat einzuziehen, welche nach den bestehenden Verordnungen nur von dem K. Einnehmer konnten erhoben werden, daß er sich also eine Funktion angemaßt hat, welche ihm keineswegs zustehet.

Daß seine Entschuldigung, als sei es blos ein einfaches Depositum gewesen, und die Gelder eigentlich nicht von ihm vereinnahmt worden, keine Berücksichtigung verdienet, weil auch zur einfachen Hinterlegung nur der Einnehmer allein gesetzliche Qualität hatte;

Daß ebensowenig das Vorgeben, als habe er im Interesse des Staats gehandelt, darf berücksichtiget werden, weil er seine angebliche reine Absicht weder durch Hinterlegung der vorenthaltenen Gelder in der Gemeindekasse, noch durch eine gehörigen Orts gemachte Anzeige von seiner getroffenen Vorsichtsmaßregel, dazuthun suchte, folglich sein Verfahren immer als eine ungesetzliche und strafbare Handlung erscheint.

In Erwägung, daß diese Einmischung in eine fremde Funktion ein Vergehen bildet, welches durch den Artikel 258. des Strafgesetzbuches vorgesehen ist, daß jedoch auch die mildernde Verfügungen des Artikels 463. können angewendet werden, weil vielleicht die Besorgniß bei dem Beschuldigten rege geworden, er könne bei erfolgter heimlicher Auswanderung per-

sönlich angehalten werden, den zehnten Pfenning zu erlegen, oder eine Mißdeutung des Gesetzes ihn allenfalls mag irre geleitet haben.

In Erwägung endlich, daß, welches auch der Grund seines Verfahrens mag gewesen sein, dennoch in keinem Fall die Absicht, das vorenthaltene Geld zu unterschlagen, am Tage ist, und daher eine versuchte Prellerei demselben nicht kann zur Last gelegt werden.

Aus diesen Gründen

Erklärt das Gericht den obgenannten J. F. K. der ungesetzlichen Einmischung in eine öffentliche Funktion überwiesen und verurtheilt denselben zu einer Gefängnißstrafe von zwei Monaten und in die zu Neunzig Gulden achtzehn Kreuzer liquidirten Kosten, unter körperlichem Zwang.

In Gemäßheit der Artikel 258, 463 und 52. des Strafgesetzbuches, 194. des Gesetzbuches über das peinliche Verfahren, welche sind verlesen worden, u. s. w. also lauten:

„Wer ohne Fug und Recht sich in ein öffentli„ches Civil- oder Militairamt gemischt, oder Hand„lungen, welche in ein solches Amt einschlagen, vor„genommen hat, wird mit einem zwei bis fünfjähri„gen Gefängnisse bestraft, ohnbeschadet der Fälschungs„strafe, wenn die Handlung die Eigenschaft dieses „Verbrechens hat.“

„In allen Fällen, wo vorliegender Codex die

„Gefängnißstrafe androhet, bleiben die Gerichte, so„fern der verursachte Schaden nicht 25 Fr. über„steigt, und wenn die Umstände mildernd scheinen, „ermächtiget, das Gefängniß sogar unter sechs Ta„gen und die Geldbuße unter 16 Franken herabzu„setzen. Auch können sie jegliche dieser Strafen ins„besondere erkennen, ohne daß jedoch dieselbe, wel„ches auch der Fall wäre, milder als die Strafen „einfacher Polizei sein dürfte."

„Art. 52. Die Vollziehung der Verurtheilun„gen zur Geldbuße, Erstattung, Schadenvergütung „und zu den Kosten kann durch das Zwangsmittel „der körperlichen Haft betrieben werden."

„Jede Verurtheilung der Beschuldigten und der „wegen des Vergehens civilrechtlich haftenden Per„sonen oder der Privatparthei, muß dieselben zugleich „in die Kosten, sogar zu Gunsten der Staatsparthei „verurtheilen. Die Kosten werden durch das näm„liche Urtheil ausgemittelt."

Verordnet, daß gegenwärtiges Urtheil auf Betreiben der Staatsbehörde vollzogen werde.

Beilage D.

À son Altesse royale Madame Amélie la Marggrave de Bade, neé Landgrave de Hesse etc.

Madame!

Lors du temps du côngrès de Rastadt et pendant ma condition d'émigré, j'en garderai tou-

jours un souvenir précieux, votre Altesse royale daigna m'honorer de la suprème faveur de venir prendre inspection de mon magasin d'ouvrages d'art établi dans la dite ville, et avec la bienveillance la plus gracieuse. Elle voulut bien à cette occassion descendre jus'quà Se souvenir de feu mon père, le surintendent N. de Bourviler, ancienne résidence de la sérénissime Cour, à laquelle il jouissait du bonheur de faire les fonctions d'instituteur auprès des princes et des princesses de cette auguste maison; c'est ce qui m'enhardit dans un moment, où mon coeur se trouve navré de douleur, à implorer très-humblement les bonnes graces de V. A. R. pour un des plus infortunés des hommes.

J. F. K. de P., notaire de S. M. le Roi de Bavière et neveu de feu mon père a eu le malheur, en vertu d'une denonciation ourdie par un soi-disant ministre de la parole de Dieu de subir une information, et d'être condamné à la peine de prison de 2 mois, pour avoir fait déposer, à fin de prendre les suretés à l'égard des intérêts du trésor royal, les droits du denier dix pr. c. de biens d'emigrés qui avoient èté publiquement vendus à l'enchère.

Voilà la seule faute qu'il a commise par inquiétude, par circonspection et pour mieux veiller sur les droits de la caise d'Etat; oubliant qu'il passait par là ses pouvoirs; faute par la

quelle le code pénal art. 258 a decrété la peine suivante.

(inseratur art. 258. etc.)

Partout ailleurs où cette peine rigoureuse n'est pas reçue, sa demarche lui aurait valu des èloges.

La sentence elle-même le décharge de toute mauvaise intention, et le gouvernement lui-même a reconnu légitime l'obligation de ces rabais par un acte de perception au profit de la caisse du fisc; c'est la loi, c'est la lettre qui le tue et le condamne à la peine de prison pour deux mois, point du tout pour avoir fait un crime, mais seulement une faute commise dans le service et sans mauvaise foi.

Ne se sentant point coupable, mais reconnaissant sa faute à l'égard d'une loi rigoureuse, il rononça au bénéfice d'interjetter appel, dans l'espérance d'obtenir sa grace de la part de sou auguste souverain. A ces fins K. s'adressa à Sa Majesté au mois de Mars de l'anée courante; mais quelle fu't sa douleur, quand il n'obtint de la part du Ministère d'Etat de Munic, qu'un refus par résolution motiveé en ces termes: que les fonctions de Notaire etc. etc.

(inseratur passus concernens.)

Cette sentence acheva d'accabler ce malheureux, d'ailleurs homme de bien, à qui sa conscience ne reproche rien, qui ne doit point craindre de

porter ses regards en dedans de son coeur, qui par les temoignages les moins équivoques du Magistrat de P. a su prouver la constante loyauté à son très-gracieux souverain et qui depuis dix-huit aus s'étoit appliqué à ses fonctions avec une fidélité sans tache et à toutes épreuves.

Mais ce qu'il y avoit de plus terrible, c'est que par une suite du refus motivé dans la resolution du Ministère d'Etat le Procureur d'Etat près le tribunal somma ce malheureux de déposer sa charge en vertu des conclusions qu'il alloit fromer sur la sentence portée par la Cour de justice, et de subir ainsi une peine anéantissant toute son existence politique, plus pénible encore que le juge lui-même n'a volu pas lui appliquer, peine qui fera mourir de douleur sa femme déja valétudinaire et sa mère octogénaire, enfin reduissant à la misère ses 3 innocens enfans.

En proie aux transports cruels du desespoir, mon malheureux cousin se laissa induire en erreur par la terrible proposition de l'autorité ci-dessus mentionnée, il présenta le 18. May du mois passé un mémoire à S. M. le Roi, par lequel, quoique forcé par des conjonctures affligeantes, il se démit spondanement de ses fonctions entre les mains de son souverain, en ne suppliant que de lui faire grace de sa peine de prison de 2 mois, de lui laisser l'ésperence de rentrer un

jour en place et par là de lui conserver son honneur public.

La douleur qui dechiroit mon coeur depuis que j'ai appris ces nouvelles est d'autant plus cruelle, que mon cousin, le malheureux K. doué de talens superieurs, par une conduite toujours exemplaire jouissant de l'estime de ce qu'il y a de meilleur parmi ses concitoyens, se voit repoussé et plongé dans la misère par son auguste souverain, connu et révéré dans toute l'Europe pour la grace et la bonté de coeur personnifiées.

Il est impossible! non je ne saurais le concevoir que ce bienveillant Prince prétende faire punir un malheureux plus durement que ne porte la condamnation du juge.

Le Roi est le représentant de Dieu. La justice mariée à l'amour et à l'indulgence miséricordieuse forme l'essence de la divinité. Le Roi est sa vivante image! Ah! que ne puisse-je prononcer cette éternelle vérite aux pieds du grand Roi, Maximilien Joseph, qui combla de ses bonnes graces, feu mon frère, le docteur N. conseiller intime de la Cour de mon gracieux Souverain; je serois sûr, d'être exaucé et d'obtenir la grace de mon malheureux cousin.

Que Votre A. Royale me pardonne la diffusion de ces paroles, ce sont les expressions de mon

âme ulcerée, qui m'entrainent. À la merci de ces mouvemens douloureux je me jette aux pieds de V. A. R. pour implorer Sa grace et Sa toute puissante intercession.

Daignés, grande Princesse, daignés jetter un regard d'indulgence et de pitié sur le plus jeune et le dernier des fils du surintendant N., cher encore à Votre gracieux souvenir! Daignés exaucer ma très-humble prière, qui part du fond de mon âme, daignés l'exaucer pour le salut d'une honnête famille infiniment malheureuse! Peu de mots addressés du fond de Votre coeur sublime à celui du plus magnanime des Rois, j'en supplie Votre A. R. prosterné à Ses pieds, vont adoucir peut-être la peine prononcée par le tribunal contre mon malheureux cousin, ou du moins même en s'astreignant à toute la rigeur de la sentence judiciaire ils opéréront, q'uil soit maintenu dans sa charge, dont il n'a pas eté deposséde par jugement, mais dont il s'est démis entre les mains de son auguste Souverain induit en erreur par les pressantes propositions du procureur Royal.

Je Supplie V. A. R. de vouloir bien condescendre à cette très-gracieuse intercession aupres de son très-auguste gendre S. M. le Roi Max. J. et d'y mettre la plus grande diligence, vû que le péril de tout perdre est imminent;

ayant l'honneur d'etre jusqu'au dernier souffle de vie avec le plus profond respect de

V. A. R.

le très-h. et tr. o. serviteur

F. N.

Darmstadt, le 6. Juin 1818. Archiviste int. de S. A. R. le G. D. de H.

Beilage E.

Maximilian Joseph
von Gottes Gnaden König v. Baiern.

Wir lassen dem K. zu P. über sein nicht zu bewilligendes Gesuch um Verleihung der zu Neustadt erledigten Notärs-Stelle die Abweisung bedeuten. Indessen wollen wir die gegen ihn erkannte zweimonatliche Gefängnißstrafe aus besondern Rücksichten, und in Erwägung, daß das Ansehen der Gesetze und Gerichte dabei aufrecht erhalten wird, in ein Gefängniß von acht Tagen mildern.

Unterz. Max Joseph.
Graf von Reigersberg.

Auf Königl. allerhöchsten Befehl
Der General-Sekretär
unterz. v. Remmer.

Beilage F.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!!
Allergnädigster König und Herr!

Eure Königliche Majestät geruhen mir allerehrfurchtvollest Unterzeichneten im Namen eines, durch einen schreienden Mißgriff der Justiz tief gebeugten Familien-Vaters, allergnädigstes Gehör zu verleihen; einen Mißgriff, der, wenn er zur öffentlichen Kenntniß gelangte, von dem unbefangenen Publikum ohne Zweifel für einen im Rheinkreise begangenen Justiz-Mord angesehen würde.

Dieser gekränkte Mann, für den ich es wage, vor Euer Königlichen Majestät allerehrfurchtvollst das Wort zu führen, ist der königlich baierische Notar J. F. K. zu P., und sein Rechtsfall beruht auf folgender

Geschichte.

Als die königlich baierische Regierung des Rheinkreises zu Speier im Jahre 1816 mehrere Verfügungen traf, um den, zu jener Zeit schaarenweise unternommenen Auswanderungen aus dem königlich baierischen Rheinkreise, Schranken zu setzen, — als diese Regierung namentlich die Ausschreibungen vom 17. Juni und 19. Juli desselben Jahres erließ, wodurch sie die nicht bewilligten Auswanderungen mit dem Verluste des Vermögens bedrohte, die Bewilligung zur Auswanderung selbst aber von dem Abzuge eines Zehnttheiles vom Vermögen des Auswanderers

abhängig machte, — und als diese Regierung zu gleicher Zeit die königlichen Kreisdirektionen, die Lokal-Richter und die königlichen Polizeibehörden anwies, die Vollziehung dieser Verordnungen zu sichern, — da wurde auch das öffentliche Notariats-Amt zur größten Aufmerksamkeit geweckt, weil seine Funktionen mit der Vollziehung jener Verordnungen in der engsten Verbindung stehen, denn bekanntlich ist das Notariatsamt im Rheinkreise die Behörde, der es zusteht und obliegt, unter den übrigen Handlungen, die unter Titre authentic devant Notaires geschehen müssen, auch die, von den Staatsbürgern gewünschten, und in Antrag gebrachten öffentlichen Versteigerungen ihrer Realitäten zu vollziehen. Das Verbot der freien und unbedingten Vermögens-Exportation bei Auswanderungen mußte daher zu allererst die Aufmerksamkeit der Notare in Anspruch nehmen, weil diese die Organe sind, das liegende Vermögen in exportables umzuwandeln. Und da man bei dem Notar die Kenntniß der Gesetze, wenigst jener, die seine täglichen Geschäfte berühren, voraussetzt, so mußte es dem K. einleuchten, daß er dem königlichen Aerar für jene Gelder verantwortlich bliebe, die mit seinem Wissen, oder aus seiner Fahrlässigkeit, dem Aerar aus dem Vermögen der Auswanderer entgehen würden.

Dieser Notar war demnach darauf bedacht, (was auch jeder schlichte Bürger bei seinen täglichen Handlungen nicht unterläßt) sich gegen die Ansprüche

des Aerars wegen der, von den Auswanderern etwa verordnungswidrig exportirten Geldern, in Sicherheit zu setzen.

Für die Art und Größe dieser Sicherheit bot die Natur der Sache und der Geschäfte die Richtschnur dar, zehn vom Hundert aus dem Erlöse für die Güter der Auswanderer betrug die Summe, um welche das Aerar den Notar K. in Anspruch nehmen konnte, mit eben soviel mußte er sich demnach auch decken, und eben soviel hat auch der Abzug von dem Versteigerungs-Erlöse betragen, welchen Notar K. zu seiner eigenen Sicherheit zurückbehielt, und bescheinigte, wie die, in dieser Sache vorgenommenen Zeugenverhöre ergeben.

Dieses Bescheinen enthält offenbar

a) den Beweis, daß K. weit entfernt war von der Absicht, irgend Jemanden um dieses Geld zu beschädigen.

b) den Beweis, daß K. sich nicht als Receveur des Abzuggeldes der Auswanderer gerirte, sondern nur als Depositar gerirt habe, der es jenem ausliefern mußte, dem es gebührte, es sei die Staats-Rezeptur, wenn das Zehntel bezahlt werden mußte, oder Mörschel, wenn man ihm den Abzug erlies.

Auf dieses Hauptmoment, die Bescheinung, werde ich unten in der Vertheidigung zurückkommen, hier, in der Geschichte, will ich mich nur auf das erste, mit dem Georg Schneider vorgenommene Verhör berufen, welches von jenem Abzuge, den K. dem

Heinrich Mörschel machen, dieser aber nicht dulden wollte, erwähnt, und welches Verhör die voranstehenden Bemerkungen bestätigend, Alles in das helleste Licht setzt, indem es dem Notar K. die Formalien in den Mund legt: „ich aber ziehe es nun ein„mal ab, damit wenn es die Regierung heute oder „morgen begehret, ich nicht nothwendig habe, es aus „meinem Sack zu bezahlen, oder damit, wenn er „Mörschel nicht fortkommen, und heute oder morgen „wieder zurückkehren würde, er, der Notar, alsdann „falls die Regierung das Geld nicht erhoben hätte, „solches ihm, dem Mörschel, wieder zurückgeben „könnte."

So augenfällig auch aus diesem Zeugenverhör sowie aus den Verhören der übrigen Zeugen, in Betreff des fraglichen Abzuges nur die eigene Sicherheit des Notars K., als dessen Zweck erscheint, — so wußte doch die Rache seiner Feinde, der Neid und das sonstige Heer der Leidenschaften, diesen unschuldigen Vorfall zu entstellen, ihm unlautere Absichten unterzulegen, und sogar Prellerei und Einmischung in fremde Amts-Sphären dem Notar K. zu Last zu legen. Daß diese Verläumdungen gegen K. ausgestreut wurden, ergeben die Akten, und insbesondere der Auszug aus dem auf der Kanzlei des Bezirksgerichts deponirten Originalien, den ich unter Ziffer 1. allerehrfurchtvollest hier anlege.

Diese Akten bezeichnen den reformirten Pfarrer W. als den Urheber der, gegen den Notar K. ver-

breiteten Verläumdungen; — er war es, der K. Denunzianten warb, und werben ließ, — er war es, der den Denunzianten die Schriften verfaßte, der in diesen Schriften von Prellerei und Abpressungen sprach, wo nur ein, auf vernünftige Vorstellungen gegründetes, und durch K's Quittungen bescheinigtes, jeden Augenblick zur Zurückerstattung bereit gelegenes Depositum existirte. Er war es, der Männer zur Unterzeichnung seiner Schriften verleitete, die die Wahrheit, oder Unwahrheit derselben gänzlich ignorirten, wie die Formalien der letzten Vernehmung des Jacob Knörr wörtlich bestätigen, die da lauten: „ich unterschrieb solche (Vorstellung) im „Vertrauen auf die Wahrheit der in derselben ent„haltenen Punkte." — Und ferner: „ob nun die, in „derselben enthaltenen Thatsachen wirklich gegründet „sind, ob namentlich der Notar K. dem Lorenz Heck„mann einen Abzug von fünf und fünfzig Gulden „abgepreßt, und dessen Restituirung verweigert habe, „dieses kann ich nicht behaupten, vielweniger bewei„sen, da ich besagten Heckmann eigentlich gar nicht „kenne."

Wird aber erst das Geschichtliche des persönlichen Verhältnisses, in welchen der Notar K. mit dem Pfarrer W. stand, und die trübe Quelle erwogen, aus welcher des Pfarrers Rache und Denunziation entsprang, so ist es vollends unmöglich, auf des Pfarrers Denunziationen einen Werth zu legen.

Als Eure Königliche Majestät im Jahre 1816

Allerhöchstdero Rheinlande durchreiseten, und durch P. kamen, wurde Notar K., der seit 15 Jahren das Zutrauen der Stadt und der Umgegend genoß, mit dem Auftrage beehrt, die Anstalten zum Empfange Euer Königlichen Majestät zu treffen, — und dessen beiden Brüder, unter der Ehren-Garde zu Pferde, genossen die Auszeichnung, Eure Königliche Majestät zu begleiten. Bei ihrer Zurückkunft wurde, wie bei solchen Feierlichkeiten gewöhnlich, der Rest des Tages in einem Gasthofe unter unzähligem Vivatrufe auf das Wohl Seiner Majestät des Königs hingebracht. Unter andern fand sich auch in dem Zimmer dieser fröhlichen Zecher der reformirte Pfarrer W., und Tit. N. St., die sich über die Gardisten, über ihre Uniformirung ꝛc. moquirten, wodurch zwischen L. K. und dem Pfarrer W., wegen einer ungebührlichen Aeußerung dieses letzteren, eine undelikate Berührung (Ohrfeige) sich ergab.

Die Sache wurde vor das Tribunal gebracht, und beide Partheien mit einem derben Verweise belegt.

Von diesem Augenblicke an war Pfarrer W. (notorisch ein aufbrausender junger Mann) auf Rache an K. bedacht, und gleichviel an welchem Individuo, wenn es nur die Familie K. betraf, war es der Notar J. F. K., gegen den er den ersten Anlaß ergriff. — Die Gelegenheit ergab sich hiezu in der Geschichte der obengedachten Versteigerungen, — die Denunziation wurde vollzogen, und um K. zu verderben, die Zuflucht zu Erdichtungen von Prellerei, Erpressungen

und Unterschlagungen ꝛc. genommen. — An allem diesem, nämlich von einer jeden Beschuldigung, die die Rechtlichkeit und Ehre beflecken könnte, ward Notar K. durch das in Abschrift unter Ziffer 2. hier anliegende Erkenntniß vom 28. Februar 1818 rein befunden. Allein die Untersuchung sollte doch nicht fruchtlos gepflogen sein, und nachdem alle Facta der Denunziation als grundlos da lagen, wurde ein Mißgriff in der Justiz begangen, und K. dadurch zu Grunde gerichtet, — „er wurde als der ungesetzli-„chen Einmischung in eine öffentliche Funktion für „schuldig angenommen, und zu einer Gefängnißstrafe „von zwei Monaten verurtheilt,“ und dadurch für sich selbst und mit seiner Familie in namenloses Unglück gestürzt. — Ich erlaube mir zu seiner Rettung folgende bestgegründete allerehrfurchtvolleste

Vertheidigung.

Es möchte mir vielleicht vor Allem erwiedert werden, daß die Rechtskraft des in Frage liegenden Erkenntnisses mir entgegen stehe.

Allein so gern ich mich über die Unmöglichkeit bescheide, dem Notar K. die bereits ausgestandene Strafe wieder abzunehmen, so gewiß bin ich auch, daß die Rechtskraft sich nur auf die Strafe selbst beschränken müsse, nicht aber auf die übrigen schweren Folgen der Strafe, auf den Verlust seines Amtes, auf seinen Nahrungsstand, auf seine bürgerliche Ehre, — sich erstrecken dürfe. — Wenn ich zeige, daß ein Fall der ungesetzlichen Einmischung in eine

öffentliche Funktion bei dem Notar K. gar nicht vorliegt, wenn kein Gerichtshof, dem Eure Königliche Majestät diese Angelegenheit zu einem rechtlichen Gutachten vorlegen zu lassen geruhen möchten, die angenommene Einmischung finden würde, wenn also die, von dem Notar K. erlittene Strafe unrechtlich bleibt, und dieselbe, bloß wegen der Unmöglichkeit, sie ungeschehen zu machen, von seiner Seite für ein Unglück beklagt werden muß; so läßt sich doch allenthalben kein Grund erkennen, von einer ungerechten Strafe die Folgen wirken zu lassen, denn dieses hieße ein Unrecht durch das andere rechtfertigen zu wollen; — es muß also von diesem Unrecht wenigstens soviel, als die Natur der Sache zuläßt, vermieden und verhütet werden.

Ich beeile mich nun, den gänzlichen Mangel der gegen den Notar K. präsumirten gesetzwidrigen Einmischung in eine öffentliche Funktion augenfällig zu zeigen, wonach von selbst erhellen wird, was die Gerechtigkeit unerläßlich für den Notar K. gegenwärtig fordert.

Das gegen den Notar K. erlassene Straferkenntniß vom 28. Februar 1818 ist hauptsächlich auf den Artikel 258. des Strafgesetzbuches gestützt, derselbe lautet also: „Wer ohne Fug und Recht sich in ein „öffentliches Civil- oder Militairamt gemischt, — „oder Handlungen, welche in ein solches Amt einschlagen, vorgenommen hat, wird mit einem zwei „bis fünfjährigen Gefängnisse bestraft.“

Wodurch soll Notar K. dieses Gesetz verletzt haben? Im Erkenntnisse ist das Merkmal nicht bezeichnet, wodurch seine Handlung den Charakter eines Vergehens oder Verbrechens der Einmischung in eine öffentliche, ihm nicht zustehende, Funktion annehmen könnte. In der Einnahme des Geldes für die von K. versteigerten Realitäten kann eine Einmischung in fremde Amtsverrichtungen nicht liegen, denn diese Einnahme gehört zu den Funktionen seines eigenen Amtes. *) Man darf übrigens nicht vergessen, daß das Notariat selbst zu den öffentlichen Aemtern gehört, — und in sofern als K. im Gebiete des öffentlichen Notariats handelte, ist eine Einmischung in ein fremdes Amt gar nicht denkbar. Die Versteigerung der Realitäten und die Einnahmen des dafür erzielten Erlöses ressortirt zur Sphäre des Notars, — in der Einnahme des Geldes ist also ein Uebergriff in ein fremdes Amt überall nicht ersichtlich, in dieser Einnahme ist nur eine reine Funktion des Notars, nicht aber ein Merkmal der Einmischung in ein fremdes Amt erkennbar.

---

*) Anmerkung des Herausgebers.

Die Geldeinnahme gehört eigentlich nicht zu der Sphäre des Notariatsamtes, man lese weiter hinten die Abhandlung über diesen Gegenstand, sondern ich habe mich in vorliegendem Facto, wie immer bei solchen Fällen, der Geldeinnahme in Gefolge eines Special-Mandates unterzogen. K.

Die angenommene Einmischung muß sich also lediglich auf die Deponirung des Geldes, nämlich des Zehntheils vom Versteigerungs-Erlöse beziehen. Eben deßwegen ist auch nur eine einzige Frage und zwar aus dem Civilrechte zu entscheiden übrig, nämlich diese:

War Notar K. entweder als öffentlicher Notar, oder auch als Privatmann berechtigt, den in Frage stehenden Zehnttheil aus dem Versteigerungs-Erlöse von den Realitäten der Auswanderungslustigen in Deposito zu behalten, und respective das Retentions-Recht darauf auszuüben?

Die affirmative Antwort ergibt sich aus den Gesetzen:

Notar K. war zur Verhütung seines eigenen Schadens und zur Abwendung des fiskalischen Regresses, Kraft der Gesetze nicht nur berechtigt, den Zehnttheil von dem fraglichen Steigerungserlöse deponirt zu behalten, sondern er war zu dieser Deponirung und respective Retention auch durch das Gesetz verbunden.

Das französische Civilgesetzbuch, welches in den königlich baierischen Rheinlanden noch bis auf diesen Augenblick bei der Entscheidung der Civil-Rechtsverhältnisse als Richtschnur dient, enthält für diesen Fall eine ganz durchgreifende Bestimmung; im Artikel 1383. jenes Gesetzbuches heißt es:

„Jedermann ist für den Schaden verantwortlich, „den er nicht nur durch seine Handlung, son-

„dern auch bloß durch seine Nachlässigkeit oder
„seine Unvorsichtigkeit verursacht hat."

Dem Notar K. war die Auswanderungslust derjenigen Eigenthümer, deren Realitäten er versteigerte, zwar nicht als ganz gewiß bekannt, sondern nur durch die darüber im Umlaufe gewesenen Gerüchte zu Ohren gekommen, — es war ihm aber bekannt, daß die Auswanderer in Gemäßheit der bestehenden Verordnungen zehn Prozente von ihrem Vermögen zurücklassen mußten.

Mit diesem Bewußtsein konnte er keinen Augenblick zweifeln, daß er den Bestimmungen des Art. 1383. des angeführten Gesetzbuches unterläge, wenn das, zur Zeit ihres Vorhabens, in seinen Händen gewesene Vermögen der Auswanderer, mit seinem Wissen aus dem Königreich Baiern ins Ausland entkäme, und dadurch der Fiskus um den Abzug gefährdet würde.

Notar K. mußte daher zufolge des Art. 1383. seine Verbindlichkeit zur Entschädigung des Fisci für jeden Entgang aus dem Versteigerungs-Erlöse der Auswanderer erkennen, er mußte den Regreß des Fisci als unausweichlich ansehen, da es in seiner Macht stand, den Schaden des Fisci abzuwenden, und da es eben deßwegen ihm zur Schuld hätte angerechnet werden müssen, wenn er diese fiskalische Beschädigung abzuwenden unterlassen hätte, — und er mußte diesen Regreß um so zuversichtlicher befürchten, da derselbe sich nicht nur schon durch die schlichte

Vernunft erkennen läßt, sondern auch durch das angeführte ausdrückliche Gesetz sich begründet.

Da nun die Schuld des Entganges des fiskalischen Abzuges von dem Vermögen der Auswanderer offenbar dem Notar K. hatte beigemessen werden müssen, wenn die Auswanderer ihr Vermögen ohne Abzug exportirt hätten, so bedurfte es von Seiten K's lediglich dieser Erkenntniß, um wegen des erwähnten Abzuges sich vor Schaden zu verwahren, — seine eigene Sicherheit und Deckung verlangte diese Vorsicht, seine eigene Gefahr und Schaden war hinreichend, ihn auf diese Vorsicht zu leiten.

Das gedachte Gesetz macht für die Fahrlässigkeit und Unvorsichtigkeit in Fällen der Beschädigung anderer verbindlich. Nun hätte doch gewiß die allergröbste Fahrlässigkeit, wo nicht gar eine absichtliche Beschädigung des Fisci, bei einer, ohne Abzug erfolgten Exportation des Vermögens, dem öffentlichen Notar K. Schuld gegeben werden müssen, da er das Vorhaben der betreffenden Personen kannte und das Geld sich in seinen Händen befand. — Selbst zu zahlen, oder gegen die Bezahlung aus eigenem Vermögen sich zu decken, forderte K's Verhältniß, — denn bei der Unterlassung lag die gesetzlich bedrohte Fahrlässigkeit und Unvorsichtigkeit mit der Folge der Haftung vor Augen. — Wo ließe sich hier die Einmischung in eine fremde Amts-Sphäre erblicken? Abwendung eigener Gefahr und Haftung war Alles, was K. bedurfte, und was er unternahm, — in

eine fremde Amts-Sphäre aber ist er dabei nicht eingetreten.

Um des Vergehens der Einmischung in eine öffentliche Funktion schuldig zu werden, wird erfordert:

1) die Anmaßung der Ausübung eines, dem Angeschuldigten nicht übertragenen Amtes. Notar K. aber hat nur in den Grenzen des Notariats gehandelt. Er hat den Erlös für die von ihm, Kraft seines (ebenfalls öffentlichen) Amtes eingenommen, — hiezu hat ihn das ihm selbst übertragene Amt nicht nur berechtigt, sondern auch verbunden.

Die Zurückhaltung des Zehnttheils vom Erlöse der Versteigerung aber hat K. nach dem Art. 1383. des Civilgesetzbuches zur Deckung seiner eigenen Haftung für nöthig sehen müssen, und dabei abermal in ein fremdes Amt sich nicht eingemischt, — er hat die Quittung, vielmehr den Depositionsschein, dafür unter seinen eigenen Namen, und sogar unter seiner Amtsbezeichnung als Notar ausgestellt, — lauter Merkmale, die die Anmaßung eines fremden Amtes entfernen.

2) Die Einmischung in ein öffentliches (fremdes) Amt, deren das vorliegende Erkenntniß den Notar K. beschuldigt, setzt den Mangel der Befugniß und der Anstellung voraus, wenn der zum Grunde gelegte Art. 258. du Code Pénal sagt: Quiconque, sans titre, se sera immiscé etc.

Notar K. aber hat nichts sans titre unternommen, — die Einnahme des Steigerungs-Erlöses lag

nicht nur in seiner Amts-Befugniß, sondern auch in seiner Amts-Obliegenheit; er war verpflichtet, der Einnahme sich unterziehen, bei der Einnahme des Geldes hat er also nicht ohne Befugniß, nicht sans titre gehandelt.

Die Zurückhaltung des Zehnttheils geschah gemäß des Artikels 1383. des Civilgesetzbuches, zu seiner eigenen Sicherheit und Deckung wegen seiner Selbsthaftung, — er wußte das Vorhaben zur Auswanderung, folglich lag seine Nachlässigkeit und gesetzlich verpönte Unvorsichtigkeit bei der Ausfolglassung des Geldes, wenn er diese geschehen ließe, vor Augen, und als nothwendige Folge mußte ihn deßfalls die gesetzliche Verantwortung treffen, dieser Verantwortung auszuweichen, konnte er nicht umhin, den zehnten Theil gegen Depositionsschein zurück zu halten, um ihn, wie der Zeuge Schneider deponirte, entweder an die Staatskasse zu bezahlen, wenn Mörschel als Auswanderer dazu für verbunden erklärt würde, oder im entgegengesetzten Falle ihn dem Mörschel zurückzugeben. — Seine eigene Sicherheit und Verwahrung vor Schaden mußte ihn auf die, vom Gesetz aufgetragene Vorsicht führen. Auch blieben die Depositionsscheine in Baiern, und zwar im Rheinkreise, in den Händen der Bevollmächtigten der Auswanderer zurück, wodurch man abermal gegen jede Gefährde vorgebeugt hatte. Es war nicht einmal nöthig, seine Achtung für das Staatsinteresse (die

er doch jederzeit pflichtmäßig bethätigte) mitwirken zu lassen, die Gefahr vor eigener großer Verantwortlichkeit war vermögend, seinen Schritt zu leiten; — daß er auch dem Aerar hiebei seine Gebührniß sicherte, ist nur als Folge seiner Vorsichtigkeit und Pflichterfüllung zu achten, — hätte er diese Vorsicht, welche das Gesetz gebietet, unterlassen, und wäre er selbst zur Ersetzung des Schadens an den Staat nicht vermögend gewesen, so wäre das Aerar freilich dabei zu Verlust gekommen, allein diese Sicherung des Aerars darf nicht als Hauptabsicht des K. zum Grunde gelegt werden, um sie ihm als Vergehen, und als Einmischung in die Funktion des Einnehmers beizumessen, — hiezu würden ganz andere Requisite erfordert, — es dürfte vor Allem nicht das eigene Interesse des K. bei der Sache, und nicht seine große Gefahr der Verantwortlichkeit dabei vorliegen; es ist doch natürlicher vorauszusetzen, daß der Mensch lieber sein eigenes wichtiges Interesse auf gesetzliche und erlaubte Art besorge, als auf unerlaubte Art dem Interesse des Aerars sich hingebe, und dadurch ein Vergehen sich auflade. Seinen eigenen Schaden wollte K. auf gesetzliche Art, wie es geschehen, abwenden, nicht aber ungesetzlich in die Funktion des Einnehmers sich einmischen. Gezwungen, und unnatürlich wird in dem Erkenntnisse die Ordnung der Dinge verkehrt, und darin angenommen, als hätte K. sich unbefugterweise in Unternehmungen für das Aerar gestürzt, wo die Natur des Geschäftes ihm

nichts übrig ließ, als in gesetzlicher Art auf seine eigene Sicherheit zu denken.

3) Die Entscheidungsgründe sagen: „K. hatte „durchaus keine Qualität, die Gelder für den Staat „einzuziehen, welche nach den bestehenden Verord„nungen nur von dem königlichen Einnehmer könn„ten erhoben werden, und daß er sich dadurch eine „Funktion angemaßt habe, welche ihm keineswegs „zugestanden.“

Diese wenigen Worte enthalten eben so viele faktische als juristische Unrichtigkeiten. K. hat ja die Gelder nicht unter der Vorspieglung eines königlichen Einnehmers, sondern als Notar und als Versteigerer der Realitäten der Auswanderer, — er hat sie in seiner eigenen Amts-Funktion eingenommen, und er bedurfte hiezu keine andere Qualität, als die ihm Kraft seines Amtes beiwohnte. Er hat ferner die Gelder nicht für den Staat, sondern für die Eigenthümer der versteigerten Güter eingenommen, — er hat sich dabei nicht als königlicher Einnehmer, sondern als Notar gerirt, und es ist unwahr, daß es den königlichen Einnehmern zustehe, den Erlös der Versteigerungen zu erheben, um den es sich hier handelt. Der Einnehmer hätte hiezu erst die Authorisation erlangen müssen, und bis diese angelangt wäre, hätten die Auswanderer ihr Vorhaben ausgeführt. Diese offenkundigen Wahrheiten zum Verderben eines rechtlichen Mannes so ganz entstellt zu sehen, ist schrecklich! —

Um die Wahrheit zu erkennen und zu begreifen bedarf es ja nichts anders, als die, für K. sprechenden, in den Akten liegenden Thatsachen nicht zu verhehlen und zu verdecken, sondern sie zu erwägen, nämlich

a) daß K. nicht über den Empfang des Auswanderungs-Zehntels, als dessen Einnehmer quittirte, sondern nur über das Zurückhalten eines Theils des Kaufschillings, respective der Versteigerungssumme, als Notar einen Depositionsschein ausgestellt habe, — daß es also unwahr im Urtheil stehet, er habe sich das Amt eines Receveur angemaßt, oder ganz nach den Formalien: „er sei der ungesetzlichen Ein„mischung in eine öffentliche Funktion überwiesen.“ Die aktenmäßigen Thatsachen sprechen durchaus dawider, die Gesetze stehen nur auf K's Seite, und die Vernunft sagt, daß er sich selbst auf gerechte Art vor Schaden bewahrt und nur in consequentiam auch das Aerar vor Beschädigung sicher gestellt habe.

Wo wären nun die Belege versteckt, auf welche die Ueberweisung der Einmischung in eine fremde Funktion sich stützen könnte? Das Kaufs- und respective Versteigerungs-Quantum hat K. in der Eigenschaft des Notars und als Folge seines Amtes in Empfang genommen, die Deposition eines Theils davon aber mußte er verfügen, weil er für den Betrag gesetzlich selbst in der Haftung stand, und diese Deposition hat er nicht als Einnehmer quittirt, sondern als Notar bescheint. Die schon oben angeführte

Vernehmung des Zeugen Georg Schneider gibt genau den Zweck an, zu welchem K. den Abzug machte; „damit (sagte K.) wenn es die Regierung begehrt, „ich nicht nothwendig habe, es aus meinem Sack zu „bezahlen. Oder falls die Regierung das Geld nicht „erhöbe, K. es dem Mörschel wieder zurück geben „könnte."

Gleichen Gehaltes sind die übrigen von K. ausgestellten Scheine, überall wird ein Depositum bescheinigt, hinterlegt für den Fall, daß die projectirte Auswanderung vor sich ginge, und der zehnte Pfenning begehrt würde. Solche Deposita sind nicht zum Amt des Einnehmers (Receveur) gehörig, an diesen kommen nur festgesetzte Abgaben zu entrichten, in Hinsicht deren es bestimmt ist und keine Zweifel übriget, daß sie dem Staate gehören, — bei den von K. einbehaltenen Depositis aber war es unentschieden, ob sie an das Aerar abgegeben, oder an die Parthei zurückgestellt würden, je nachdem das Vorhaben der Auswanderung aufgegeben oder ausgeführt würde, — nur so viel lag am Tage, daß, wenn das Vorhaben ausgeführt würde, der Zehnttheil der Versteigerungssumme in Gemäßheit Artikel 1383. von K. entrichtet werden müßte.

Man erinnere sich nur jenes Depositi per 236 Fl. von dem Ludwig Kiefer, dessen das Zeugenverhör Nro. VII. erwähnt, und in Hinsicht dessen die

königliche Regierung die Einziehung anordnete, wie die Beilage Ziffer 3. *) bewähret.

Zur Zeit, als K. die Deposition verfügte, war es noch nicht bestimmt, wem dieses Depositum zufallen würde, — den Versteigerern oder dem Aerar? Darum wurde vom Einnehmer gar keine Forderung gemacht, wie aus dem Verhör des dritten Zeugen, Jacob Wagner, hervorgeht. Mörschel hatte sich gegen dieses Depositum deswegen gesträubt, weil der Einnehmer und Rentmeister ihm nichts abverlangt hatten. Hierin liegt der offenbarste Beweis, daß diese Aemter sich zu dieser Einnahme noch nicht befugt erkannten, denn ihnen liegt nichts ob, als die entschieden dem Aerar gehörenden Gefälle einzunehmen; so lange nun Mörschel sein Vorhaben noch nicht ausgeführt hatte, war der Abzug noch nicht verwirkt, folglich auch nicht geeignet, in die Staatskasse zu fließen. K. aber war berechtigt, vor der Ausführung des Projektes den Abzug in Deposito zu behalten, denn nach der Ausführung desselben war ihm die Möglichkeit entzogen, den Abzug zu realisiren, — er mußte also vor der Emigration die Deposition verhängen, wenn er nicht aus seinem Sacke den Betrag

---

*) Anmerkung des Herausgebers.

Diese Beilage enthält das Erkenntniß der K. B. Regierung des Rheinkreises, nach dem die von mir zurückbehaltenen Abzugsgelder bonae prisae sind erkannt und vom Aerar zurückbehalten worden. K.

entrichten wollte. Daß diese Bezahlung von K. ex propriis hätte geschehen müssen, ist die klare Bestimmung des Civilgesetzbuches Art. 1383. und faktisch bestätigt durch die so eben unter Ziffer 3. angeführte Verfügung der königlichen Regierung vom 25. Febr. 1818. K. war also zu Abwendung seiner eigenen Beschädigung, zu diesem Deposito genöthigt, und da ihn das Gesetz Art. 1383. zur Aufmerksamkeit und Vorsicht verpflichtet, zu eben diesem Deposito berechtigt. Bei dieser Handlung, die zur Sphäre des Einnehmers gar nicht gehörte und welche dieser eben deswegen sogar verweigerte, — dem K. eine Einmischung in das Amt des Einnehmers zur Last zu legen, ist das widersinnigste aller Asserte, — die Auswanderung war noch nicht unternommen, die Strafe noch nicht verwirkt und eben deßwegen auch vom Einnehmer nicht gefordert, — noch nicht angenommen. Aber K., der das Geld in Händen hatte, und der das Auswanderungsprojekt nicht ignorirte, war Kraft des Artik. 1383. zur Aufmerksamkeit und Vorsicht verbunden, daß der Abzug, falls die Auswanderung erfolgte, dem Aerar nicht entkäme, weil ihm sonst, Kraft eben dieses Gesetzes, die Verantwortlichkeit für diesen Entgang oblag.

Die Inkompetenz des Einnehmers hinsichtlich des fraglichen Abzuges war durch ihn selbst, wie die Zeugenverhöre ergeben, anerkannt, indem er denselben nicht verlangte, folglich konnte auch durch keine Verfügung mit diesem Gelde, worin sie immer bestehen

möchte, ein Eingriff in das Amt des Einnehmers geschehen, eine Handlung, wozu der Einnehmer nicht befugt ist, ist nicht seines Amtes, folglich läßt sich auch dadurch, von wem immer, ein Eingriff in sein Amt nicht denken.

Der Einnehmer hat nicht die Versteigerungserlöse einzukassiren, aber wohl der Notar. K. hatte sie wirklich und zwar kraft seines Amtes einkassirt, — K., als Inhaber des Geldes, bekannt mit dem Auswanderungsprojekte und bekannt mit dem Gesetze, daß er für jede Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit, die bei dessen Aushändigung an die Eigenthümer ihm zur Last fiele, die Verantwortlichkeit trüge, konnte und durfte also die Deposition vornehmen, wie dieses auch jeden andern in Fällen seiner Haftung und Verantwortlichkeit zustehet.

4) Sollte das Vergehen der Einmischung in ein öffentliches Amt dem Notar K. beigemessen werden können, so müßte die von ihm sich erlaubte Anmaßung faktisch constiren, es müßten die Merkmale vorliegen, welche dieses Vergehen ausmachen. Notar K. müßte sich für den königlichen Einnehmer (Receveur) angekündigt, und dafür sich ausgegeben haben, denn eben darin bestehet dieses Vergehen, daß man fälschlich die Eigenschaft irgend eines Staatsbeamten, der man nicht ist, sich beilegt, und daß man unter diesem Vorgeben sich Handlungen anmaßt, welche nur diesem Staatsbeamten zustehen. Die Anmaßung muß überdieß in rechtswidriger Absicht ge-

schehen, sie muß Gefährde (Dolus) mit sich führen, denn ohne diese läßt sich das Vergehen der Anmaßung eines öffentlichen Amtes eben so wenig, als irgend ein anderes Vergehen oder Verbrechen denken. Bei dem Notar K. liegt weder das fälschliche Vorgeben an sich, noch eine betrügliche Ausübung der Verrichtungen des Einnehmers vor, es ist ihm niemals in den Sinn gekommen, den Königlichen Einnehmer spielen, oder dessen Verrichtungen sich unterziehen zu wollen, und doch könnte man nur in dieser Stellung die erdichtete Anmaßung der Ausübung eines ihm nicht übertragenen öffentlichen Amtes ihm beimessen. Es fehlt also überall an den Requisiten des dem Notar K. beigemessenen Vergehens.

5) Das Gesetz Art. 258., nach welchem Notar K. gerichtet wurde, führt mit Art. 259. die Aufschrift: „Usurpation de Titre ou Fonction.“

Anmaßung eines, dem Notar K. nicht gebührenden Titels, ist selbst in dem Erkenntniß ihm nicht zur Last gelegt. Die Anmaßung der Funktion des Königlichen Einnehmers allein wäre es also, die ihm zur Last fiele? Die bisherige Ausführung ergibt aber, daß K. nirgend als Königlicher Einnehmer auftrat, nirgend hat er sich diese Eigenschaft beigelegt, die ausgestellten Depositionsscheine bewähren es wörtlich, daß er nur als Notar handelte, denn nur als Notar steht er unterschrieben. Es ist daher die leidigste Willkühr, ihm die Anmaßung eines fremden öffentlichen Amtes unterzuschieben, es mangelt

an aller Grundlage zu dieser Annahme, sie ist die widersinnigste aus allen möglichen Suppositionen, denn wenn die Handlung sich aus der Sphäre des Notariats erklärt, worin K. rechtlich wandelte, so ist es unnatürlich und widersinnig, diese Handlung in die Sphäre des Königlichen Einnehmers zu werfen, um dem K. daraus ein Vergehen zu entwickeln und aufzubürden. Es hieße den Rechtssatz: tamdiu praesumitur justus, donec probetur injustus mit Füßen treten, wenn man die Möglichkeit, als habe K. sich die Eigenschaft des Königlichen Einnehmers beigelegt, zur Richtschnur nähme, um die Wahrheit und Wirklichkeit, daß er in seiner eigenen Sphäre als Notar handelte, zu verdrängen; als Notar ist er unterschrieben und die Annahme, als angemaßter Königlicher Einnehmer gehandelt zu haben, bleibt eine ewig nicht gerechtfertigte Dichtung.

6) Merkwürdig ist die Uebereinstimmung des hier zum Grunde liegenden Art. 258. aus dem Code Pénal mit dem Art. 339. aus dem für die übrigen Provinzen des Königreichs Baiern geltenden Strafgesetzbuche; es lassen sich daher auch die Anmerkungen zu dem einen auf das andere anwenden. Nun sagen die Anmerkungen Band III. Seite 112. zu dem Artikel 339.:

2. „Mangel an rechtswidriger Absicht schließt „dieses Verbrechen aus, und es kann sogar Fälle „geben, wo bei augenblicklicher Noth Jemand in „redlicher Absicht, und zum gemeinen Besten, sich ein

„Staatsamt beilegt, das er nicht begleitet, ohne da-
„durch ein Verbrechen zu begehen.“

Wenn der Fall des Notars K. wirklich so exi-
stirte, wie ihn das beschwerende Erkenntniß voraus-
setzt, wenn K. sich in der That die Eigenschaft des
Königlichen Einnehmers beigelegt, und in dieser An-
maßung das Geld für den Staat erhoben hätte; so
wären diese Anmerkungen gerade so auf ihn anwend-
bar, als hätte man sie eigens für ihn verfaßt. Auch
K. hätte dann sich die Stelle des Königlichen Ein-
nehmers nur in redlicher Absicht, nur zum gemeinen
Besten beigelegt, denn nur dadurch wurden die Ab-
züge der Auswanderer für das Aerar gerettet, daß
K. sie nicht ausfolgen ließ; denn die Auswande-
rer läugneten ja, die Abzüge schuldig zu sein, und
standen auf dem Punkte, ihr Vermögen ungeschmä-
lert durch Abzüge zu exportiren, die augenblickliche
Nothwendigkeit war eingetreten, die Abzüge zu ver-
fügen, und für das Aerar in Sicherheit zu stellen,
was Alles durch K. geschah.

Also selbst dann, wenn K. sich das Amt des
Königlichen Einnehmers wirklich beigelegt hätte, wäre
ein Verbrechen oder Vergehen nicht vorhanden, es
wäre ja aus redlicher Absicht und zum gemeinen Be-
sten geschehen, und die Anmaßung wäre, nach dem
wörtlichen Inhalte der erwähnten Anmerkungen zum
Strafgesetzbuche, gerechtfertigt.

Da aber K. innerhalb der Gränzen seines eige-
nen Amtes den Zweck erreichte, und dem Aerar die

Abzüge sicherte, so ist seine Handlung nicht nur unsträflich, sondern ganz augenfällig auch lobenswürdig.

Gelegentlich muß ich bemerken, daß, wenn alle, die mit K. in gleichen Verhältnissen und in gleicher Lage sich befanden, das Interesse des Aerars wie er berücksichtigt hätten, eine beträchtliche Summe Geldes im Lande zurückgeblieben wäre.

7) Das Erkenntniß macht es zwar dem Notar K. auch zum Vorwurf, daß er seine reine Absicht weder durch Hinterlegung des Geldes in der Gemeindekasse, noch durch eine, gehörigen Orts gemachte Anzeige von seinen getroffenen Vorsichtsmaßregeln, darzuthun suchte. Allein die Hinterlegung war ja erst geschehen, und dagegen auch schon sein Depositions- und respective Haftungsschein ausgestellt, und schon hiebei allein hätte K. sich beruhigen können. Dessen ungeachtet und noch über alles Bedürfniß hinaus bewähret der Zeuge X., nämlich Carl August v. Hohenfels, daß K. schon am 15. oder 16. Juni 1817 in . . . war, um das Verhältniß mit den Abzugsgeldern bei den Behörden anzuzeigen.

Wer nach allem diesen sich noch nicht von jedem Zweifel über die Rechtlichkeit von K's Benehmen befreien könnte, der bedenke, daß die Gesetze nicht gestatten, daß ein, sich so lang als rechtlich bewährter Mann das Opfer bloßer Vermuthungen werde, er bedenke, daß man im Zweifel nicht das Ungewöhnliche oder das Aeußerste und Schädlichste annehme,

sondern immer das, was das Mindeste ist, befolge. In dubio id, quod minimum est sequimur.

Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege im Königreich Baiern. 1. B. S. 389.

Zu allem Ueberfluß ist noch zu bemerken, daß die Uebergabe des Geldes an die Gemeinde-Kasse auch wirklich von K. geschehen ist, wie aus der Beilage Ziffer 3. erhellet, aus welcher zugleich sich ergibt, daß K. im Sinne der Königlichen Regierung handelte.

Endlich heißt es ja in den Entscheidungsgründen des Erkenntnisses: „was auch immer der Grund sei„nes Verfahrens gewesen sein mag, so kann dennoch „in keinem Falle die Absicht, das vorenthaltene Geld „zu unterschlagen, oder eine versuchte Prellerei ihm „zur Last gelegt werden.“ Lediglich also die Beschuldigung, in ein fremdes Amt sich eingemischt zu haben, ist im Erkenntnisse ausgesprochen, in der voranstehenden Ausführung aber im abundantesten Maaße widerlegt.

Nur noch einige minder wichtige Momente erlaube ich mir allerehrfurchtvollest zu bemerken.

K. hat sein Amt gleich beim Anfange unter harten Bedingungen angetreten. Bei seiner Anstellung war ihm der Wohnsitz nicht in P., sondern in R. angewiesen. Um aber sein in P. gelegenes väterliches Anwesen beziehen uud in P. wohnen und instrumentiren zu dürfen, schloß er mit dem dort angestellten Notar J. die Uebereinkunft, ihm jährlich

600 Fr. zu entrichten. Schon im Jahre 1810, wo ein dritter Notar im nämlichen Kanton angestellt und K. als zweiter Notar mit seinem Wohnsitz in P. ernannt wurde, war die Verbindlichkeit, 600 Fr. an J. zu entrichten, erloschen. Dennoch bemühte sich K., zur Vermeidung jeder Verdrießlichkeiten diese Last bis ins Jahr 1815 fort zu tragen; in diesem Jahre aber mußte er sich wegen seiner Erschöpfung durch den Krieg und deßwegen eingetretenen Stillstand der Geschäfte, dieser Bürde entledigen. Auch hierdurch glaubt er sich, wegen der mächtigen Verbindungen seines Kollegen J., Feindschaft erzeugt zu haben, denn J. hat es nun dahin gebracht, in P. und zwar zum größten Abbruch der Geschäfte, selbst gegen die auf Konkurrenz mehrerer Personen berechnete Institution des Notariats allein als Notar amtiren zu sollen.

Auch K's vorgebliches Vermögen hat die Mißgunst wider ihn aufgeregt, — allein! eine Untersuchung seines ursprünglichen und dermaligen Vermögensstandes würde aufdecken, daß er während seiner Anstellung die Hälfte von seinem väterlichen Erbtheile und von dem Vermögen seiner Gattin consumirte. Er hatte mit dem väterlichen Anwesen die Verbindlichkeit übernommen, seine Geschwister zu unterhalten und für ihr Unterkommen zu sorgen, und nun liegt der Unterhalt seiner eigenen Familie auf seinem Rücken, die er, ohne die Wiedereinsetzung in sein Amt, zu ernähren und zu erziehen nicht vermag,

denn sein scheinbares liegendes Vermögen ist seinen Verwandten gehörig.

Dagegen trägt K. in seiner Brust das Bewußtsein, während des langen Zeitraums seiner Amtsführung redlich und tadellos gehandelt zu haben. Er darf sich getrost auf den ganzen Kanton berufen, überall her wird für ihn das Lob des rechtlichen Wandels und der redlichen Amtsführung ertönen, und das Zeugniß des unbegränzten und bis auf diesen Augenblick an dauernden Vertrauens ihm folgen. Auch ist in der That nur das Publikum, mit dem der Notar in Geschäftsberührung steht, im Stande, über seine Geschäftstreue und Eifer zu urtheilen und darüber Zeugniß zu geben. Ich berufe mich demnach auf die Gemeinden, die mit K. in Verbindung standen, und seine Conduite seit so langen Jahren kennen; sie mögen ihre Gesinnung eröffnen, ob K. noch jetzt ihr Zutrauen genieße, oder ob die Verläumdung im Stande war, ihm dieses Zutrauen zu rauben? Ich berufe mich zugleich auf die von diesen Gemeinden selbst bei der allerhöchsten Stelle um die Wiedereinsetzung des K. eingereichten Petitionen, welche im gegenwärtigen Momente, wo es sich um die Wiedereinsetzung des Notars K. und um die Konstatirung des ihm noch immer zur Seite stehenden öffentlichen Vertrauens handelt, als höchst relevante Produkte unerläßlich zu den Acten gehören.

Ich berufe mich ferner auf die Kammer der Notare, die den K. des öffentlichen Zutrauens noch ge-

genwärtig eben so würdig erkennen, und bezeugen werden, wie er sich dessen von jeher würdig bewährte.

Ich bin demnach der allerehrfurchtvollesten Ueberzeuguug, daß aus der voranstehenden Ausführung die rechtliche Unmöglichkeit erhelle, die Folgen der von K. erlittenen ungerechten Strafe noch ferner wirken zu lassen, und ihn noch länger von seinem Amte entfernt zu halten, welches der Ruf der Gerechtigkeit so laut für ihn zurückfordert.

Die Unwahrheit der dem K. beigemessenen Einmischung in ein fremdes Amt, folglich auch der Ungerechtigkeit der gegen ihn verhängten Strafe, liegt vor Augen, es hieße also mit dem Bewußtsein, Unrecht auf Unrecht häufen, oder Unrecht durch Unrecht decken zu wollen, wenn man von einem voreilig angenommenen, aber nicht existirenden Vergehen, die eingetretenen Wirkungen nicht hemmte, sondern dieselbe fortwirken ließe.

Es ist gezeigt worden, daß K's Denunciation in der hellesten Verläumdung bestand, und von seinem erklärtesten Feind, dem Pfarrer W., herrührte, — es ist aktenmäßig bekannt, daß jene Individuen, welche die Denunciation unterzeichneten, nur aus Verlangen, die Abzüge zurück zu empfangen, zu dieser Unterzeichnung sich entschlossen, — es ist actenmäßig, daß sie den K. der großen Verbrechen des Betrugs und der Unterschlagung anklagten, wovon das Gericht ihn rein und unschuldig befand, — es hat sich ergeben, daß aus K's Benehmen für Niemand ein

Nachtheil entsprang, sondern daß vielmehr dadurch die dem Aerar gebührenden Abzüge gerettet wurden, — es ist augenfällig, daß dem K. die Absicht nicht beiwohnte, in eine fremde Amtsfunktion sich einzumischen, sondern daß seine eigene, aus dem Artikel 1383. des Civilgesetzbuches hervorgehende, Haftung ihn zwang, das Benehmen zu beobachten, was er wirklich einhielt. Es liegt am Tage, daß ein entgegengesetztes Verfahren das höchste Maaß der gesetzlich verbotenen Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit mit sich führen würde, und die volle Anwendung des Gesetzes Art. 1383. auf ihn laden müßte.

Es ist unnatürlich, dem K. eine Einmischung in ein fremdes Amt zuzumuthen, wo das Gesetz ihn verband, wegen seiner eigenen Haftung gerade so, wie es geschah, zu handeln; es ist widerrechtlich, ein Vergehen anzunehmen, wo die Natur der Sache und des Geschäfts nur eine gesetzmäßige Handlung anzunehmen gebietet; es ist unjuristisch, ein Vergehen der Einmischung in fremde Funktionen und namentlich in das Amt des Einnehmers zu erblicken, wohin K's Handlung gar nicht gehörte, und wozu der Einnehmer selbst zu jener Zeit sich noch als inkompetent erkannte; es ist unjuristisch, ohne gefährdende Absicht ein Vergehen anzunehmen und eine Einmischung in das Amt des Einnehmers vorzuspiegeln, wo der Depositionsschein nur den Notar als solchen ausweiset.

Es ist endlich für jeden Juristen auf den ersten Blick erkennbar, daß K's Handlung, nämlich die Zu-

rückhaltung des Geldes von jedem Privaten in K's Falle, auf die nämliche Art, wie K. es that, nach Art. 1383. zur Abwendung seiner eigenen Gefahr und Haftung hätte verfügt werden müssen, und daß folglich diese Handlung nicht von ferne die Annahme einer Anmaßung der Funktion des Königlichen Einnehmers zuläßt.

Ich darf daher auf jedes Tribunal, bei welchem die Gesetze des Rheinkreises bekannt und in der Ausübung sind, provoziren, keines derselben wird die, dem K. Schuld gegebene Einmischung in eine fremde Amtssphäre aufzufinden vermögen. Ich darf auf jeden Gerichtshof der übrigen Provinzen des Königreichs mit Zuversicht compromittiren, daß keiner derselben in K's Handlungen das Vergehen der Einmischung in die Sphäre des Einnehmers erkennen werde.

Ich darf endlich auf jede Gesetz-Kommission, so wie auf das Gutachten einzelner Rechtsgelehrten mich berufen, Jedermann wird den Notar K. von dem ihm beigemessenen Vergehen schuldfrei erkennen, und auf seine Wiedereinsetzung in das bisher getreu und redlich von ihm geführte Amt den Antrag stellen.

Was könnte unter solchen Verhältnissen berechtigen, die Folgen eines nicht bestehenden Vergehens gegen den Notar K. fortwirken zu lassen, und ihm länger sein Amt zu entziehen, das er auf rechtliche Art niemals verlor? Es würde eine ganze Familie aus einem, niemals bestandenen Grunde vernichtet, und das rechtliche Publikum müßte noch mehr über

die Folgen des erkannten Unrechts *), als über das Unrecht selbst erschrecken.

Ich werde wohl die Einwendung nicht erwarten dürfen, daß Notar K. seine Dimission selbst und freiwillig gegeben habe. Wer zwischen zweien unverdienten Uebeln das Eine wählt, hat deßwegen das Gewählte noch nicht verdient. Ich erlaube mir daher allerehrfurchtvollest Euer Königlichen Majestät eine Abschrift der von dem Königlichen Staatsprocurator unter dem 3. Mai und 12. Juni 1818 an K. ergangene Aufforderung, unter Ziffer 4. und 5. allerunterthänigst anzulegen, worin nichts, als die harte Wahl zwischen schimpflicher Entfernung, oder scheinbar freiwilligen Abtritt von seinem Amte gelassen, und dieser, durch das unbegreifliche Urtheil niedergeschlagene Mann zu der Niederlegung seines Amtes gezwungen wurde. Man hatte den Notar K. durch die Verheißung amtlicher Unterstützungen auf dem Gnadenwege getäuscht und gegen die Appellation eingeschläfert, und dadurch ihn der Discretion Preis gegeben. Der einzige Fehler, der dem Notar K. in dieser seiner wichtigsten Angelegenheit zur Last fällt, besteht darin, die Appellation gegen das beschwerende Erkenntniß nicht ergriffen zu haben, denn kein Gerichtshof in der Welt hätte das gegen

*) Anmerkung des Herausgebers.

Wie schrecklich diese für mich ausgefallen sind, beweist der Verlauf meiner unglücklichen Geschichte. K.

K. stehende Erkenntniß in materieller Hinsicht bestätigt. — Allein die Appellation war unterlassen, was wäre auf dem Rechtswege übrig geblieben? — Nur die Wahrheit, daß dieses Erkenntniß contra jus in Thesi steht, und daß es in materieller Hinsicht ewig keine Rechtskraft gewinnt, liegt jedem Rechtskenner vor Augen. Schaudernd wäre es, an ein solches Erkenntniß rechtliche Folgen zu knüpfen, da keine Parthei existirt, welche dieselbe in Anspruch nähme, der betheiligte Kanton aber den K. vielmehr reklamirt, und dem Staate es obliegt, das Unrecht, wo er es findet, zu tilgen, nicht aber Folgen daran zu binden und es dadurch zu heiligen und zu verewigen.

An Eure Königliche Majestät ergeht demnach meine allerunterthänigste Bitte, Allerhöchstdieselben wollen geruhen

> aus dem unheilbaren Erkenntnisse des Bezirksgerichts zu . . . keine Folge zuzulassen, die Dimission des Notars K. als nicht gegeben zu betrachten, den Petitionen der Kantons-Gemeinden allergnädigstes Gehör zu verleihen, und den Notar K. in seine Funktionen allergnädigst wieder einzusetzen.

Ich getröste mich allergnädigster Erhör, und ersterbe in schuldig tiefster Ehrfurcht

Euer Königlichen Majestät

München, allerunterthänigst treu gehorsamster
d. 1. Juni 1819. L. K.

Deputirter zu den Landständen des Rheinkreises.

Beilage G.

Maximilian Joseph
von Gottes Gnaden König von Baiern.

Das von dem Abgeordneten zur zweiten Kammer der Ständeversammlung, Ludwig K., am 9ten Juni dieses Jahrs für den vormaligen Notar J. F. K. zu P. eingereichte Gesuch, „aus dem wider denselben gefällten Straferkenntnisse des Bezirksgerichts zu . . . keine Folge zuzulassen, seine Dimission als nicht gegeben zu betrachten und ihn in seine Funktion wieder einzusetzen“ findet in keiner Hinsicht und um so weniger Statt, da wir durch Unsere Entschließung vom 20. April d. J. die zweite Notarsstelle zu P. unterdrückt haben und eine andere dermalen nicht erledigt ist. Hiernach ist sowohl der Abgeordnete Ludwig K. als J. F. K. zu bescheiden. Die mit Bericht vom 10. präsent. 21. Julius d. J. eingesendeten Akten nebst dem Gutachten Unseres General-Advokaten folgen zurück.

München, den 8. September 1819.

Unterzeichnet Max Joseph.

Graf Reigersberg und von Remmer,
General-Sekretär.

Beilage H.

Epistel an meine Gattin Sophie,

enthaltend die Schilderung meiner Reise seit der Entfernung von ihr.

Den 1. März. 1820.

1.

Du weißt, o theures Weib, wie in den letzt verfloss'nen Jahren
Des Schicksals Stürme hart uns drängten,
Wie Krieg und theure Zeit uns Sorge ohne Zahl gebaren,
Auch Neid und Feindschaft sehr uns kränkten;
Wie endlich es der Rache Wuth gelang,
Daß man im Schein des Rechtes es erzwang,
Das Opfer meines Amtes, meiner Wirksamkeit,
Des Lebens Unterhalt und jeder Lebensfreud'!

2.

Du weißt, wie endlich mir es war nach langem Kampf gelungen,
Daß ich mir hatt' das Recht erstritten,
Als bis zum Königsthrone war des Volkes Stimm' erklungen,
Und man nicht acht' auf dessen Bitten;
So weißt du auch, daß während deß mein Feind,
Mit List und Macht im falschen Bund vereint,
Des Herrschers Sinn zum lang-ersehnten Ziel berückt,
Daß dieser nun mein Amt für immer unterdrückt.

3.

So wird's dir und mir gar lange schmerzlich noch gedenken,
Wie d'rob uns neue Sorgen quälen,
Wie unsre Wünsche alle wir auf einen nur beschränken
Und hoffend auf Erfüllung zählen:
„Daß man erfüll' das mir gegebne Wort,
„Mir reichend andren Dienst am andren Ort!"

O Jammer, da ward uns die schwere Kund': es sei
Im Augenblick für mich gar keine Stelle frei.

4.

So ward, o güt'ger Gott! auch diese Hoffnung uns entrissen,
Hoffnung auf andre Nahrungsquelle.
Es traten Rach' und Bosheit auch das Heiligste mit Füßen,
Sie traten an des Rechtes Stelle.
Doch schmerzlicher für uns, als alles dieß,
Was jeden Trost gewaltsam von uns stieß,
War, daß Verläumdung jetzt auch ihre Geißel schwang
Und jeder, dem ich schuldig, mahnend in mich drang.

5.

Wo nehm' ich Kraft und Farben her, das Elend all zu schildern,
Das uns zum Staube niederbeugte? —
Alles gab ich hin, doch nichts konnt' meiner Gläub'ger Wuth
mehr mildern,
Da's nicht zu ihrer Tilgung reichte;
Man quält' uns Tag und Nacht ohn' Unterlaß,
Zum Theil mit Recht, zum Theil aus altem Haß,
Verwandte, Freunde, Brüder, Alles war vereint, —
Da ich nicht zahlen konnt', so war ich Aller Feind!

6.

Nach Geld nur dürstet Jedes Sinn, mit Härte ohne Gleichen;
Nicht Noth des Vaters und der Kinder,
Nicht die des schwang'ren Weib's konnt' ihr versteinert Herz
erweichen,
Selbst, als du geboren hatt'st, nicht minder
Trachten sie nach deiner Unterschrift.
Den armen Säugling schon das Elend trifft,
Indem der Mutter Kummer ausgetrock'nte Brust
Ihm nicht gewährt des ärmsten Kindes erste Lust.

7.

Wer hätte nun gedacht, daß dieß der erste Anfang wäre,
Daß größ'res Unglück uns noch träfe!
Und dennoch war es so. Bestimmung war's, daß ganz ich leere
Den Leidenskelch bis auf die Hefe.
Nachdem zur Zahlung d' Unsrige nicht reicht,
Der Geldgier es nun recht und billig däucht,
Daß man mein Letztes nähm': der Freiheit edles Gut,
Man dacht's, — doch es entfloh das Opfer ihrer Wuth!

8.

Noch bebt mein Herz, erinnernd sich der bangen Abendstunde,
Da kaum ein Trauertag verflossen,
Als zitternd mir mein guter F. sie bracht', die Schreckenskunde:
„Daß höhren Ortes man beschlossen,
Mich Morgen früh der Freiheit zu entziehn,
Und daß ich schnellstens sollt' von hinnen fliehn!"
Ich starrt' besinnungslos den Schreckensboten an,
Ich bebt', ich schwankt', doch fort! ich fühl's, ich war ein Mann!

9.

Du Arme, ahn'st es nicht, als zitternd ich Gut'nacht dir sagte,
Als ich den Vorsatz dir verhehlte;
Der Liebe, zur Verhütung Schreckens, ich dies Opfer brachte,
Und auch den eignen Muth mir stählte.
So hart der Trennung Schmerz, des Leichtsinns Straf'
Mein längst schon tiefgebeugt Gemüth auch traf,
So war ich dennoch stark, um an des Bruders Hand
Zu fliehn Euch Theuren all', zum Schutz in fremdem Land.

10.

Es war in finst'rer Nacht, als Alles schlief in tiefstem Frieden,
Von einz'len Sternen nur geleitet,
Als Beide angstvoll wir vom Haus und seinem Innern schieden,
Gleichwie der Mensch vom Leben scheidet.

Im weiten Umkreis um die stille Stadt
Gelangten wir, von Sorg' und Kummer matt,
Zu unsrer Freuden stillen Sitz, zum Weisehof,
Dem Gegenstand des Neids und meines Unglücks Stoff.

11.

Hier sollt' ruhend ich zum weit'ren Weg den jungen Tag erwarten
Und auch von meinem F. mich trennen.
O Gott, wie konnt' ich ruhn, da Angst und Kummer mich erstarrten
Und Fieberhitzen in mir brennen!
Von ew'ger Dauer schien die Nacht zu sein,
Und doch versprach der Tag mir noch mehr Pein.
Er nah't, mit ihm nah't auch die neue Trennungsstund',
Schon ist sie da, so schmerzlich für der Brüder Bund!

12.

Auch ihm entriß ich mich, obgleich vom tiefsten Schmerz durchdrungen,
Und schritt, von einem Knecht geführet,
Hinweg. Noch hatt' die Lerche nicht ihr Morgenlied gesungen,
Man nichts vom neuen Tag noch spüret,
Und als die Sonn' im ersten Morgenglanz
Bestrahlt die schöne Erd' im weiten Kranz,
War Lotharingens Gränz' ereilt und nicht mehr weit,
Der erste Ort, der schirmend seinen Schutz mir beut.

13.

Schon tönte jetzt weit überall der Glocken hell' Geläute,
Verkündigend des Sonntags Feste,
Und überall sah wandlen man zum heiligen Gebäude,
Zur Kirch', die frommen Christus-Gäste.
Es harrt der Priester schon im schwarzen Kleid
Und ist zum feierlichen Dienst bereit,
Zum Lob des Herrn, zur Sühn' mit ihm bei Brod und Wein,
Zu Gottes Tisch läd't fromm und segnend er sie ein.

14.

Wie bebt' mein Herz, wie zog's auch mich zu des Altares
Stufen,
Wie gern hätt' ich, der Frommerglühte!
Den höchsten Gott um Schutz für Weib und Kind dort an-
gerufen
Und für der Zukunft beßre Blüthe.
Doch fort trieb mich des Schicksals harte Macht!
Im Herzen nur hatt' Gott ich still gedacht;
Doch fühlt' nicht minder ich den Trost im Bund mit Gott,
Auch still gefleht zu ihm erfuhr er meine Noth.

15.

Bald ward es einsam in dem Thal, das wir nunmehr durch-
schritten,
Wir trafen in den Wiesengründen
Nur Schaafe, Rinder und die Hirten, die auf unsre Bitten
Uns oft den fern'ren Weg verkünden.
So ging es immer fort im schönen Tag,
Und bald entdeckten wir die schroffe Lag'
Von B . . . . h, der Veteranen Sitz, dem festen Schloß,
Das nun nach manchem Kampf den Frieden stolz genoß.

16.

Doch war Es nicht der Wünsche Ziel, die mich in weiter
Ferne
In Alsatiens Fluren führten,
In's schöne Land, wo sie, der Jugend liebste Freund', mich
gerne
Im Schooß der Freundschaft bergen würden.
Indessen glüht der Sonne Mittagshitz';
Wir sehnten uns nach einem kühlen Sitz.
Wir fanden ihn und eine Schaale Milch, auch Brod
In eines Köhlers Hütt', der's freundlich uns anbot.

17.

Doch konnt' dies Alles nur dem Reis'genoß zur Labung dienen.
Mir nicht, den innre Pein durchwühlet.
Ich sah im Geist, o gutes Weib, nur deine Schreckensmienen,
Die hohe Angst, die dich erfüllet,
Als in dem frühen Tag es kund dir ward
Des lieben Gatten Flucht, und wie so hart
Man an ihn will. Ich theilt' mit dir der Sorgen Qual,
Die nun dich ohne Schutz und Trost bedrohen all.

18.

Ich sah der Kinder Schmerz, ich hört' des ganzen Hauses Klagen,
Der Brüder und der Schwester Kummer!
Ja du, o Gott, du stärktest mich, um alles Dies zu tragen,
Entfernst' von mir des Wahnsinn's Schlummer,
Ja du; und weil ich frei mich wußt' von Trug,
Daß Irrthum wohl, doch mehr der Feinde Lug,
Der Zeiten und der Jahren eisernes Geschick
Zerstörten unser und der Unsren häuslich Glück.

19.

Bestürmt von diesen marternden Gefühlen und vom Gehen
Ermüdet, meine Kräfte sinken.
Es sank die Sonne auch und bei des Westwinds kühlem Wehen
Sah'n wir auch die Thurmspitz' blinken,
Die hoch empor des Städtchens Lag' uns zeigt,
Zu dem aus schönem Grund man aufwärts steigt;
Das Städtchen, wo den Jugendfreund man höchlich ehrt,
In dem so ruhmvoll er die Christuspflichten lehrt.

20.

Schon sind wir in der Stadt, schon nahen wir der stillen Pfarre,
Wo Liebe, Trost und Freundschaft wohnen.
O, traurig Wiedersehn! Verlangend und doch bang ich harre,
Obgleich nur e s mir konnt' belohnen

Des Tages Last den traurigen Verlust;
Und ob mir gleich die Sehnsucht hob die Brust,
So groß war auch mein Leid, daß nach so lang' Vergehn
Ich sollt' den Freund zu dessen Schmerz nur wiedersehn.

21.

Mein Führer, der von allem dem nichts fühlt, der nur sich sehnte
Durch Ruh' und Nahrung sich zu laben,
Eröffnet jetzt das Haus, in welchem laut der Jubel tönte
Von meines Freundes muntren Knaben,
Umspringend ihre holde Mutter, die
So schön und blühend noch als sonst, wo sie
Den guten J. mit ihrer treuen Hand beglückt,
Den sie noch heut', wie sonst, im muntern Sinn entzückt.

22.

Wie schildr' ich dir das freud'ge Staunen, das sie nun empfande
Als plötzlich sie im Abendschimmer
So nahe ihr Sophiens Mann, des Gatten Freund erkannte;
Auf schnellen Ruf ins andre Zimmer
Naht nun auch er. Ich lag an seiner Brust,
Als ihm noch kaum mein Dasein ward bewußt;
Doch als er nun mich recht ersah, wie innig drückt
Den Langvermißten er an's Herz, das froh entzückt!

23.

Im Hochgefühl des Wiedersehns, im ersten Rausch der Freuden
Bemerkt nicht sie noch er, daß stummer
Und finstrer ich, wie sonsten; doch lange konnt' ich's nicht vermeiden
Den Guten meinen schweren Kummer
Zu theilen mit mein schrecklich hart Geschick.
Der Ueberraschung erster Augenblick
Erfüllt mit Schrecken sie, doch bald war's Mitgefühl
Im sanften Trost nur ihres Strebens einzig Ziel.

24.

O Freundschaft! ja, du bist das Höchst' auf unsrer Bahn hie-
nieden,
Womit der Himmel uns beschenkte;
Im Glück sind deine Freuden groß, doch wenn des Schicksals
Wüthen,
Wenn Kummer jeder Art uns kränkte,
So fühlt erst ganz man deine Herrlichkeit;
Wie göttlich steht er da, der Freund im Leid,
Wenn Alles uns verläßt, womit wir sonst vereint,
So bleibt nur er getreu, der Jugend erster Freund!

25.

Die Freundschaft, die in Jugend Seelenharmonie gegründet,
Wo Eigennutz noch nicht uns leitet;
Wo man der Stände Unterschied nicht acht' und nichts em-
pfindet
Als was uns Lieb' allein bereitet,
Wo nur in allen Wünschen man sich gleicht,
Und gerne Eins dem Andern Hülfe reicht!
Dieß als der irrd'schen Güter schönst' und höchstes Gut,
Dieß war's, was einzig mich, was mir erhielt den Muth!

26.

Der Freundschaft heil'ge Bande, solche feste treue Bande
Umschlossen mich mit J. seit Jahren,
Als er und ich im schönen Thal, im theuren Westrich Lande,
Wir uns allein noch Alles waren;
Als ich zum Weibe dich noch nicht besaß,
Und er am Jünglings-Tisch noch einsam aß,
Als unser Herz von Sorgen frei noch schlug; der Mund
Nur freie Rede sprach, da schloß sich unser Bund!

27.

Und dieser schöne Bund blüht' fort als unterm sanften Himmel
Alsatiens der Freund nun wohnte,
Wir sah'n uns oft, und dieses Seh'n, entfernt vom Weltgetümmel,
Im Stillen herrlichst uns belohnte.
So fand ich diesmal auch dem Alten gleich
Den Freund; und, arm an Allem, ward ich reich
An inn'rer Ruh, durch Trost, durch Hülfe, die ich fand
In diesem Haus der Treu', in diesem schönen Land!

28.

Auch von der Gattin J's, der muntern Wilhelmine, Pflege
Ich mich des Guten viel erfreute;
So ward auch andren Freunden in der Näh' der Eifer rege
Zu retten mich des Kummers Beute.
Der eine war der jüngre J., den an
Der Sala-Strand vordem ich lieb gewann,
Dem andren frühe schon zu D. mein Herz erglüht,
Als noch der schönen Jugend erste Zeit uns blüht'.

29.

Ja du, o N., du hast mir treu der Jugend Lieb' bewahret!
Wie innig theiltest du den Jammer
Des alten Freund's, für den du weder Sorg' noch Müh gesparet
Als neuer Sturm in enge Kammer
Ich bei dem Langentbehrten mich verschloß.
Hier war's, wo in der Freundschaft sich'rem Schooß,
Wo mir durch dich und deine Theuren Alles ward,
Daß immer noch mein Blut und Herz nicht ganz erstarrt.

30.

Ich danke dir, es blüh' dein Glück! im Eh'stand blüh' dir Segen
Sowie im Stand der Christus-Lehre!
Der dritte war mein guter W., den ich als Arzt und wegen
Des edlen Sinn's so innig ehre.

Er war vordem die Zierde unsrer Stadt
Und mein und meines Hauses Freund, und hat
Mir, als er im beßren Land die Kunst nun übt,
Die Liebe treu bewahrt, auch ich ihn stets geliebt.

31.

Kaum hört er meines Jammers Kund', so eilt er nach der Stelle,
Wo sich der arme Freund verborgen.
Wie zärtlich sorgsam forscht er da nach meines Uebels Quelle,
Wie theilt er mit mir meine Sorgen!
O Freunde all', wie dank' ich Euch gerührt,
Ihr habt zum Trost und Guten mich geführt.
Nie werd' ich Euch und Eure Lieb' vergessen, nie!
Stets herrlicher für Euch das Erdenglück erblüh'!

32.

Und so bald da, bald dort geschützt, verlebt' ich manche Stunde,
Und manche Woch' zu End' sich neiget;
Und je nachdem von Euch die beßre oder schlimmre Kunde
Den Muth mir hebt und niederbeuget,
Bekämpft' ich auch des Schicksals harte Macht.
Indessen Du nur angstvoll mir gedacht,
Indem du siehst, daß fein und heimlich man den Plan
Ausdenkt, um mich auch hier in fremdem Land zu fah'n.

33.

Die Furcht, daß dieß gelingen möcht', und als die Spionaden,
Die da und dort man hin versendet,
Nun wirklich auch die Stell', wo ich verborgen mich, errathen,
Dein Sinn die höchste Angst verblendet.
So daß ihr mir's zu wissen thut und wollt,
Daß hier ich nicht mehr länger weilen sollt',
Indem ihr glaubt, daß ich nur über'm breiten Rhein
Im innern Deutschen-Land möcht' jetzo sicher sein.

34.

O Schicksals Tück'! auch diese Pein mußt' standhaft ich ertragen,
So sehr mein Herz von Neuem bebet;
Kaum hatt' vom ersten Sturm ich mich erholt und wen'ge Tagen
Bei Freund' in stiller Ruh verlebet,
So trieb es mich von Neuem in die Welt!
Zum erstenmal mir hier der Muth entfällt.
O Freunde J. J. und N., nur Eurer Hülf' allein
Verdankt' ich Sicherheit, sowie mein fern'res Sein.

35.

Schwer hielt mir's, o Gute, auch hier nun standhaft mich zu fassen,
Damit zu weit'rer Rast ich eilte.
Der jüngre J. wollt' nicht der Reis' allein mich überlassen,
Daher er tröstend bei mir weilte,
Bis wir im trüben Tag erreicht den Fluß.
Hier schieden traurig wir, und jeder muß
Nun allein dem eignen Ziel nachgehn. Ich zu Schiff!
Und er zurück zur Pfarr', wohin die Pflicht ihn rief.

36.

Als mich nun die enge Bark zum Ufer Jenseits schaukelte
Und ich ersah die blaue Tiefe,
Als mich so der Phantasieen schwarz Gebild umgaukelte,
So war's, als wenn der Strom mir riefe:
„Kom'm zu mir, steig hinab, scheu nicht mein Naß,
„Für dich blüht Freude nicht, komm und verlaß
„Des Lebens Quaal, im Tod allein da find'st du Ruh,
„Du bist zu nichts mehr nütz, der Pein gehörest du."

37.

Je starrer ich den Blick zur bodenlosen Tiefe neigte,
Wär' lieber ich hinabgestiegen
In's kühle Grab. Doch plötzlich sich dein theures Bild mir zeigte;
Ich sah dem Kummer dich erliegen,

Ich sah die Pfänder unsrer Zärtlichkeit
Durch meinen Tod dem Elend ganz geweiht.
Ich sah die Angst, die Schande, die mein feiger Schluß
Euch brächt', den Fluch, den er mir jenseits bringen muß.

38.

O großer Gott, ich danke dir, daß du mich da erhieltest,
Als nah' ich war dem Unterliegen,
Daß mit Pflicht und Religion du stärkend mich erfülltest,
Durch sie zum Kämpfen und zum Siegen.
Ich danke dir, daß ich an's Ufer trat,
Daß ich nun wieder Muth zum Dulden hatt'.
Mit ihm schritt ich im Regen, der in Strömen fiel,
Der Straß' entlang, erreichend bald das neue Ziel.

39.

So war nunmehr eröffnet meines Irrens zweit' Epoche.
Vom B . . r . . . en zuerst geschieden
Gelangt in's Elsaß ich, nach B.d..en dann in vierter Woche;
Wird es auch schirmen nun den Müden?
Durchnäßt und kalt im dünnen Reisekleid
Trat ich in's Haus, wo alte Herzlichkeit
Noch wohnt, noch herrschend ist des Vaters edler Sinn
Beim braven Sohn und dessen häuslichen Gattin.

40.

Durch's Blut schon waren beide mir verwandt, doch mehr
durch Bande
Der Freundschaft mir und dir verbunden.
Mit Rührung ich sogleich auch hier die alte Treu' erkannte,
Indem ich Alles hier gefunden,
Was nur der wärmste Freund dem liebsten Freund
Im Sturme, oder wenn die Sonne scheint,
Im Unglück wie im Glück, aus treuem Herzen giebt,
Ich fand mich hier zu Haus und war wie dort geliebt.

41.

Ja, braver D., ich werd' an dich und deine Charlott' denken
Mit Dank und stets sich gleicher Liebe!
Mög' alle Eure Wünsche glücklich so der Himmel lenken,
Daß nichts des Lebens Glück Euch trübe.
Ihr habt nicht bloß den Körper mir gelabt,
Viel Beßres war's, was ihr mir freundlich gabt,
Ihr habt den Geist ermuntert mir durch sanften Trost,
Wenn mir nichts ward von Haus als schmerzerweckend' Post.

42.

Ja schmerzerregend Alles war, was ich durch deine Briefe
Dahier vernahm, und ich sah täglich
Zu deutlich es nur ein, daß keineswegs die Rach' noch schliefe,
Daß, wenn mein Elend auch unsäglich,
Daß, wenn ich auch vom Nöthigsten entblößt,
Mein Schmerz auch jede Hoffnung von sich stößt,
Man dennoch mich verfolgt mit Haß und arger List,
Damit mir Alles fehlt, was Menschen theuer ist.

43.

Auch hier war ich daher der Feinde Wuth zu nah, mir zittert,
Sie könnt' auch hier mich noch erreichen;
Daher ich weiter soll, und ob es gleich mich tief erschüttert,
So mußt' auch hier ich dennoch weichen.
Kaum fing ich an, mich hier der Ruh zu freun,
So stärkt mich diese nur zu neuer Pein.
Vom neuen Reiseziel man jetzt mich unterricht't,
Doch daß dazu mir Alles fehlt, bedenkt man nicht.

44.

Nach Norden, wo sich bald der Rhein in's tiefe Meer ergießet,
In's Städtchen, wo dein Neffe lebet,
Dort sollt' ich beßre Zeit erwarten, dahin ihr mich verwieset,
Da ihr nach meiner Sichrung strebet.

Vom Freund belebt, mit Geld von ihm versehn,
Entschloß ich nochmals mich zum Weitergehn,
Um abermals den Freund, sein edles Weib zu fliehn
Und anders, was bisher ermuntert mir den Sinn.

45.

Ich schied mit Thränen, die der herbe Schmerz mir ausgepresset,
Doch mußt' auch Dieses ich ertragen.
Lebt wohl! Ich traue eurer Liebe zu, daß ihr vergesset
Mich nie, und nie mich zu beklagen.
Die Straß' hinab, nicht fern vom Rhein, fuhr ich
In düstrer Still'; ich barg im Wagen mich,
Es heitert nichts mich auf, nichts für mich Reize hat,
Die schöne Landschaft nicht, nicht manche schöne Stadt.

46.

Nichts fesselt mich, auch nicht das Plaudern meiner Reis'gegenossen,
Auf nichts als schnelle Reis' ich achte.
Durch D., wo mir die Jugendzeit so glücklich einst verflossen,
Wo Mancher mein noch freundlich dachte,
Kam ich in dunkler Nacht und mußt mich freun,
Indem von niemand ich erkannt durft sein.
Nicht rastend eilt ich so durch manches schöne Land
Bis F., der reichen Stadt am schönen Maines Strand.

47.

O, seltnes Glück! du ließt zum Troste überall mich finden
In Jugend mir erworbne Freunde;
Auch hier traf ich die beiden R., an die mich Bande binden
Und Seelengleichheit längst vereinte;
Als ich mich ihnen naht', empfingen mich
Auch sie mit voller Lieb' und brüderlich.

Sie theilten schmerzvoll meinen Schmerz und reichten gern
Dem armen Freund, was er vermißt von Hause fern.

48.

Auch hier in dieser großen Stadt wollt' ich so lang' nur rasten,
Als mir zur Krafterneurung nöthig,
Und dann dem weitren Ziel nachgehn, dem mir so sehr verhaßten!
Ich zweifelt' nicht, daß man erbötig
Auch dort zu dem, was ich bedürftig wär;
Mir bürgt dafür des Neffen Charakter;
Allein er wohnt so weit entfernt, mein Herz zerriß,
Ich dacht', daß weitre Fern' mich weiter von euch stieß.

49.

Jedoch im regen F., das stets mit Fremden angefüllet,
Konnt' ich im Dunkel nicht verbleiben;
Was nun zu thun? Und als mich so der Zweifel Nacht umhüllte
Und hin und her mich wogend treiben,
Da glänzt auf einmal mir in dieser Nacht
Ein hoher Stern in voller Hoffnungs Pracht;
Du warst's, o J., — die schnell erfolgt' Erinnerung
An dich, o Freund! gab meinen Kräften neuen Schwung.

50.

Ja er, mein edler J., der Treusten einer meiner Freunde!
Ihn lernt zu Georg' August' ich kennen,
Im gemeinsam Studium dort das engste Band uns einte,
Ein Band, das nicht die Zeit konnt' trennen.
Der angewandte Fleiß und sein Talent,
Sein Glück hob ihn empor, als Präsident
Stand er im nahen Land an der Regierung Spitz'
War er des Landes und des Fürsten kräft'ge Stütz'.

51.

Auch er, mein J., obgleich im Glanz des Standes hoher Würde
Er vieles war dem Vaterlande,
War glücklich nicht, denn Alles trug er als eine Bürde
Und bracht' ihn nah des Abgrunds Rande.
Da er nur streng den Weg der Ehre ging,
Das Volk auch schwärmerisch liebend an ihm hing,
So war so ward, wenn in ihm floß auch edles Blut,
Er oft verfolgt und litt durch der Kabalen Wuth.

52.

Doch stört's ihn nicht; nur dann, als man sogar ihm nach dem Leben
Einst mit Mörderdolchen trachtete,
Da war es nicht die Furcht, des Undanks Schwärz' macht' ihn erbeben,
Daß er des Amtes Glanz nicht achtete
Und in der Seinen Schooß nach Ruh sich sehnt,
Die ihm der Fürst auch herzlich dankbar gönnt;
Doch da er weiß, wie sehr er Noth dem Lande ist,
So schenkt er sie ihm nur auf unbestimmte Frist.

53.

So fand den Freund ich ruhend in stiller Abgeschiedenhei
Geweiht der Liebe und den Musen;
O, liebes Weib, hätt'st du gesehen, mit welcher Innigkeit
Er mich empfing am treuen Busen,
Wie er zur edlen Gattin gleich mich führt,
Wie sehr auch diese unser Schicksal rührt,
Wie er auf nichts, als auf des Freundes Rettung denkt,
Wie er in's Herz den Trost der beßren Zukunft senkt.

54.

Ja, wenn du hätt'st gesehn, wie nichts im Strom vergangner
Zeiten
Nichts an der Würde hohen Stufe
Von meines J . . ls Lieb' versunken war, wie er mit Freuden
Befolget bloß der Freundschaft Rufe;
Du hätt'st wie ich den Edlen gleich geliebt.
Obgleich nun meine Lag' ihn sehr betrübt,
Als ich mit Offenheit dieselb' ihm mitgetheilt,
So sehr und schnell er auch zu Rath und Hülfe eilt.

55.

Damit ich, von Verfolgung frei, könnt' meines Schicksals
Wenden
Verborgen und in Ruh erwarten,
So ward der Gute nun bedacht, mich einem Freund zu senden,
Der gleich wie er den Schmerzerstarrten
An Freundes Herz durch Liebe erwärmen würd',
Und der, da er 'nes Amtes Leitung führt,
Bei edlem Sinn auch Muth und Macht genug besitzt,
Damit er mich vor meiner Feinde List beschützt.

56.

Mit einem Brief, worin mein J. mit brüderlicher Wärme
Mich dieses Freundes Schutz empfehlet,
Verließ ich dankbar ihn; ihm dank'd ich, daß ich nicht mehr so
mich härme,
Daß neue Hoffnung mich beseelet.
So fand ich mein Asyl, die kleine Stadt,
Die freundlich mich bis heut geduldet hat,
So fand ich E. und dessen Schutz, und meine Brust
Sich täglich mehr erhebt zu neuer Lebenslust.

57.

Ich fand noch mehr, o neues Glück, woran mein Herz nicht dachte,
Ich fand auch dich, mein S, den Braven,
Den früh ich auch schon kannt', als noch der Jugend Glück uns lachte,
Zu D., wo wir uns trafen.
Mit dem die Freundschaft ich dann fester schloß,
Als später ich die süße Freud' genoß,
Daß ich ihn wieder fand im Musensitz zu J.,
Wo uns umschlang das ros'ge Band der Harmonie.

58.

Mein Ferd'nand dich, dich fand ich nun mit schönrem Band umschlungen,
Das Hymens Güte dir gewebet,
An Luisens Seit', in Ehr und Amt hast du ein Glück errungen,
Das einstens ich auch mir erstrebet.
Würd'ger als ich! bewahr dies seltne Glück,
Flieht's einmal dich, kommt's niemals dir zurück;
Weh uns, mein liebes Weib, uns hat es sich erprobt,
Nur der des Glücks ist werth, den es als würdig lobt.

59.

So war ich denn zur Stell', wo endlich Ruh und Trost mir wurde,
Die heut' ich noch als Asyle preise.
Verzeih mir, güt'ger Gott, daß ich Schwacher schon manchmal murrte,
Und zagt' auf meiner Unglücks-Reise.
Du hast zum Beßren stets mich hingeführt,
Wenn oft Verzweiflung mir den Sinn verwirrt.
Verzeih! Als mir erlosch der letzte Hoffnungsstern,
Erglüht ein neuer mir in neuer weit'rer Fern!

60.

Wie groß war meine Freud', als hier ich meinen C. hört' nennen,
Den ich in andrer Gegend glaubte;
Wie schnell eilt' ich zu ihm. Er wird gewiß den Freund noch kennen,
Den man des Lebens Glück beraubte.
So dacht' im Gehen ich, und als ich vor ihm stand,
So sah auch hier in alter Treu ich mich erkannt;
Nur einen Augenblick war ich dem Treuen fremd,
Die Ueberraschung bloß sein erst' Gefühl ihm hemmt.

61.

„O Himmel! Freund, bist du's! was führt dich her aus weiter Ferne,
„Wie freut mich dieses Wiedersehen!"
So sprach er, mich umarmend, und sein Auge zeigt's, wie gerne
Er mich nach langer Zeit Vergehen
In seinem Haus, an seiner Seit' mich sieht.
Wie war so sorgsam er um mich bemüht!
Auch seine gute Frau empfing mich freundlich hold,
Sie, der mein Herz sogleich die wärmste Achtung zollt.

62.

Nun nah' ich auch dem Freund von J., ihm gleich an Sinn, im Range
Begleit't er hier die erste Stelle;
Wie angenehm fühlt' ich mich überrascht als im Empfange
Für mich entsprang die neue Quelle
Des Trost's, der Freud'; denn nicht als Fremdeling,
Als alten Freund mich C. auf's Wärmst' empfing;
Ich sah sogleich, wie ich sein Herz zur Theilnahm' rühr',
Denn kaum hört er mich an, so bot er Hülfe mir.

63.

Wo nehm' ich Worte her, um ächt den Trost, die Güt' zu schildern,
Die mir hier reicht der Freunde Liebe,
Wo man seit Monden sich bemüht den Kummer mir zu lindern,
Da noch mein Horizont so trübe.
Für dich, mein E., für deine liebe Frau
Wird stets mein Herz erglüh'n, und niemals lau
Im Dank ich sein! Auch werd' ich immer achtungsvoll
Gedenken dein, o E., und mich erfreun Dein Wohl!

64.

Ja hier, mein gutes Weib, in dieser kleinen Stadt, wo Stille,
Wo Freundschaft, Trost und Lieb' regieret,
Da weil' ich immer noch und harre schmerzlich, bis der Wille
Des Höchsten einst mich zu dir führet;
Bis er mit mir versöhnt, das Glück mir gönnt,
Das Einzige, wornach mein Herz sich sehnt,
Das Glück der Kinderlieb', der stillen Häuslichkeit,
Der Herzensruh und meiner Kräfte Wirksamkeit.

65.

Hier, obgleich getrennt von dir und unsern theuren, zarten Kindern
Und Allem, was mir lieb hienieden,
Ich schmerzlich lebend weil', so wird dieß dennoch nicht mich hindern,
Daß ich behalt' den Seelenfrieden;
Daß Religion mir ihren Trost gewährt;
Auch dich, die mir durch Lieb' und Treu gehört,
Stärk' Gottes Sohn! Sei stets an Glaub' und Hoffnung voll,
Erhalte stets des Herzens Reine dir, Lebwohl!

66.

Leb' wohl! und sollten wir auch niemals mehr uns wieder sehen,
So muß dich der Gedanke stärken,
Daß Mutter du, auf dir nur ruht der Kinder Wohlergehen,
Daß, da der Vater todt, die Werken
Der Elterntreu du nur zu üben hast;
Und wenn du standhaft trägst allein die Last,
So wird allein auch dir der Lohn, der Kinder Glück,
So büß' auch ich allein das eiserne Geschick!

Meine Lebensgeschichte.

(Niedergeschrieben im Januar 1839.)

Zweite Abtheilung.

III. Leben in der Fremde.

(Jahr 1819 — 1839.)

Vorerinnerung.

Es sind nun zwanzig Jahre seit der Epoche verflossen, mit welcher sich die erste Abtheilung meiner Lebensgeschichte schloß. Damals hatte ich diese in meinem Asyle entworfen, und jetzt (1839) ergreife ich erst die Feder wieder, um die Beschreibung dieser langen Periode zu versuchen. Man wird aus diesem Grunde schon eine merkliche Verschiedenheit in beiden Arbeiten finden; in der gegenwärtigen: da ich seitdem im neuen veränderten, nur den Wissenschaften und darunter vorzüglich den geschichtlichen und politischen Studien, nebst der darauf bezüglichen

Schriftstellerei, gewidmeten Beschäftigungen, in einen ganz andern Gange meines Lebens und unter andern Menschen, sowie durch erhöhtes Alter — ein Anderer in Ansicht und Bildung geworden bin. In der ersten Arbeit (von 1819), weil diese das Gepräge meiner damaligen wissenschaftlichen Bildung, deren Vergleichung mit der heutigen für den Leser nicht ohne Interesse sein dürfte; so wie meiner Gesinnungen endlich der schmerzlichen Aufregung über so viele erlittene Leiden und Ungerechtigkeiten — überall an sich trägt. Gerade das ist es aber, warum ich die erste Selbstbiographie ganz unverändert, nur mit wenigen Zusätzen einiger unwesentlichen, aber nicht uninteressanten Thatsachen und Anmerkungen vermehrt dem Drucke übergebe. Daß ich selbst derartige Sachen stehen ließ, die sich in einem so langen Zeitraume ganz veränderten, wird mir so wenig zu einem Vorwurfe gemacht werden können, als daß ich die Härte nur wenig milderte, womit ich über einige Personen mich äußerte. Ich konnte und wollte dieses aber nicht thun, da ich leider im Laufe späterer Jahre nur zu viele Gelegenheit hatte, mein Urtheil nicht bloß bestätigt zu sehen, sondern dasselbe als viel zu gelinde zu erkennen.

Nachdem ich diese Bemerkungen meiner neuen Arbeit glaubte vorausschicken zu müssen, gehe ich nun zu dieser selbst über.

Auswanderung, Reise und Aufenthalt im Städtchen U.

Was mich zu dem erschrecklichen Schritte bewog, meine Familie und mein Vaterland und so vieles andere Theure zu verlassen, ist erzählt. Die schmerzlichen Gefühle, welche meinem Entschlusse vorhergingen und ihn begleiteten, waren der Art, daß sie an Verzweiflung gränzten. Einigen Trost fand ich in der Zustimmung meiner Frau, die ich jedoch nie erhalten haben würde, wie sehr sie auch die Nothwendigkeit einer Trennung erkannte, wenn sie diese nicht als momentan angesehen hätte. Diese irrige Meinung, der auch ich ergeben war, belebte einigermaßen unsern Muth. Allein wie sank dieser nieder, als ich Nachts um 11 Uhr vor das Bett der Guten trat, worin sie mit ihrem Säuglinge lag. Ich, in Thränen beinahe aufgelöst, dem Erstarren nah — verließ sie, um einem neuen Schmerze, dem des Abschiedes von meinen drei Mädchen, entgegen zu gehen. Sie schliefen ruhig, keine Ahnung des Geschikkes, das auf uns Allen lastete, störte ihre süße Ruhe. Nur meine älteste achtjährige Tochter Friderike, die in meinem Bette ruhte, da sie besonders darauf gedrungen hatte, bei mir schlafen zu wollen, was sie früher öfter that, erwachte unter meinen Schmerzens-Küssen und wollte mich weinend nicht von sich lassen. Endlich folgte ich der mahnenden Stimme meines jüngsten Bruders zum Aufbruche, zog meine be-

sten Kleider an, während er ein Packet mit Weißzeug zurüstete, und steckte das wenige Geld zu mir, das sich vorfand und — traurig ist die Erinnerung! beinahe bloß aus einigen Goldstücken — aus der Sparbüchse meiner armen Kinder bestand!

So trat ich denn mit meinem erwähnten Bruder, in einer schönen mondhellen Nacht und in tiefem Schweigen den schweren Gang nach meinem, ¼ Stunde von der Stadt, auf dem Wege nach der lotharingschen Grenze gelegenem Gute an, der Grundursache meines Unglückes. Nachdem ich daselbst einige Stunden gerastet und mich mit einer Tasse Kaffee gelabt hatte, nahm ich Abschied von meinem Bruder, unter neuen schmerzlichen Empfindungen, und begab mich in Begleitung unseres Oberknechtes auf den Weg der Grenze, die wir etwa um 7 Uhr, an einem schönen Sonntagmorgen überschritten. Sieben Stunden hatte ich noch bis zum Wohnorte des Freundes, bei dem ich eine vorläufige gastliche Aufnahme suchen wollte. Es war dieser Freund ein evangelischer Geistlicher, der in unserer Nachbarschaft eine Predigerstelle begleitete und der Bruder eines meiner Universitätsbekannten war. Bald nach meiner Rückkehr von der Universität mit ihm, der nur einige Jahre älter als ich war, bekannt geworden, wurden wir Freunde im schönen Sinne des Wortes. Er war ein eben so liebenswürdiger Mensch, als er sich durch Geistesgaben, Kenntnisse aller Art, neben einem ergreifenden Rednertalente auszeichnete. Wir

sahen uns oft bei gegenseitigen Besuchen, und ich kann wohl sagen, daß ich in seinem Umgange der schönsten Stunden meines Lebens mich erfreute, und da er gern bei sich Besuche in seinem freundlichen Pfarrsitze empfing und viele Bekannte hatte, so traf man beinahe immer einen oder den andern daselbst, darunter treffliche gebildete Collegen oder junge Männer, die mit ihm studirt hatten und, einer augenblicklichen Anstellung noch entbehrend, bald länger, bald kürzer seine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen. Bei diesen gegenseitigen Besuchen blieb es jedoch nicht, da Jäger, so hieß mein Freund, in den ersten Jahren noch nicht vermählt war, und die Einsamkeit des Junggesellen-Haushaltes ihn manchmal langweilte, so unternahmen wir nicht selten Fußreisen in ziemlich entfernte Gegenden, wo wir Freunde hatten, darunter ich nur den schon erwähnten Bruder Jägers nenne, mit dem ich in Jena zusammen war, und der ebenfalls in einem reizend gelegenen Dorfe, acht Stunden von uns, eine Predigerstelle begleitete.

Diese angenehmen Verhältnisse erhielten einen bedeutenden Zuwachs, theils durch die einige Jahre nach mir erfolgte Verheirathung Jägers, theils durch die Verbindung mit einem edlen, gelehrten jungen Arzte, Dr. Weber, der sich in meinem Wohnsitze niedergelassen und eine meiner Verwandten zur Frau genommen hatte. Männer und Frauen umschlang bald ein festes Band aufrichtiger Freundschaft und Achtung, so daß unser Kleeblatt in der ganzen Ge-

gend einer freundlichen Bewunderung genoß. Jahre waren für uns in dieser Weise sehr glücklich verstrichen, als jeder Einzelne dieses Blattes seine gesonderte Bestimmung erhielt. Jägers Rednertalent erwarb ihm eine bedeutende Pfarrei im Elsaß, deren Einnahme weit beträchtlicher als die bisher von ihm begleitete war, und Dr. Webers guter ärztlicher Ruf entführte ihn ebenfalls dahin, einer besseren Zukunft in pecuniairer Hinsicht. Da beide nicht weit von einander zu wohnen kamen, so war ich der Einzige, der eine Trennung erleiden mußte, die er schmerzlich empfand.

Als mich nun mein Unglück zu dem traurigen Schritte veranlaßte, einen Aufenthalt in fremdem Lande zu suchen, so hatte ich auch gleich keinen andern Gedanken, als den Freund aufzusuchen, mit dem ich, trotz jahrelanger Entfernung, einen nicht erkalteten Verkehr unterhalten hatte, und der, was für mich bei der damaligen Lage der Dinge beachtenswerth war, in einer französischen Provinz wohnte, wohin man mich nicht leicht verfolgen konnte.

Acht Tage mochten wohl seit unserer Trennung verflossen sein, als ich denselben Abend noch im Pfarrhofe J's eintraf. Es war ein Wiedersehen voll alter Traulichkeit, aber auch schmerzlicher Theilnahme.

Hier entließ ich meinen Begleiter und ruhte zuvörderst im Schooße der Liebe sicher und erquickend von den bisher getragenen Leiden aus. Es ward mir hier Alles, was ein unglücklicher Freund vom

glücklichen Freunde erwarten konnte. Die Erzählung meines Unglücks, das er noch nicht von der wahren Seite kannte, die ihn unerklärbar schien, erweckte in ihm zuerst die rührendste Theilnahme, dann schon nach wenigen Tagen bange, nicht ungegründete Besorgnisse für meine Sicherheit. Nur eine Stunde von ihm wohnte nämlich ein Schwager meines ehemaligen Collegen J., welchen ich kannte, ebenfalls ein Notar, und der eigne Schullehrer war nahe von meinem Wohnsitze zu Hause. Dann bestand ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr durch Hausirer aus meiner Vaterstadt in hiesiger Gegend, endlich war meine enge Verbindung mit J. allgemein bekannt. Alle diese mißlichen Umstände ließen mit Recht ein schnelles Bekanntwerden meines Aufenthaltes befürchten. Auch kam bereits in den ersten Tagen jener Notar in die Pfarrwohnung und stellte sich, als er mich sah, überrascht, was sein lauernder Blick anders erwies. Kaum war demnach eine Woche dasigen Aufenthaltes verstrichen, so hatte eine gemeinsame Berathung den Entschluß zur Reise gebracht, ein Unterkommen bei dem jüngeren Jäger, der seit längerer Zeit jetzt auch im Elsaß, etwas mehr landeinwärts auf einer Pfarrei wohnte, so lange zu suchen, bis ich einen dauernden Wohnsitz ermittelt hätte. So geschah es. Erwähnen muß ich den für die Rechtlichkeit meines Freundes zeugenden Umstand, daß er, ehe wir obenerwähnten Plan ausführten, in meiner Gegenwart meine bei mir habende Habseligkeiten un-

tersuchte, um nöthigenfalls mit gutem Gewissen, begründet auf eigne Ansicht, bestätigen zu können, daß ich nichts mit mir genommen, was auf eine Unterschlagung zum Nachtheile meiner Gläubiger hinwiese. Er sah, daß ich nichts bei mir hatte, als weniges Weißzeug, eine goldne Taschenuhr mit goldner Kette, eine silberbeschlagene Pfeife, silberne Schuhschnallen, und neben einiger Silbermünze etwa drei bis vier Goldstücke, darunter eine spanische Doppelpistole.

Bei J's Bruder angekommen, sah ich gleich, daß hier für mich an keinen Aufenthalt aus mehreren Gründen zu denken war. In einer Berathung wurde eines Freundes gedacht, dessen Wohnsitz, der ganz von der Straße lag, mehr aber noch sein treffliches Herz, ganz geeignet schienen, mir eine freundliche Aufnahme und ein ungestörtes Unterkommen auf längere Zeit zu verschaffen. Dieser Freund, Neßler, ebenfalls ein Prediger, war mir schon auf dem Gymnasium zu D. bekannt gewesen, und da wir später in Jena zusammentrafen, mir stets als Mitglied unserer Verbindung nahe gestanden, und trotz der Verschiedenheit unserer Charaktere nie anders als im besten Vernehmen mit einander geblieben, denn wild und mitunter etwas zu derb, besaß Neßler unverkennbar ein gutes Herz. Viel Glück hatte ihm frühe eine der einträglichsten Predigerstellen erworben und ihn diese gleich mit Hymen in Verbindung gebracht, der ihm eine brave Frau aus eine der einflußreichsten Familien zuführte, mit der er viele Kinder zeugte,

darunter einen Sohn, der schon im Begriffe war, die Universität zu beziehen und ungemein viele Kenntnisse in den alten Sprachen besaß; und eine Tochter von etwa sechszehn Jahren, ein höchst liebenswürdiges Mädchen. Ueberhaupt fand ich bei den meisten Kindern Neßlers, deren, wenn ich nicht irre, er acht hatte, einen hervorstechenden Zug von Herzensgüte, die sich in einem liebeerweckenden, traulichen Anschmiegen und Gefälligkeiten aller Art kund that.

Bald traf ich mit den beiden J. in dem Pfarrsitze Neßlers ein, den wir zu Hause trafen. Ich fand in ihm noch den Alten, der mich mit stürmischer Freude aufnahm und augenblicklich seiner Frau mit Aeußerungen herzlicher Liebe zuführte. Mein Unglück überraschte ihn sehr, allein er war keinen Augenblick unschlüssig über meine Aufnahme in Kost und Wohnung obwohl nur unter der Bedingung, daß ich mich in strengster Verborgenheit hielte, um nicht die Augen der damals besonders mißtrauischen Polizei auf mich zu ziehen. So viel ich mich erinnere, wohnte ich 14 Tage bei N., während welcher Zeit ich mich stets im Hause hielt, ohne je einsam zu sein, denn mehre Geistliche aus der Nachbarschaft, darunter auch die beiden Jäger, besuchten während dieser Zeit mehrmale N. und es fehlte mir nicht bei ihnen, da sie mit in das Geheimniß gezogen wurden, an Trost und Aufmunterung. Eine besondere Freude ward mir schon den anderen Tag meines Hierseins durch den Besuch meines lieben Dr. Weber, der nur zwei kleine Stunden

von hier in der Stadt B. wohnte, und alsbald auf empfangene Kunde herbeigeeilt war. Höchst rührend war bei dieser traurigen Veranlassung unser Wiedersehen. Unter nicht wenig Thränen sagte mir W. Alles, was sein höchstgebildeter Verstand und sein fühlendes Herz ihm an Trost eingaben, und mehr als ein Mal entwischte ihm der Wunsch, mir seine Wohnung für immer öffnen zu können, wenn es nur die Verhältnisse einigermaßen gestatteten, woran aber nicht zu denken war. Ich wollte jene um so weniger erproben, als meine Kenntniß der Glieder seiner Familie und seiner häuslichen Einrichtungen mir ohnehin davon abrieth. Uebrigens wenn mich auch nicht alle bisher benutzte Gastfreundschaft belehrt hätte, daß mein Bleiben in dieser Gegend von keiner langen Dauer sein könnte, so lag dieß auch in der Natur der Sache selbst, weil meine Sicherheit in dieser meiner Vaterstadt zu nahen Gegend, obwohl auf französischem Grund und Boden, stets gefährdet blieb, da mein Mangel an Papieren französischer Seits eine Ausweisung Meiner nach sich ziehen konnte. Um Dem mich nicht auszusetzen, war ich bald wieder zur Weiterreise entschlossen, nämlich Frankreich zu verlassen. Meine Wahl über das Ziel jener konnte nicht zweifelhaft sein. Im Badischen, jenseit des Rheins, in der Nähe von Straßburg, wohnte mein Vetter D., der, selbst Beamter, mir zu meinem Fortkommen besonders dienlich sein konnte. Auf ihn richtete sich mein Blick, und meine Freunde, denen ich

den neuen Plan offenbarte, billigten ihn unbedingt. Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit setzte sich dessen Ausführung durch das französische Mißtrauen entgegen, das man gegen alle Fremde bekundete, besonders strenge gegen die nach dem Auslande Reisenden. Die beiden Jäger suchten mich damit zu beruhigen, daß sie mich bis an den Rhein zu begleiten erboten, und im Nothfalle für mich Garantie zu leisten.

So verließ ich denn in den ersten Tagen des Monats November die lieben Freunde, welche mir so viel Gutes erzeigt hatten, das ich nicht genug zu rühmen vermag, und wovon die dankbare Erinnerung mich bis jetzt noch keinen Augenblick verlassen hat.

An dem Rheine, unfern Straßburg, mit meinen Begleitern, den beiden J., denen sich auch mein bisheriger Gastfreund N. beigesellt hatte, angelangt, fand ich wider Vermuthen, trotz der daselbst sich befindlichen Zollwächter, kein Hinderniß, um den Strom in einem Nachen zu passiren. Mein Innerstes wurde bei der Trennung meiner lieben Freunde ganz besonders schmerzlich aufgeregt, da die Ueberfahrt über den vaterländischen Strom für mich zugleich ein schweres Zeichen für eine lange und weite Trennung von den Meinigen war. Ueberdies führte sie einer immer ungewisseren und düsteren Zukunft als bisher entgegen. Dazu kam nun noch der Kummer über einige mir noch im Elsaß zugekommene Mittheilungen, die, so milde sie auch abgefaßt waren, doch mich

nur mit den bangsten Besorgnissen für meine Sicherheit, vorzüglich bei meinem Aufenthalte in einem deutschen Bundesstaate erfüllen und mir jeden Gedanken an ein precaires Fortkommen rauben mußte. Meine Stimmung muß mehr als trübe gewesen sein, denn bei meinem Verlassen des Kahns auf badischem Gebiete versicherte mir der Schiffer, der mich übergefahren hatte, daß die drei Pfarrherren ihn ersucht hätten, „mich doch ja in festem Auge zu behalten, damit kein Unglück geschehe.“ Ich muß gestehen, daß ich mitten auf dem Rheine angelangt, in das Anschauen des Wassers, dessen Klarheit bis zum Grunde zu sehen erlaubte, bis zum Erstarren versenkt, böse Gedanken Besitz von mir nahmen. Ein Tod in den lockenden Fluthen, durch ein Abgleiten von meinem schmalen Sitze, hatte nicht bloß alle Scheu für mich verloren, sondern ich bedurfte einer schnellen Erinnerung an Frau und Kinder und ein Aufschauen zum Allvater, ohne dessen Wille ja nichts, Großes wie Kleines geschieht, um mich nicht in die Tiefe des Wassers zu versenken. Gottlob, ich betrat in Kürze, frei von einer Sünde, der größten vielleicht von allen, das rechte Rheinufer und befand mich bereits nach zwei Stunden in der herrschaftlichen Renteiwohnung. Mein Vetter, durch seinen Schwiegervater, einen pensionirten Regierungsrath, der in P. wohnte, von meinem Unglücke unterrichtet, dem die Nachricht beigefügt war, daß ich mich einige Zeit bei ihm aufhalten wolle, empfing mich

mit seiner Frau aufs Liebevollste, und ließ es mir, so lange ich bei diesem trefflichen Verwandten wohnte, an nichts fehlen, was meine Lage erträglich, ja angenehm machen konnte. Es verging beinahe kein Tag, an dem D. nicht irgend einen zerstreuenden Ausgang nach Beendigung seiner Amtsgeschäften bald da, bald dorthin in dem Orte oder in der lebhaften Umgegend in Anregung gebracht hätte. Meine Lage wurde auch dadurch in etwas verbessert, daß jener Regierungsrath, der zugleich der Schwiegervater meines Bruders Ludwig war, mir einen gewichtigen Mantelsack mit Weißzeug und Kleidungsstücke hierher zu besorgen die Güte hatte. Diesem Manne verdankte ich überhaupt noch während einiger Jahre viele Beweise von Theilnahme und reelle Dienste. Er war es allein, der einen fortwährenden Briefwechsel unter übereingekommener Adresse mit mir unterhielt und alles Wichtige mittheilte, was sich theils auf meine Familien- und theils Prozeßangelegenheiten bezog. Viel Uebeles wurde durch die unermüdliche Aufmerksamkeit, die er mir und den Meinigen widmete, und durch seine Vermittlung beseitigt. Eines solchen Beistandes und Trösters bedurfte meine arme Frau nur allzusehr! Es war bereits zur gerichtlichen Versteigerung aller unserer fahrenden Habe gekommen, die ich größtentheils meinem Bruder Karl, dem ich sein ganzes Vermögen verschuldete, zugesichert hatte. Er bezeigte sich dagegen als Wohlthäter meiner Frau, indem er ihr das Nöthige an Mo-

bilien und Weißzeug überließ, um eine kleine Haushaltung fortführen zu können. Ihre betagte Mutter, die so lange bei uns in glücklicher Ruhe gewohnt hatte, schied von ihr und ließ sich bis zu ihrem nicht lange hernach erfolgten Tode bei ihrer älteren Tochter K. nieder, welche auch mein ältestes Kind zu sich genommen hatte. Eine gegen mich eingeleitete Untersuchung wurde mit vieler Gehässigkeit betrieben, und war an ihr Ziel noch nicht gelangt. Um meiner Person im Lande habhaft zu werden, hatte man es nicht an Versuchen fehlen lassen, allein da später mein Aufenthalt in E. bekannt wurde, sie aufgegeben, bis man allenfalls mit den nöthigen Rechtsförmlichkeiten eine Requsition dahin konnte ergehen lassen.

In K. verstrich mir indessen beinahe der volle Monat November bei leidlichem Wohlsein. Da auch die hiesige Gegend von dem persönlichen Verkehr der P., obgleich etwa 20 Stunden davon entfernt, nicht ausgeschlossen war, überdieß drei Prediger ganz in der Nähe wohnten, die Schwäger meines ehemaligen Collegen waren, so durfte ich nicht daran denken, daß ich hier lange unbekannt verweilen dürfte. Was konnte ich auch hier zu meinem Fortkommen thun? und bloß in Muße meinem Vetter mit seiner zahlreichen Familie zur Last zu fallen, war ich weit entfernt.

In dieser Lage der Dinge erinnerte ich mich eines Göttinger Universitätsbekannten, Fr. mit Namen, dem ich in jener glücklichen Zeit eng verbunden war.

Seine Fähigkeiten allein hatten ihn bereits zur Stelle eines Kreisdirectors in . . . erhoben. An diesen einflußreichen Staatsbeamten wandte ich mich jetzt, auf badischem Gebiete wohnend, in meiner vertrauenden Einfalt, mit der aufrichtigen Erzählung meines Elendes, welcher ich die flehentliche Bitte zufügte, mir doch eine kleine Anstellung, gleichviel welche, in irgend einem Winkel seines Kreises zu geben. — Ich erhielt von ihm — keine Antwort!

Es besuchte während meines hiesigen Aufenthaltes die Familie D. oft der Bruder ihres Schwagers, eines Apothekers in der französischen Schweiz; Jener, ebenfalls ein Apotheker, stand als Gehülfe in einer Offizin in Straßburg. Bei meiner Bekanntschaft mit ihm fiel ich auf die Idee, mich in jenen Theil der Schweiz zu begeben. Der junge Müller, so hieß er, erbot sich sogleich dahin, an seinen Bruder zu schreiben und sich bei ihm desfalls Raths zu erholen. Die bald eingetroffene Antwort fiel aber so ungünstig aus, daß ich sogleich auf eine Reise dahin verzichtete. Von der Bekanntschaft mit dem jungen Müller zog ich nun den einzigen Vortheil, daß er mir meine spanische Doppelpistol in Straßburg wechselte. Was nun anfangen? Meine beängstigten Blicke richteten sich jetzt aus dem Süden nach Mittel- und Norddeutschland, wo ich in so mancher Stadt oder Provinz Freunde zählte. Bald mit mir über eine Reise zuvörderst nach Frankfurt a. M. einig, hatte ich nur noch mit D. die Mittel zu mei-

nem Gelangen dahin zu überlegen, welche ebenso in Geld als in Papieren mir fehlten. Zu ersterem aber nicht zu letzterem wußte D. Rath. Der edle Freund und Vetter kaufte mir die silberne Pfeife und silberne Schuhschnallen über ihren Werth mit 2 Karolin ab, wozu er noch 10 Karolin als Vorschuß fügte, deren Ersatz ihm auch später geworden ist; einen Paß wagte er jedoch mir nicht als Ausländer in einer Zeit zu verschaffen, wo wegen des noch nicht lange vorher an Kotzebue durch Sand verübten Mordes, die badische Polizei sehr auf ihrer Hut war. Das Einzige, was er glaubte thun zu können, war, daß er mir ein offenes Empfehlungsschreiben an einen Justizbeamten zustellte, der an der badischen Grenze in der Bergstraße wohnte, um im Nothfalle davon Gebrauch zu machen, wessen ich aber nicht bedurfte.

So denn mit dem Nöthigsten für meine weitere Reise ausgerüstet, verließ ich den 3. Dezember, an einem sehr kalten Wintertage, an dem Jahrestage des Todes meines guten Vaters, K. und mit diesem Orte die letzten Glieder meiner Verwandtschaft. Der Schmerz war denn auch noch einmal ein recht herber bei dieser Trennung. Außer dem Gedanken, nun immermehr ein abgesprungenes, zerbrochenes Glied in einer weit ausgedehnten, angesehenen Familienkette zu sein, dessen niemand mehr zum Wiederanheften Kraft oder Willen hatte, fühlte ich mein Herz eben so durch die Trennung von so lieben Verwandten zerrissen, in deren Schooße ich große Linderung mei-

ner Leiden gefunden, als eine ganz ferne, äußerst trübe Zukunft mir bevorstand. Mit Thränen auf beiden Seiten trennten wir uns, als der Frankfurter Postwagen, dessen Schirrmeister mich D. angelegentlichst empfohlen hatte, mich mit meinen Effecten in sich schloß.

Ohne irgend ein Hinderniß, selbst nicht in Betreff einer polizeilichen Anfrage wegen Pässe, legte ich den Weg nach Frankfurt zurück. In Heidelberg um Mitternacht angekommen, erkundigte ich mich auf der Post nach dem Benehmen W's, durch die Tödtung im Duelle D's zu Jena in der ersten Abtheilung dieser Geschichte bekannt, welcher als Stadtdirector und Universitätscurator hier angestellt wohnte. Nach Dem, was ich von diesem Jugendbekannten vernahm, stand er in dem Rufe eines äußerst geschickten, thätigen, aber gegen die Studenten strengen Beamten, welche ihn haßten und bei nicht wenig Gelegenheiten ihm jenen unglücklichen Zweikampf in drückender Weise vorrückten. Nach des Postmeisters Aeußerung zu urtheilen, soll er nie ohne Kummer, ja manchmal tiefsinnig darüber gewesen sein, und eben dieser dürfte ihn gerade, wohl mehr als irgend ein anderes Motiv, zu Mitteln der Strenge in ähnlichen Fällen veranlaßt haben. Eine unglückliche Ehe, der eine Scheidung folgte, mochte wohl ebenfalls zur Störung seines Glückes beigetragen haben. W. starb einige Jahre hernach als ein von seinem Souverain hochgeehrter Mann.

Noch vor Tagesanbruch befand ich mich in Darmstadt, wo ich meine schönsten Jugendjahre glücklich verlebt hatte, und das jetzt eine große Zahl der trefflichsten, zum Theile hochgestellten Freunde wie Verwandte in sich schloß. In der halben Stunde, die ich düsteren Sinnes im Posthause verweilte, wagte ich nicht einmal, dem Postmeister nahe zu treten, dem ich persönlich bekannt, und dessen Bruder Geistlicher, in der Nähe wohnhaft, einer meiner liebsten Jugendfreunde war. Allein da ich trotz dessen gerade in D., am meisten in meiner jetzigen Lage, wo kein Incognito für mich denkbar war, zu fürchten hatte, so mußte ich froh sein, als mich das Horn des Postillions an die Weiterreise mahnte.

In der Mittagsstunde traf ich wohlbehalten in Frankfurt ein, wo ich nur so lange in einem Gasthofe mich aufhielt, bis ich nach einem kurzen Mittagsmahle, das mir sehr Noth that, indem ich auf der ganzen Reise eigentlich so viel als nichts genossen hatte, meine Freunde, die Brüder Rössing, heimsuchen konnte. An diese edlen Freunde wollte ich mich allein wenden, obwohl es mir auch an andern Universitätsbekannten hier nicht fehlte. Ihnen allein war aber mein Vertrauen in vollem Maaße gewidmet, da es sich auf eine genauere Kenntniß des Charakters, als bei den andern, gründete, und ich seit der Zeit, die wir mit einander in Jena und Göttingen verlebten, bis hieher einen ununterbrochenen schriftlichen Verkehr mit dem jüngern R. unterhalten, und

dieser bei meiner ältesten Tochter zu Pathe gestanden hatte. Angenehm war es für mich, zu vernehmen, daß der ältere Senator und der jüngere zweiter Bürgermeister war. Daß sie in glänzenden Vermögensumständen standen, war mir vorher bewußt, so daß ich, da ich bei ihnen einzukehren und längere Zeit zu bleiben gedachte, ihnen nicht zur Last fallen zu müssen befürchten durfte. Beide waren überdies geheirathet und wohnten in ihrem schönen väterlichen Hause, obwohl in getrennten, sehr verschiedenen Haushaltungen; da der ältere schon Wittwer war und nur eine Tochter hatte, die sich in einer Pensionsanstalt befand, während der jüngere noch des Besitzes seiner Gattin und vier Kinder sich erfreute. Schade, daß dieser besonders liebe Freund stets kränklich war, wie er denn auch schon ein Jahr später durch den Tod seiner Familie und Vaterstadt, die ihn liebte und ehrte, entrissen wurde.

Aus dieser Andeutung wird schon hinreichend erhellen, daß ich von beiden Brüdern auf's freundschaftlichste aufgenommen wurde. Jeder beeiferte sich in Bewirthung, Tröstung und Zerstreuung in gleich edler Weise, meine traurige Lage in Vergessenheit zu bringen, und mir Muth für eine bessere Zukunft einzuflößen. Der jüngere R., weicher und gefühlvoller als sein Bruder, dabei mir durch Uebereinstimmung der Charaktere von jeher enger verbunden, übertraf sich selber in liebevoller Theilnahme und im Auffinden von Planen für mein Fortkommen. Dies war

wieder ein schwieriger Punkt! Obgleich Frankfurt in seiner reichen Abwechslung an Hülfsmitteln so vielerlei Art ohne Zweifel eine der geeignetsten Städte zum Fortkommen eines jungen Mannes, wie ich, schien, der, mit dem besten Willen und manchen Kräften dazu ausgerüstet, überdieß unter dem einflußreichen Beistande angesehener Freunde dasselbe suchen konnte, so herrschte aber leider wieder grade aus denselben günstigen Aussichten hier mehr als in einem andern Orte die in meinen trübseligen Verhältnissen liegende Entgegenwirkung vor. Verborgen konnte ich mich wegen des lebhaften Verkehrs mit Fremden aus allen Gegenden nicht halten, um so weniger, wenn ich irgend eine Anstellung in einem Büreau oder Comptoir erhalten oder meinen Unterhalt durch Unterricht gesucht hätte. Es ist möglich, daß R. wie ich hierin etwas trübe sahen, allein nach langem Berathen erfolgte dennoch wieder das alte Resultat, nur mit dem Unterschiede, daß ich die Hoffnung behielt, wenn ich durch einen zeitlichen Aufenthalt irgendwo anders, und durch öftern Wechsel desselben mehr der Vergessenheit verfallen sei, ich um so erfolgreicher einer späteren Rückkehr entgegen sehen konnte. Da mir der jüngere Rössing in seiner hohen amtlichen Stellung einen Paß geben konnte und wollte, ich auch mit dem nöthigsten Gelde versehen war, so entschloß ich mich denn wieder, wegen ersteren Umstandes aber mit ziemlicher Beruhigung, zur Weiterreise. Aber wohin? Als diese Frage mich wieder nicht wenig in

Verlegenheit setzte, erinnerte ich mich, daß ein Schwestersohn meiner Frau unter günstigen Verhältnissen in . . . verheirathet lebe, der mich allem Anscheine nach um so eher aufnehmen würde, da er Inhaber einer großen Gastwirthschaft und Oeconomie war. Ueberdies lag diese Stadt auch ferne genug, und ohne Verbindung mit P., um mir selbst bei keiner streng gehaltenen Zurückgezogenheit Sicherheit, und durch ihren nicht unbedeutenden innern Zustand Gelegenheit zu irgend einem Verdienste anzubieten. Einen geheimen Trost fand ich außerdem bei diesem Plane darin, daß ich durch dessen Ausführung ein Preuße zu werden hoffen konnte. Dem preußischen Staate, dem ich von Kindheit an schon so innig als Erbe der väterlichen Gesinnung anhing, und dessen ruhmvolle Regierung mich als Mann entzückte, für die Zukunft anzugehören, hatte des Erhebenden unendlich viel für mich. *) Dies Vergnügen sollte mir aber noch nicht werden, es war mir für eine spätere Zeit, nach neuen Wechselfällen vorbehalten. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's! nichts ist Zufall, überall ist Gottes Finger! Möge man diese Aeußerungen nicht als bloße Sprichwörter von mir aufnehmen, sie entfließen meinem Herzen als eine durch religiösen Glauben festbegründete und durch mein ganzes Leben,

---

*) Der 1794 in Berlin, wenn ich nicht irre, verstorbene General-Major von Rieger war mein Großoheim mütterlicher Seits.

wie man von jetzt an, mehr als früher lebendig bethätigt sehen wird, wenn man es nicht vorsätzlich übersehen will.

R. hatte mir zwar, indem er mich persönlich aufs Polizeibüreau begleitete, unter folgenden, an den Secretair gerichteten Worten: „Fertigen Sie diesem Herrn, wie er es Ihnen angeben wird, einen Paß aus!" einen Paß nach Köln verschafft, der noch unter meinen Urkunden vorliegt; allein über Tisch fragte er mich plötzlich, wie auf höhere Eingebung: „Stehst du in keiner Verbindung mehr mit Ibell?"

Diese Frage entschied das Geschick meiner ganzen Zukunft bis heute.

In Göttingen bildete Ibell, Rößing der Jüngere und ich, wie ich schon früher erwähnte, das Dreiblatt schöner übereinstimmender Herzensfreundschaft. Ibell und ich hatten Rößing opponirt, als er den Grad eines Doktors der Rechte erkämpfte; wir wohnten, aßen, arbeiteten zusammen und Keiner erfreute sich ohne den Andern irgend einer stets schuldlosen Ergötzlichkeit; wir liebten und achteten uns gleich sehr, denn Jeder kannte und erprobte täglich mehr des Andern gute Gesinnungen. Im Vaterlande zurück, das Nassau für Ibell war, erblühte diesem eine glänzende Stellung in dem Staate, dem er angehörte, die er keiner hohen Gönnerschaft, sondern seinen eminenten Eigenschaften des Geistes und einem höchst liebenswerthen Charakter und nicht minder einnehmendem Aeußern verdankte.

Es würde mich zu weit führen und hier auch der Ort nicht sein, mich umständlicher in eine Darstellung des Wirkens und überhaupt des Lebens dieses meines edelsten Freundes einzulassen, da er leider auch schon im besten Mannesalter heimgegangen zur ewigen Ruhe, als eine geschichtliche Person durch mehr als Einen beurtheilt, gelobt und getadelt worden, wie das nicht anders sein kann, und bis in die kleinsten Einzelnheiten sein Leben nachgewiesen ist. Eine feststehende Wahrheit ist jedenfalls, daß Ibells Verdienste um Nassau, allen Anfeindungen zum Trotz, allgemein anerkannt sind. Als ich meine Blicke auf ihn warf, zur eignen Verwunderung, daß ich nicht sogleich und von selbst an ihn dachte, stand er, obwohl noch Präsident der Regierung des Herzogthums und ein vielvermögender Staatsbeamte, doch schon dem Wendepunkte seines Ansehens nahe.

Ich fahre in meiner Geschichte fort.

Rößings Frage brachte mich zur lebhaftesten Erinnerung alles dessen, was mir J. ehemals war, und indem sie mir überdieß die trefflichen Eigenschaften vergegenwärtigte, die ich an ihm kannte, so wurde ich mit keiner Unruhe erfüllt, bei ihm Beistand zu suchen, als ich jene Frage dahin beantworten mußte, daß ich mit ihm seit der Göttinger Zeit keine Verbindung mehr unterhalten habe. Kurz, ich entschloß mich denselben Tag noch zu einem Besuche bei ihm in Wiesbaden, bestieg einen Miethwagen und Abends um 5 Uhr befand ich mich schon in der Wohnung

des so lange nicht gesehenen angesehenen Freundes. Gerade wollte ich mich bei ihm, im Vorzimmer stehend, anmelden lassen, als er mit seiner Gemahlin am Arm hervortrat, um auszufahren. Es bedurfte nur eines Blickes, den er auf mich warf, so war ich auch von ihm erkannt, und mit dem Freudenrufe: Seh ich recht, bist du's K.? lagen wir einander in den Armen, ganz die in Gesinnung unveränderten Göttinger Freunde. Hatten wir auch beide gealtert, er mehr noch als ich, wie er scherzend auf seine grauen Haare zeigend selbst erinnerte, so hatten doch unsere Gesichtszüge in der Art wenige Aenderung erlitten, um unser Wiedererkennen einen Augenblick zu hindern. Als er von mir eine kurze Andeutung von dem Zwecke meines Besuches erhalten, von dem er keine Ahnung hatte, wollte er seine Ausfahrt sogleich einstellen und mich bei sich behalten, was ich aber nicht zugab, ihn bloß bittend, die Stunde meines Wiederkommens zu bestimmen. So entließ er mich denn mit der Einladung, in höchstens einer Stunde mich wieder bei ihm einzufinden, und dann seine Wohnung als die meinige anzusehen. Dies geschah. Mit Liebe von ihm und mit der einnehmendsten Zuvorkommenheit von seiner Gemahlin empfangen, begaben wir uns in ein stilles Kabinet, wo ich ihm denn, auf dem Sopha Hand in Hand sitzend, meine Jammergeschichte in ihrer ganzen Größe aufrichtig, nichts verhehlend oder nur bemäntelnd, erzählte. Die unverkennbarste Rührung und die aufrichtigste Theil-

nahme, womit er mich anhörte, spiegelte sich in seinen Zügen und verspürte ich an der zunehmenden Wärme seines Händedruckes, wie an dem wiederholten Ausruf: ist es möglich, dir dem reinsten meiner Freunde, mußte es so arg gehen! Dann plötzlich aufspringend und den Schlüssel seiner Kasse unwillkührlich aus der Tasche nehmend, rief er: Womit kann und soll ich dir helfen? Zuerst bedarfst du Geldes und wieviel? Als ich ihm erwiderte, daß ich im Augenblick in dieser Hinsicht seine Güte noch nicht in Anspruch zu nehmen brauche, und nur den einzigen Wunsch hege, zuvörderst mich seines Schutzes in einem abgelegenen stillen Aufenthalte zu erfreuen, bei irgend einer nützlichen Thätigkeit, die zugleich einigen Verdienst zu meinem Unterhalte abwerfe, rief er lebhaft: Ja, daran soll es dir nicht fehlen, beruhige dich, lieber Freund! Dann nach augenblicklichem Nachdenken setzte er zu: ich weiß schon, wo du hin sollst, wo du, wie ich nicht zweifle, ganz nach Wünsche aufgehoben sein sollst; du wirst da Arbeit und Trost an einem Freunde finden, der bis jetzt bloß der meinige, in Kurzem auch der deinige sein wird, und dem du, gleich mir, in Allem vertrauen kannst.

So hatte ich denn endlich an meinem J. auf nicht geahnte Art das gefunden, was ich nach so manchem mühselig ersonnenen Plane anderswo bald da bald dort suchte. So geht es stets nach dem Willen der Vorsehung seinen eignen Gang! Meine

Freude über diese mir gewordene schöne Aussicht, die mich so vieler Sorgen zu entziehen versprach, wie mein Dank gegen den Geber derselben, war, wie man sich von selbst vorstellen kann, unendlich. Den andern Morgen sollte ich nach dem Orte meiner Bestimmung, der das Städtchen U. war, abgehen, wozu J. sofort mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund ausfertigte. Nach Beendigung dieses waren wir beide, nun alle widerwärtige Erinnerung bei Seite setzend, die alten Studenten wieder, und da die Stunde der Abendmahlzeit angelangt war, saßen wir so jugendlich froh zu Tische und tranken uns so munter von dem herrlichen Weine zu, der gereicht wurde, daß wir die glücklichsten Menschen schienen. Wir waren es beide nicht. Ibell litt an einem anderen, für ihn nicht minder schmerzlichen Uebel, dem des Kummers über verkannte Verdienste und Anfeindungen aller Art. Noch nicht lange vor unserem Wiedersehen hatte Lehning den bekannten Mordversuch an ihm begangen, der zwar ohne Verletzung des Körpers an ihm vorüberging, aber ihn tief bis in das Innerste seines edlen Gemüthes verletzte. Seine Frau erzählte mir, noch ungemein ergriffen davon, diese Geschichte, die so verschiedentlich beurtheilt wurde. Sie selber wäre beinahe das Opfer davon geworden. Denn als ihr Gatte, um Lehning von seinem Mordanfalle abzuhalten, mit demselben ringend auf den Boden gefallen war und nach Hülfe rief, war sie aus dem anstoßenden Zimmer herbeigeeilt,

und hatte bei dem Abhalten des Thäters von diesem einen Stich in den Arm erhalten, während Ibell unverletzt blieb. Bekanntlich wurde Lehning ergriffen, und entleibte sich während der Untersuchung. Man kann sich denken, welchen schmerzlichen Eindruck eine so unglückliche That an sich schon auf das zarte Gefühl eines Mannes wie J. machen mußte; allein dieser wurde weit übertroffen, als er so gehässige Beurtheilungen von verschiedenen Seiten darüber hören mußte. Er fühlte sich über diese und mehre andere gleichzeitige Unannehmlichkeiten so angegriffen, daß er zu seiner Erholung für einige Monate eine Reise ins Ausland unternehmen wollte. Den Urlaub dazu hatte er bereits erhalten, als ich ihn besuchte; ein Glück für mich war es, daß er noch keinen Gebrauch davon gemacht hatte.

Nachdem wir so in gegenseitigen Mittheilungen bis spät in die Nacht, bald freudig bald trübselig, beisammen gewesen, trennten wir uns nach einem herzlichen Abschiede — für immer — denn wir sahen uns seitdem nicht mehr!

Bei meiner den andern Tag um die Mittagsstunde erfolgten Rückkehr in Frankfurt nahmen die Brüder Rössing freudigen Antheil an dem günstigen Erfolge meines Besuches in Wiesbaden, von dem sie eine ganz glückliche Aenderung meiner Bestimmung vorherzusagen sich berechtigt glaubten, indem sie im Vertrauen auf Ibells unbeschränktes Ansehen, bei seinen freundschaftlichen Gesinnungen für mich an einer

anständigen Versorgung nicht zweifelten. Ich meinerseits war in stiller Freude zufrieden mit der Hoffnung, ein ruhiges Asyl und eine nützliche Beschäftigung für so lange zu finden, als mir Noth that, bis durch eine andere Gestaltung meiner Verhältnisse im Vaterlande mir eine feste Bestimmung zu Theil würde, dem Himmel allein die Art und Weise derselben überlassend. Der Allvater, zu dem man nie vergebens in den Bedrängnissen des Lebens hülfesuchend aufschaut, hatte mich bis hierher so weise geführt, warum sollte er es nicht ferner thun!

Ganz früh trat ich in einem Halbwagen bei einem der kältesten Wintertage, den ich noch erlebt hatte, meine Reise nach dem von Frankfurt sechs Stunden entfernten U. an. Mein Abschied von dem jüngern R. erfüllte mich mit besonderer Trauer, als wenn ich sein frühes Hinscheiden geahnt hätte. Wir sahen uns nicht wieder, der Unvergeßliche starb schon das folgende Jahr an der Auszehrung! Sanft ruhe seine Asche!

Die Kälte war an diesem Tage so groß, daß ich an dem einen Fuß eine schmerzliche Frostbeule davon trug, die mir nie mehr geheilt wurde, und wir in der kleinen Entfernung, denn mein Fuhrmann litt noch mehr davon als ich, einigemal bloß um uns zu wärmen einkehren mußten. Doch befand ich mich um ein Uhr schon in einem Gasthofe zu U.

Eine der angenehmsten Ueberraschungen ward mir hier zum Willkommen. Ueber Tisch hörte ich näm-

sich den Namen Landrath C. nennen, und als ich fragte, wo derselbe wohne, erfuhr ich: hier in der Stadt selber! C. war aber einer meiner Schul- und Universitätsfreunde, mit dem ich mehre Jahre in den traulichsten Verhältnissen gelebt hatte. Obwohl ein geborner Darmstädter, war er durch seinen Schwager, Regierungsdirector Lang von Wiesbaden, in nassauische Dienste gekommen, und nach mehren veränderten Domicilen hatte er vor zwei Jahren die Anstellung eines Landoberschultheißen mit dem Titel eines Landrathes in U. erhalten. Wie freute ich mich nun, neben meinen Empfehlungen an einen höheren Beamten, der mir doch noch fremd war, noch die persönliche Verbindung mit einem alten Freunde in Anspruch nehmen zu können. Es war demnach natürlich, daß ich mich zuerst zu diesem letzteren begab. Ich traf ihn in voller Amtsbeschäftigung, bei ihm seine liebenswürdige Frau, unwohl auf dem Sopha ruhend. Auch hier ward mir eine Aufnahme, wie ich sie nur wünschen konnte, in Wahrheit eine so herzliche, als ich sie bis jetzt auf meiner Irrfahrt gefunden hatte. C. erkannte mich beim ersten Anblicke. Mein Geschick ergriff ihn besonders lebhaft, da in seinem Busen die Furcht vor einer ebenfalls nicht glücklichen Zukunft schon im Verborgenen herrschen mochte, wie sie denn leider nach einigen Jahren nur zu sehr verderblich für ihn und seine Familie sich auswies. Seine Frau, deren Herzensgüte ich später im hohen Grade kennen lernte, vergoß beim

Anhören meiner Leidensgeschichte stille Thränen, und als sie vernahm, daß ich meinen Wohnsitz hier nehmen wollte, ließ sie, ohne ein Wort zu sagen, während ich noch in ernster Unterhaltung mit ihrem Manne begriffen war, meine Effecten aus dem Wirthshause holen und sie nach einem Zimmer bringen, das sie mir zu meiner Wohnung in Bereitschaft setzte. Erst als ich gegen Abend in jenes aufbrechen wollte, zeigte mir ihr Mann an, daß ich von heute zu seiner Familie gehöre, und mich nach keinem Bedürfnisse mehr umzusehen brauche. Mit dankbarer Rührung nahm ich dieses Anerbieten an, und trat in ein Verhältniß, das während der verlängerten Dauer meines hiesigen Aufenthaltes nur geringe Aenderung erlitt. Ich habe demselben nur Gutes zu verdanken, dessen Größe nur aus dem Erfolge meiner Geschichte gewürdigt werden kann.

Beim Freunde J's, den ich bald hernach besuchte, fand ich eine nicht minder herzliche Aufnahme. Mit den Worten: Sie sind Hr. K., einer der liebsten Jugendfreunde J's, der auch mein Freund ist. Er hat mir dies in seinem Schreiben mit den Worten angezeigt: „Ich sende dir hier einen Universitätsfreund, den ich als solchen am meisten unter allen meinen Freunden wegen seines treuen Herzens und seiner Sittenreinheit liebte und achtete. Ich bin überzeugt, daß er noch der alte ist; er ist sehr unglücklich und bedarf des Beistandes; gewähre ihm diesen und richte ihn mit Liebe und Trost als Freund auf."

Daß Sie von heute an, fuhr E. fort, auch mein Freund sind, versteht sich von selbst, unter Freunden müssen aber alle Ceremonien aufhören, die überhaupt alten jenischen Burschen, deren ich ja auch einer war, nicht zum besten anstehen, setzte er lächelnd zu — worauf er mich herzlich umarmte.

Nach Beendigung meiner Geschichtserzählung, die diesem freundlichem Empfange folgte, sagte er mit Rührung: Sein Sie jetzt vor Allem ruhig, das Andere wird sich schon finden.

So war der Anfang dieser neuen Bekanntschaft, die für mich eine reiche Quelle des Trostes werden sollte! Den andern Tag schon, als E. mir den ersten Gegenbesuch machte, begann durch ein trauliches Du die Freundschaft, die zwischen uns seitdem bis heute ununterbrochen mit gleichem gegenseitigen Vertrauen bestand. Nie würde ich vermögen, wäre ich auch noch so beredt und noch so sehr darauf bedacht, die vielen Beweise von Güte zu schildern, die mir von Seiten dieses trefflichen Mannes wurden. Nicht allein, daß er mit brüderlicher Liebe beinah Allem zuvorkam, was auf Verbesserung meiner leiblichen Bedürfnisse Bezug hatte, sondern indem er auch, was beinahe dieses Gute übertraf, wegen des reichen Schatzes seiner Kenntnisse und Erfahrungen und seines bewundernswerthen Talentes, allem Schlimmen stets die beste Seite abzugewinnen, und durch einen Scherz zur rechten Zeit eine böse Stunde selbst in eine heitere zu verwandeln, — bei meinem Leiden, das manch-

mal durch die einander schnell folgenden schmerzlichen Nachrichten von den Meinigen, bis zum Unerträglichen gesteigert wurde — verstanden mich immer im rechten Gleise zu erhalten und mir in Allem Rath zu ertheilen.

In solchen angenehmen Verbindungen stand ich und blieb ich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in U., andere Bekanntschaften, wenigstens bis zum Umgange, hatte ich keine.

Ich komme nun zu der Art meiner Beschäftigung und Lebensweise in andrer Hinsicht, da eine wie die andere wegen ihres Einflusses auf den veränderten Gang meiner Bildung und durch diese auf meine Zukunft nicht unerwähnt bleiben darf.

In der ersten Zeit nach meiner Ankunft, wo ich der Hoffnung lebte, irgend eine Anstellung im richterlichen oder administrativen Fache zu erhalten, war ich nur darauf bedacht, mich durch die Bekanntschaft mit der Verfassung und dem Particular-Gesetzbuch des Herzogthums dazu fähig zu machen. Neben fleißigem Studium derselben, suchte ich auch in praktischen darauf Bezug habenden Arbeiten diesen für mich damals ersten Zweck zu erreichen. Als aber im Beginnen des Frühjahres, wie ich noch gelegentlich näher zeigen werde, jene tröstende Aussicht verschlossen wurde, und ich mich immer mehr überzeugte, daß mein Fortkommen nur von solchen Mitteln abhängen werde, die ich aus mir allein in selbstständiger Thätigkeit zu schöpfen im Stande wäre, d. h. mit andern

Worten im Literarischen, wozu es mir glücklicherweise an einer guten Grundlage nicht fehlte, weil ich in meinem frühern Verhältnisse im Besitze einer ansehnlichen, aus mehren Fächern bestehenden Büchersammlung, nie unterlassen hatte, im Wissenswerthen fortzuleben; so faßte ich den ernsten Entschluß, meine ganze Zeit und Kraft dem eigentlichen gelehrten Studium zu weihen. Daß ich mir darin allein überlassen war, that nichts zur Sache, weil meine Freunde mir schon mit manchen dazu erforderlichen Büchern aushalfen, die reiche Bibliothek in Wiesbaden jedoch mich mit allem Fehlenden hinlänglich versorgte. Meine ganze erste Aufmerksamkeit war den Sprachen gewidmet. Das vernachlässigte Lateinische wurde zuerst vorgenommen, das Französische, worin ich keine geringe Kenntniß besaß, es in Frankreich selbst erlernt und bei vielen Dienst- und andern Gelegenheiten vervollkommnet hatte, so daß ich es gut schrieb und sprach, trieb ich zu gleicher Zeit mit solchem Eifer, daß ich das Dictionaire der Akademie zweimal durchstudirte, wodurch ich diese Sprache endlich bis zu einer seltenen Gewandtheit mir eigen machte. Da ich alle Stunden zu meiner Verfügung hatte, so fand sich noch eine schätzbare Zeit vor, die ich dem historischen Fache, für das ich von jeher erglüht war, widmen konnte. Gegen Ende des Jahres wendete ich mich dem Englischen und Russischen zu, welchem Letzteren ich, man hält es vielleicht für übertrieben, wenn ich sage, was jedoch die reine Wahrheit, täg-

lich vier Stunden opferte, ohne das Englische dabei zu versäumen, worin ich in einen Kenner desselben, einem pensionirten Beamten, manche Beihülfe fand. Das Russische betrieb ich keineswegs aus Vorliebe, die dem Englischen allein angehörte, sondern aus zwei Gründen. Erstlich war es der Gedanke einer Möglichkeit, in Rußland am ersten, etwa auf einer Universität eine Versorgung finden zu können; zweitens die Hoffnung, bei geringerer Concurrenz, wie bei andern lebenden Sprachen, bei der beginnenden russischen Literatur durch Uebersetzungen etwas verdienen zu können. Die große Schwierigkeit, sich ohne Lehrer in dieser fremden Sprache zu vervollkommnen, machte mir dieses Studium äußerst sauer, allein meine Beharrlichkeit würde mich dennoch zum Ziele geführt haben, wenn ich es nur noch einige Monate hätte fortsetzen können, was die Veränderung meines Domicils verhinderte.

Bei dem Erlernen dieser Sprachen wurde mir der schöne Trost, daß ich ein eigenes Talent dafür in mir erkannte, weil ich ungemein schnell darin vorwärts kam. Dies bethätigte sich später. Beim Erlernen des Griechischen, das mir ganz unbekannt war, des Spanischen und Italienischen, wovon ich das Erstere in vorzüglichem Grade mir eigen machte, alles ohne Lehrer, jedoch auch mit anklebender Unfähigkeit im Sprechen. Ich darf mir selbst mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, daß ich meine Zeit in U. wohl verwandte, ja daß ich mehr daselbst that und

zu Stande brachte, als ich mir vorgenommen. Die Ursache lag darin, daß ich, wenn auch nicht gleich anfangs, doch später mir nur diejenige Erholung gestattete, welche ich, wie schon erwähnt wurde, in dem Umgange mit meinen beiden Freunden und in einem täglichen regelmäßigen Spaziergange in den angenehmen Umgebungen meines freundlichen Wohnortes fand.

In U. legte ich den Grund zu jenen, später bis zur Pedanterie getriebenen Spaziergängen, die in der Regel nach Tisch vorfielen, welche ich in aller Folgezeit als eine mir zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheit beibehielt. Ihr schreibe ich ebenso wie einer sorgfältig geordneten Diätetik die Dauer meiner Gesundheit zu, die mir, trotz Kummer und Sorgen, bei einer mehr als gewöhnlichen Arbeit, die mich ihrer Natur nach an's Festsitzen im Zimmer fesselte, blieb.

In dieser einfachen Weise verstrich meine Zeit, die ich hier lebte. Unerwähnt darf ich nicht lassen, daß ich nie versäumte, den Trost der Religion mit sehnsuchtsvollem Herzen im Aufschauen zu dem Allvater zu suchen, wovon ich das Bedürfniß jetzt mehr als jemals fühlte, da ich so unglücklich war und eine so ungewisse trübe Zukunft vor Augen hatte. Die Wahrheit steht bei mir unerschütterlich fest, daß mich nichts dabei aufrecht erhielt, als der Glaube an die göttliche Vorsehung, die sich mir so oft bethätigte. Manchmal durch die traurigen Nachrichten von Haus

auf's Aeußerste gebracht, wurde ich immer wieder durch die Macht meines gläubigen Gebetes ermuthigt und mein Herz vergaß Alles über dem Gedanken an das Höhere; selten versäumte ich auch den Gottesdienst im Anhören der Predigten zweier hier angestellter evangelischer Prediger, worunter der Jüngere vorzüglich mein Herz zu erquicken verstand.

Indessen war vielerlei vorgegangen, was mich in neue Unruhe versetzte und alle Hoffnung zu zerstören geeignet war. Ibells momentane Entfernung von den Geschäften war in eine definitive, mit Versetzung in Pension übergegangen. Leider war dies in Folge von solchen Umständen geschehen, daß er bezüglich einer Anstellung für mich nichts mehr thun konnte. Diese Trauerkunde erreichte mich schon im Frühsommer 1820, und es erforderte allen Trost meiner Freunde, um sie mir erträglich zu machen.

Schmerzliche Familien-Nachrichten trugen dazu bei, mich noch tiefer zu erschüttern. Mein einziger Sohn, den ich als Säugling verließ, ein dem Aeußeren nach lebenskräftiges Kind, wurde durch den Todesengel zu seinen dahin früher gegangenen vier Geschwistern abgeholt, und auch meine verehrte Schwiegermutter war in's Grab gestiegen. Meine Frau war mit dem jüngsten Mädchen zu einer Schwester, der Frau eines Landpfarrers, gezogen, und fühlte hier, in sonst nicht unangenehmer Lage, den Tod ihres Lieblings doppelt schmerzlich. Ueber meine zu-

rückgelassenen liegenden Gründe waren Prozesse entstanden. Vielen Gläubigern drohte ein schwerer Verlust, darunter am stärksten meinen Verwandten. Gott, es war das eine schwere Prüfungszeit! Auf den Stand meiner persönlichen Verhältnisse hatte dies Alles vorläufig nur den Einfluß, daß ich dem Gange meiner Beschäftigungen die oben berührte Aenderung gab, und mich an den Gedanken zu gewöhnen suchte, daß auch hier für mich ein langes Bleiben nicht mehr sein dürfte. Eine kleine Beruhigung floß mir dadurch zu, daß es Reg.-Rath K., dessen Fürsorge immer noch die alte war, gelang, mir den Rest meiner Kleider und Weißzeuges, mit einigen Büchern und anderen angenehmen Gegenständen zukommen zu lassen.

Indessen nahte der Winter zum Zweitenmale, und mit ihm ein Heer neuer Sorgen. Andeutungen verschiedener Art hielten mich in steter Furcht, es mögte eine plötzliche Aenderung meinem Hiersein bevorstehen. So sehr ich mich auch mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, er stimmte ja auch ganz mit der Vernunft überein, irgendwo anders Aufenthalt zu suchen, wo ich mich ernähren könnte, und so sehr dieser Gedanke mich auch stets wach im Bestreben nach diesem Ziele erhielt, so unruhig blieb ich auch über dieses Wie? und Wohin! Einige Versuche waren fehlgeschlagen, immer rathloser ward ich.

So saß ich eines Abends in düsterer Stimmung bei . . ., ohne daß gerade dieser Gegenstand uns zur Unterhaltung gedient hätte; da nahm ich eine Rum-

mer des allgemeinen Anzeigers der Deutschen in die Hand, welche auf dem Tische lag. Ohne irgend eine Absicht darin lesend, war das Erste, worauf mein Blick fiel, eine Anzeige, die im Wesentlichen dahin lautete: „Eine viel beschäftigte Buchdruckerei in einer Stadt des nördlichen Deutschlands sucht einen wissenschaftlich gebildeten Mann, der besonders in Sprachkenntnissen bewandert sein muß und sich angewöhnt hat, darin correkt zu sein, als Corrector. Die Stelle, ohne gerade besonders einträglich zu sein, bietet doch ein genügendes Auskommen für einen einzelnen Mann um so eher an, als sich die befragliche Stadt durch Wohlfeilheit aller Bedürfnisse auszeichnet. Der Besitzer der Buchdruckerei würde gerne vorzugsweise einen solchen Mann berücksichtigen, den irgend ein Mißgeschick früheren besseren Verhältnissen entführt hätte, und er würde sich freuen, ihm bei erprobter Brauchbarkeit eine lange Versorgung sichern zu können."

Diese Anzeige, wie für mich geschrieben, ergriff mich ungemein und sie, als ein Fingerzeichen der Vorsehung zu meiner Rettung nehmend, las ich sie E. mit zitternder Stimme mit den Worten vor: Bruder, das ist etwas für mich, es wird mir nicht fehlen! E., meine Aeußerung mit mehr als gewöhnlichem Beifall aufnehmend, erbot sich auf der Stelle, deßfalls an den Redacteur des Blattes, mit dem er in mehrfachem schriftlichem Verkehr stehe, zu schreiben

und mich ihm auf's Dringendste zu der befraglichen Stelle zu empfehlen.

Gott half auch hier! Ungewöhnlich schnell kam auf E's Verwendung eine Antwort der Redaktion des A. A., der ein mit Zusicherung jener Stelle begleitendes Schreiben von Seiten des Besitzers der befraglichen Buchdruckerei beilag. Wenn nun meine Freude an sich über dieses günstige Resultat, wie man sich denken kann, nicht wenig groß war — so wurde sie aufs Höchste gesteigert, als ich nun den Namen der Stadt erfuhr, wohin mich die Anstellung rief. Diese war keine andere, als mein geliebtes Jena, wo ich meine ersten Studien gemacht und wohin ich so oft in der Stille meine Wünsche gerichtet hatte. Denn abgesehen von der Annehmlichkeit und Wohlfeilheit eines dasigen Aufenthaltes, bot sie mir als Sitz einer Universität mit ihren vielen literarischen Hülfsmitteln Alles dar, was ich zu meiner weiteren gelehrten Bildung nothwendig hatte, um darauf immer mehr, neben dem Zwecke nützlich zu werden, einen sicheren Erwerb zu gründen.

So stand ich denn nun auf dem Punkte einer neuen Trennung von Allem, was meinem Herzen wieder theuer geworden war, um immer in weiterer Entfernung, besonders in Betreff meiner Familie, mein Fortkommen zu suchen. Die hiesigen Freunde, denen ich so Vieles zu verdanken hatte, waren mir so lieb geworden! Das Städtchen U., worin mir so manche Stunde angenehm, ruhig und nützlich verflossen war,

wo meine stille Zurückgezogenheit, mein kummervolles Aeußere mir mehr Theilnahme unter den Bürgern erweckt hatte, als ich wußte, diesen lieblichen Ort, wo ich mit keinem einzigen Menschen in unsanfte Berührung gekommen war, sollte ich wieder — nach anderthalbjährigem Aufenthalte, verlassen! Dies fiel sehr schwer. C. und seine gefühlvolle Frau, obwohl sich über meine freier geöffnete Aussicht freuend, gaben mir die unzweideutigsten Beweise ihres Leidwesens über die bevorstehende Trennung, und wenn mir viel Gutes bei ihnen geworden, so hatte ich auch keine Gelegenheit versäumt, ihnen in irgend einer Weise nützlich zu werden, z. B. daß ich ihren beiden ältesten Knaben täglich Unterricht im Französischen ertheilte. Ich stand ihnen mehr als einmal tröstend in Verlegenheiten allerlei Art zur Seite und vermittelte nicht selten Zwistigkeiten anderer Art, die ich mit Stillschweigen übergehe, welche sich zwischen den beiden Ehegatten erhoben, wovon der Gatte meistens die Schuld trug. Ach, leider sollte auch diese gute Menschen in wenig Jahren die Hand eines über die Maßen schweren Geschickes erreichen!

Folgenden poetischen Kleinigkeiten, als Erzeugnisse momentaner Empfindungen, möge hier eine Stelle gestattet sein:

An Ferdinand und Luise.

1.

Ich sitze hier in einsam stiller Zelle,
Die Ihr, o Freunde, mir verliehn,
Als weit im Sturme mich des Schicksals Welle
Trieb zu dem Port der Liebe hin.
Ich denke all der Theuren mein
In Heimath, und derselben Pein!

2.

Das Bild der lieben Gattin mich umschwebet,
Wie sie in ihrer Einsamkeit
Das dankerfüllte Herz zu Gott erhebet,
Weil Er vom Feinde mich befreit.
Wie sie so fest den Kummer trägt,
Da ihr mein Herz in Freiheit schlägt.

3.

Ich seh' im Geist die Pfänder unsrer Liebe,
Wie sie im unschuldsvollen Sinn
Des Vaters denken, dem so trübe
Im fremden Land die Stund' entfliehn,
Der er vordem sich oft erfreut
Bei ihrer Spielen Munterkeit.

4.

So ist nunmehr ein langes Jahr versenket
In's bodenlose Meer der Zeit.
O Gott dort oben, der das Weltall lenket,
Was war ich einst, was bin ich heut!
Ich, einstens glücklich und geehrt,
Hab' nichts mehr, was dem Menschen werth.

5.

Doch hab' ein theures Gut ich mir errungen,
Den Glauben an die Freundes Treu',
Sie hat mit ew'gen Banden mich umschlungen,
Daß nun mein Herz erglühet neu.
Der Freund drückt' mich an's treue Herz
Als ich versank im harten Schmerz.

6.

Ja du, o Freund, du bist's, der mit Luisen,
Der liebenswürd'gen, sanften Frau,
Voll Rührung sah't des Mannes Thränen fließen,
Den man verfolgt so feindlich rauh.
Ihr lindert' sie mit weichem Trost,
Ihr theiltet mit mir Haus und Kost.

7.

O Lieben, seht wie's Herz mir dankbar schlaget,
Wie auch der Meinen Dank Euch lohnt;
Seht meine Ruh, den Blick, der stets Euch saget,
Daß in mir wieder Hoffnung thront;
Daß ich erharre in Geduld
Den Spruch, der frei mich spricht von Schuld.

8.

Empfangt daher den Wunsch zum neuen Jahre,
Für den für Euch ich bin entbrannt.
Ich wünsche, daß der Himmel Euch bewahre
Vor Allem, was er mir gesandt!
Er schütze Euch mit seiner Macht,
Er tröste Euch in Kummers Nacht.

9.

Er tröste dich, o Freundin, bei den Leiden,
Die Krankheitsschwäche dir gebiert.

Er stärke dich, damit noch lang in Freuden
Der Gatte dich durch's Leben führt!
Er, der dich Gute innig liebt
Und treu des Ehestand's Pflichten übt.

10.

Lebt lange noch als Eurer Kinder Stützen,
Beglückt durch ihre Folgsamkeit;
Und mögen sie dem Vaterland einst nützen
Durch Treue, Muth und Redlichkeit:
So lebt dann auch für Euren Freund,
Mit ihm durch's Freundschaftsband vereint.

11.

Lebt dann auch wohl, wenn mich des Schicksals Tücke
Zu neuem Elend von Euch stieß;
Es wird mich trösten, wenn ich Euch im Glücke
Daheim bei Euren Lieben ließ.
Soll't ihr auch nichts mehr von mir hör'n,
So wird mein Herz doch stets Euch ehr'n!

Den 1. Jenner 1820.

An die Freunde E., C. und K.

1.

Kommt, Freunde, setzt euch in die Runde,
Es winket uns die Abendstunde;
Seht, wie beim hellen Kerzenschein
Der Skies uns ladet freundlich ein!

2.

Rückt näher bei, laßt's Feuer schüren,
Damit wir nichts vom Winter spüren,

Laßt frieren ihn so viel er will,
Wir frieren nicht beim trauten Spiel.

3.

Schon sitzen wir am runden Tische,
Wen trifft's zuerst, der Karten mische?
Wir streiten nicht um dieses Recht,
Doch jeder es gern üben möcht'!

4.

Freund C. soll heut den Vorzug haben,
Er muß dafür als Wirth uns laben.
Ist Heller *) fort? es steht mein Wunsch
Nach Birkenstock **) und warmem Punsch.

5.

Ei, Phlegma, was er lange bleibet
Und sich die kalten Hände reibet!
Geschwind das Wasser heiß gemacht,
Die Gläser und Essenz gebracht!

6.

Jetzt wird's bald gut, auch's Pfeifchen brennet,
Frisch vorwärts nun, wer ist's, der nennet?
Bist du's schon wieder, C . . bold,
Dem's Männchen mit Tarrock ist hold?

7.

Doch ist es nichts mit Matadoren,
Der Skies hat mich zum Freund erkoren.
Die Cavallerie führt C . . haus,
Er fordert dich zum Kampf heraus.

---

*) Namen des Aufwärters.
**) Namen des Wirthes.

8.

Seht, wie Er übt die freien Künste
Des Spiels, er hat sie all' im Dienste.
Umsonst, der Zwanziger von Knapp,
Fängt ihm's Bagattchen muthig ab.

9.

Triumph! der Sieg ist nun errungen,
Es ist der starke Feind bezwungen!
Nun schlürfet ein das geist'ge Naß,
Der Kampf ist aus, es ruht der Haß.

10.

Es lebe hoch das Spiel der Freunde,
Das oft schon traulich uns vereinte;
Erwählet sei zum Bundesschild
Der wackre Skies im schönen Bild.

Den 4. Februar 1820. K.

Der Unglückliche.

1.

Getrennt von Allem, was mir werth hienieden,
Entflieht mir kummervoll ein jeder Tag.
Von Weib und Kind so lang geschieden,
Wo nehm' ich Kräfte her, daß ich's ertrag'?
O Vater über'm Sternenzelt,
Wie einsam ist für mich die Welt!

2.

Ich sah ein schönes Glück mir einst erblühen,
Verschwunden ist's, als ich's genossen kaum,

Warum mußt' es so eilig mir entfliehen,
So schnell als wie ein süß geträumter Traum?
O Vater über'm Sternenzelt,
Wie einsam ist für mich die Welt!

3.

In Amt und Ehr'n, bei Weib und lieben Kindern
Lebt' da ich Engeln gleich im Paradies;
Da naht der Neid, um tückisch zu verhindern,
Daß man nicht länger mehr mich glücklich pries.
O Vater ꝛc.

4.

Gewißlich war es eine Teufelsseele,
Die mich beraubt' der Ehr' unschätzbar Gut,
Des Amts! verstopfte mir der Nahrung Quelle!
Warum vergoß man lieber nicht mein Blut?
O Vater ꝛc.

5.

Was unbesonnene Güte selbst verbrochen,
Das rechnet als Verbrechen man mir an;
Mit Kerkerstraf' ward es an mir gerochen,
Erfüllt ward ganz der Rache böser Plan.
O Vater ꝛc.

6.

Ich floh, gehüllt in Armuth und in Schande,
Verließ verzweifelnd Alles, was mir werth;
Zerstört sind meines Glückes schöne Bande,
Nichts, gar nichts hab' ich mehr, was mir gehört.
O Vater ꝛc.

7.

Nur dich allein, o Relig'on, den Glauben
An's schön're Jenseits droben hab' ich noch

Nichts möge mir dies einz'ge Gut noch rauben,
So hab' ich süßen Trost im Sterben doch.
O Vater ꝛc.

8.

Tod! d'rum bist du mir der schönste Segen,
Sehnend wallt mein Busen dir entgegen.
Komm! ruf ich, und führe mich dorthin
Wo der Morgenpurpur nie erbleichet,
Wo der Frühling nie den Herbst erreichet,
Wo ein trüber Abend nie erschien.
D'rum, Vater über'm Sternenzelt,
Mir ist es einsam in der Welt!

Den 19. August 1820.

Gegen Ende des Märzes 1821, des Tages erinnere ich mich nicht mehr, brach ich zu der Reise nach Jena auf, nachdem ich von Ibell als letzten Beweis seiner freundschaftlichen Fürsorge das nöthige Geld dazu erhalten hatte. Ich bedurfte es sehr, denn von dem nach U. mitgebrachten war nichts mehr übrig. Außerdem, daß ich bei ganz geringem Verdienste an Arbeiten für's Amt, die in der letzten Zeit nur in Copialien bestanden, und ohne von J. eine Zubuße angenommen zu haben, damit für meine Wohnung u. s. w. nicht ausreichte, hatte ich allmählig einen Theil von jenem eingeschmolzenen Vorrathe C. auf meine Rechnung zufließen lassen. Dagegen war ich mit einer goldenen Uhr nebst goldner Kette,

einem alten Besitzthum, versehen, und einer großen Kiste voll Kleider, Weißzeug u. s. w., die mir, wie ich oben bemerkte, als in meinen Umständen ein sehr werthvoller Rest meines ehemaligen Vermögens war. In Begleitung eines Schubkärrners, der meinen Koffer bis Frankfurt lieferte, brach ich dann an einem herrlichen Frühlingsmorgen in diese Stadt auf, wo gerade die Ostermesse begonnen hatte. Die Scene des traurigen Abschiedes übergehend, bemerke ich nur, daß ich, ihn mit Standhaftigkeit ertragend, ja heiteren Muthes, der mir mein immer fester werdendes Vertrauen auf die Vatergüte Gottes einflößte, aber mit geschwächter Gesundheit den Weg zu Fuß antrat. Diese hatte doch, trotz meiner festen Natur, durch die schädlichen Einwirkungen des letzten Sorgenwinters einen harten Stoß erlitten. Ich fühlte meine Brust stark angegriffen, und ein früher nie gekannter Feind, eine Menge Eingeweidewürmer (Askeriden), belästigten mich ungemein, es war hohe Zeit, daß eine Veränderung meiner Lage eintrat, der in Gefolge der Reise ich meine spätere Besserung zuschrieb.

In Frankfurt wurde ich gleich nach meinem Eintritte, mit meinem Schubkärrner eine Straße nach dem Posthause durchziehend, wo ich mich auf einen Platz im sächsischen Wagen wollte einschreiben lassen, in keine geringe Verlegenheit versetzt, als mir plötzlich ein bekannter vaterländischer Jude geradezu entgegen kam. Er war einer jener Menschen, denen

Alles für einen Verdienst, gleichviel auf welche Art, feil war, der, wenn er mich erkannt, mir sicherlich zu großem Nachtheil dieses unerwartete Zusammentreffen benutzt hätte, zumal da meine große Kiste für ihn ein besonderer Reiz gewesen wäre. Glücklicherweise eilte der Jude in tiefen Gedanken schnell an mir vorüber, da ich überdieß eben so schnell mich durch eine Wendung seinen Blicke zu entziehen wußte. Wie wohl fühlte ich mich bald hernach, als ich mit meiner Reisecharte versehen mich nebst meiner Kiste im Wagen sicher fand!

Glücklich, ohne irgend ein Abenteuer, gelangte ich bis Eisennach. C. hatte hier einen mütterlichen Oheim, Machenhauer, ein vermögender Kaufmann, wohnen, den ich besuchen sollte, und dem er mich in einem Schreiben auf's Wärmste empfohlen hatte. Ich wurde von diesem Manne und seiner liebenswerthen Familie freundschaftlich aufgenommen, um einige Tage oder vielmehr nach Belieben bei ihnen auszuruhen, was ich mit Vergnügen annahm. Die Woche, welche ich bei diesen lieben Leuten zubrachte, verstrich für mich schnell und angenehm. Ein Bruder der Frau M., ein jovialer Junggeselle meines Alters, der ohne Beschäftigung von seinen Renten lebend alle Zeit frei hatte, war unermüdet, mich überall hin zu geleiten, wo etwas Interessantes zu finden war. Eisennach, eine sehr freundliche Stadt, mit den reizendsten Umgebungen, darunter die ehrwürdige Wartburg, bot dessen nicht wenig dar, wenn man

seinen Erwartungen keine zu große Ausdehnung gab. In meinen jüngeren Jahren war ich zwar schon einmal hier gewesen, allein die vielen, meistens angenehmen Veränderungen, die seitdem hier ins Leben getreten waren, machten mir Alles neu. Das Unglück, welches die Stadt in französischer Kriegszeit dadurch betroffen hatte, daß durch das Auffliegen einiger Pulverwagen eine ganze Straße zu Grunde ging, war nur durch neue schönere Anlagen in Erinnerung. Mein Begleiter erzählte mir daraus eine Anekdote, die ich der Merkwürdigkeit wegen hier wiedergebe.

Ein Mann von Jahren, Familienvater, befand sich in jenem schrecklichen Momente bei einem nicht entfernt wohnenden Nachbar, ruhig im Schlafrocke seine Pfeife rauchend. Da geschieht der furchtbare Schlag, sein Haus liegt in Trümmern, seine Frau, seine Kinder, alle haben zerschmettert den Tod gefunden! Er nur überlebte dieses furchtbare Unglück!

Auf der Wartburg, wohin ein mit reizenden Anpflanzungen gezierter Weg führt, fand ich noch alle die der Erinnerung aus der ältern und neueren Geschichte stets gleich werthvollen, bleibenden Denkmäler und sonstigen Gegenstände. Das kleine Arbeitszimmer des kräftigen Ritters Georg (Luther) mit den von ihm benutzten wenigen Mobilien, fand ich noch an ihrer alten Stelle. Der herrlichen Aussicht aus diesem Zimmerchen erfreute ich mich noch einmal. Wie oft mochte sich der große Mann bei

seiner segensreichen Aufgabe durch dieselbe das müde Auge gelabt haben!

Mit Dank und Achtung schied ich endlich von der Familie M., in deren Schooße ich mich, bei so gefälliger Aufnahme und guter Bewirthung, sehr erholt hatte, um meine Reise bald zu beendigen. Verstimmt fühlte ich mich über die Kosten und Schwierigkeiten, die ich mir unnöthig zugezogen hatte, daß ich meine große Kiste immer bei mir auf dem Postwagen haben wollte, denn nicht allein machte die Fracht eine fühlbare Lücke in meiner mageren Börse, sondern ich mußte noch nebenbei die üble Laune der Schirrmeister mit Trinkgelder beschwichtigen, die mehr als einmal Miene machten, sie bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande stehen zu lassen. Diese Erfahrung machte ich denn wieder sehr lästig in Eisennach. Zurücklassen konnte ich nun die Kiste nicht mehr, da der Postwagen schon zum Abfahren bereit war. In Weimar hatte ich mich schon so erschöpft, daß ich kein Geld zur Weiterreise hatte, und eine kleine silberne Uhr deßhalb verkaufen mußte. Als ich hier einige Stunden verweilte, um mit dem ordinairen Verbindungswagen nach Jena zu gelangen, der, noch ganz in der alten Einrichtung, erst Morgens 7 Uhr dahin abging, und, diesen Aufenthalt benutzend, mich auf ein Sopha zum Schlafe niedergelegt hatte und bald in denselben verfallen war, entwendete mir jemand, wahrscheinlich einer der früher anderswohin abgegangenen Reisenden, meine

Kappe vom Kopfe, so daß ich, da mein Hut in der Kiste war und ich mir keine neue kaufen konnte, mit einem Tuche um den Kopf mich begnügen mußte. Der Schirrmeister, ein alter Krieger, welcher der verhängnißvollen Schlacht von Jena beigewohnt hatte, erzählte mir unterweges viel Interessantes davon, was mich um so mehr ansprach, da damit zugleich eine Ansicht einiger merkwürdigen Stellen des Schlachtfeldes verknüpft war. Auch abgesehen von der Unterhaltung, die mir des Schirrmeisters Redseligkeit gewährte, fand ich eine für mich in anderer Hinsicht nicht minder belebende in dem Anblicke der Veränderungen, welche in dem Laufe der Zeit und des Fortschreitens der Cultur in dem Mühlthale, wo ich so manchen frohen Tag in den Mühlen, die zugleich Wirthschaft haben, im Kreise lebenslustiger Jünglinge zugebracht hatte. Alle Gebäulichkeiten und Anlagen hatten ein schöneres Aeußere gewonnen und letztere einen höheren Aufwuchs erhalten; was aber als die werthvollste Veränderung sich darbot, war eine schöne Kunststraße, die an die Stelle des ehemaligen stein- und wasserüberflutheten Weges getreten war.

Voll Erinnerungen an die vergangene Zeit und mit einem tief ergriffenen Gemüthe von den schweren Wechselfällen, die mich seitdem betroffen, und endlich sogar wieder der Stadt zuführten, die ich vor etwa zwanzig Jahren unfreiwillig und nach bitteren Erfahrungen verlassen hatte, langte ich endlich Mittags

in Jena an dem alten Posthause an. Ich begab mich zuvörderst in den mir noch wohlbekannten Gasthof zur Sonne, wo ich für den Rest meines Geldes ein Mittagsbrod erkaufte. Kurz hernach befand ich mich bereits in meiner zukünftigen Wohnung, mitten in der Familie Wesselhöft. Sehr freundlich wurde ich von Frau Wesselhöft und ihrer einzigen Tochter, ernst von dem Vater aufgenommen, endlich von dem ältesten Sohne Robert, der sich etwas später einfand, mit alter deutscher Herzlichkeit, ein Hauptbestandtheil seines Charakters, begrüßt. Der Kaffee, den wir miteinander tranken, genügte mit den Gegenständen des damit verknüpften Gespräches uns einander nahe zu bringen, und als mein Chef, Hr. W., meine Empfehlungsschriften durchlesen hatte, bemerkte ich, daß sie den angenehmen Eindruck zu verstärken schienen, den ich unverkennbar auf ihn gemacht hatte. Hr. W. hatte nun gleich hernach, nachdem er mich bei der Polizei angezeigt, nichts Wichtigeres zu thun, als mich meinem Hausgenossen, Dr. Braun, vorzustellen, der, mit weniger Unterbrechung, seit 18 Jahren die Correctur besorgte, und endlich aus diesem mühseligen Geschäfte scheiden wollte. Er war darin ein alter Mann geworden, mit geschwächten Augen und zerrütteter Brust. Als ich diesen Gelehrten näher kennen lernte, wurde es mir nicht wenig bange, daß ich ihn ersetzen sollte, um so mehr, als wenige Tage schon genügten, mir die unangenehme Ueberzeugung zu gewähren, daß von einem guten Correktor in ei-

ner gangbaren Buchdruckerei viel, weit mehr als ich ahnete und als ich wenigstens mit dem Anfange zu leisten vermochte, verlangt werde, was mich um so drückender berührte, als ich gleich bemerkte, daß ich es mit einem ziemlich ungeduldigen Prinzipal zu thun hatte, der, durch die lange und erprobte Fähigkeit Brauns verwöhnt, an den Nachfolger keine geringe Ansprüche machte.

Frau W., eine mehr als gewöhnlich gebildete Frau, war zugleich eine umsichtige Haushälterin, die, jeder Kostgänger zahlte nur 1 Thlr. wöchentlich, für diesen mäßigen Preis mit Kaffee zum Frühstück eine gute, obwohl einfache, Mittags- und Abendkost zu liefern verstand. Die Unterhaltung bei Tisch, bei den ausgewählten Genossen, drei Doctoren und eben so viele Studenten, ließen das oft zu sparsam Erscheinende, was es aber im Verhältniß des Kostgeldes nicht war, vergessen. Einen angenehmen Zuwachs erhielt die Unterhaltung durch die Abfassung eines wöchentlich in Manuscript erscheinenden Blattes, das den Namen Leutrablatt dem am Garten W's vorbeifließenden Flüßchen Leutra entlehnte. Alle Tischgenossen mußten kleine Aufsätze über städtische oder Universitäts-Vorfälle, oder Witze und Anekdoten, Alles humoristisch bearbeitet, liefern, die dann ein bestellter Redacteur zu ordnen hatte. Am Samstag Abend wurden die Aufsätze verlesen und critisirt. Fremde Durchreisende fanden überdieß nicht selten an diesem Tische eine gastliche Aufnahme.

Fräulein W., ungefähr 20 Jahr alt, trug nicht wenig zur Seite ihrer verständigen Mutter durch ihre seltene Belesenheit und geistreiche Auffassung des Gelesenen zur allgemeinen Annehmlichkeit bei. Eine Zierde der Familie und des Tisches war jedoch der älteste Sohn Robert W. Seit einigen Jahren schon nicht mehr Student, blieb er jedoch den meisten Verhältnissen der Studenten nicht fremd, viel für's Allgemeine und wenig für sich wirkend. Ward ihm dafür auch eine ungetheilte Achtung, besonders der Glieder der Burschenschaft, der er nach Ueberzeugung auf's Wärmste anhing, so entstanden für ihn auch viele Nachtheile in Betreff auf Geld und Zeit, die er nicht so zu Rath halten konnte, wie er sollte. Sein wahrhaft edles Herz, das für jeden ihm nahenden Hülflosen unter den fremden und einheimischen Studirenden theilnehmend schlug, erschöpfte oft vor der Zeit die Mittel, welche ihm literarische Arbeiten verschafften. Das Rechtsstudium, seine eigentliche Bestimmung, war denn dabei auch in den Hintergrund getreten, so daß er sein Examen länger als gut verschieben mußte. Fehlte es ihm nun da noch hier und da, welchen Schatz von Kenntnissen besaß er aber in andern Fächern, die ihm sein klarer Verstand und der Umgang mit den gelehrtesten Professoren und der Lectüre wie im Fluge zugeführt hatten! Seine zwar kleine, aber ausgesuchte Büchersammlung kam mir, wie die eines Hausgenossen, Dr. Scheidler, herrlich zu statten. Was nun mich anbe-

trifft, so fand ich bald an diesem trefflichen jungen Manne einen aufrichtigen Freund und nützlichen Rathgeber. Je weniger ich mich mit dem Vater zu verständigen wußte, desto besser vermochte ich es mit dem Sohne, und als ich bald jenem ganz fremd ward, fand ich an diesem den reellsten Beistand, und er ist es, dem ich mein weiteres Fortkommen in Jena großen Theils zu verdanken hatte. Er war es, der, als der Vater mein anderweitiges Unterkommen nicht ungern gesehen, es so zu ordnen wußte, daß ich einen ruhigern, längern Aufenthalt mit Beköstigung, und selbst Geld erhielt, bis ich mir durch Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen einige Selbstständigkeit gewinnen konnte.

Herr W. hatte noch zwei Söhne, wovon der älteste als Pastor in der Nachbarschaft stand, den ich wenig kannte, und der jüngere, als Doctor der Medizin, noch ohne Bestimmungsort, gewöhnlich nur kürzere Zeit im elterlichen Hause zu treffen war. Diese drei Söhne, in die bekannten demagogischen Untersuchungen einer spätern Zeit verfallen, unterlagen auch sämmtlich einem schweren Geschicke. Die beiden erstern entflohen für immer dem Vaterlande, und Robert mußte als einer der härtest Betheiligten in siebenjähriger Gefangenschaft büßen. Jetzt lebt er nicht bloß wieder mit der Gerechtigkeit versöhnt in seinem Vaterlande, sondern erfreut sich, wie ich nicht anders weiß, darin einer höhern Anstellung im Criminalfache, und ist glücklicher Gatte und Vater.

Neben dieser vertrauten Bekanntschaft mit R. W. erfreute mich noch der eines der gediegendsten jungen Gelehrten, des genannten Dr. Scheidler, lange schon seitdem Professor der Philosophie in Jena und als Schriftsteller in diesem gelehrten Zweige geachtet. Als ich ihn als Haus- und Tischgenosse kennen lernte, war er gerade mit der Promotion als Dr. der Philosophie beschäftigt. Scheidler war einer der fleißigsten jungen Männer, die ich je sah, weßwegen es nicht zu verwundern ist, daß er bei seinen schönen Anlagen ein so gelehrter Mann ward. Er las bald nach seiner Promotion mit Beifall — und Scheidler war völlig taub! In dem Feldzuge, den er im Jahre 1814 als Freiwilliger nach Frankreich mitgemacht, hatte er durch eine im Bivouak erhaltene Verkältung das Gehör völlig verloren. Trotz dessen konnte man sich leicht mit ihm über gelehrte Gegenstände verständlich unterhalten, wenn er einmal auf schriftliche Angabe ein Thema zu besprechen erhielt. Seinem Umgange verdankte ich daher nicht wenig, mehr aber noch seiner großen Büchersammlung im philosophischen Fache im ausgedehntern Begriffe genommen.

Erwähnen muß ich zweier trefflichen Bekanntschaften, die ich im W'schen Hause machte. Die erste war mit einem Studirenden, nachherigem Dr. Becher, Sohn des Vicedirector der Rhein.-Westph. Compagnie in Elberfeld, einem lieben jungen Manne, mit dem ich später durch aufrichtige Freundschaft

verbünden in jener Stadt lebte. Der andere hieß Hodes aus Fulda, der mit großem Eifer die Naturwissenschaften studirte, und ein Liebling Okens war. Arm wie er war an äußeren, desto reicher war er an inneren Mitteln, welche letztere sich in dem großen Umfange seines Wissens kund gaben, während die erstern ihn nöthigten Freitische anzunehmen und Unterricht zu ertheilen. Sein reines, theilnehmendes Herz fesselte mich sehr an ihn. Auch ihn traf später wegen demagogischer Umtriebe ein langes Gefängniß; sein weiteres Schicksal blieb mir unbekannt.

Bin ich nun zu Ende mit den kurzen Angaben meiner Haus- und Tischgenossen, so habe ich nun die Pflicht zu erfüllen, daß ich auch eines Mannes, meines einzigen vertrauten Umganges in der Stadt gedenke. Ich thue dies mit besonderer Liebe und aufrichtigem Danke; dieser Mann, ein sehr edler Freund für mich, war der ehemalige Professor der Rechte, Justizrath Dr. Emminghaus. Ihm war ich auf's Dringendste empfohlen. An diesem gelehrten und würdigen Manne fand ich bei näherer Bekanntschaft eine so liebevolle Theilnahme an dem Vielen, Neuen und Alten, was mich bekümmerte. Auf's Freundschaftlichste von ihm zu öfteren Besuchen eingeladen, versäumte ich nie, so viel es die Umstände gestatteten, ihn zu sehen. Mehrmals speiste ich bei ihm und manchmal ward mir seine Begleitung auf meinen Erholungsgängen. Wie nützlich und trostreich war für mich jeder Zeit seine Unterhaltung! Obwohl ein

Mann in hohen Jahren und lange schon in Ruhestand versetzt, beschäftigte er sich doch immerfort mit literarischen Arbeiten und blieb keinen neuen Erscheinungen und Fortschritten im Wissen fremd, die er mit dem lebhaftesten Interesse besprach. Längst Wittwer, lebte er ohne eigne Haushaltung mit seinem jüngsten Sohne, einem talentvollen und sittlichen jungen Manne, der seit zwei Jahren dem Studium der Rechte mit großem Fleiße oblag, in liebevoller Eintracht. Ein treuer Vater theilte er seine nicht sehr bedeutende Pension mit ihm, die aber für beide ausreichte, da sie genügsam in Kost und anderen Bedürfnissen waren. Aus dem reichen Schatze seiner Gelehrsamkeit schöpfte überdies der fleißige Sohn, was nicht weniger als die Vorlesungen seiner Lehrer dazu beigetragen haben mochte, daß auch er durch Gelehrsamkeit in einigen Jahren schon dem Namen E. neue Ehre brachte. Der älteste Sohn hatte bereits als Regierungsrath im vaterländischen Dienste, zu Weimar wohnhaft, eine Stufe des Ansehens erlangt, die weit über sein Alter war. Nach seiner ersten Ehe, mit einer Tochter des genialen Wieland, welcher ihm nach wenig Jahren der Tod entrissen, war er zum zweiten Male verheirathet. Leider konnte ich wegen immer sich erneuernder Hindernisse die persönliche Bekanntschaft dieses trefflichen Mannes nicht machen, doch floß mir manches Wort der Güte von ihm in seinem Briefwechsel an den Vater zu.

So kurz mein Aufenthalt in Jena war und trotz

des vielen damit verknüpften Unangenehmen, war es mir doch wieder sehr lieb geworden. Die romantische, reizende Lage Jena's, die mich auf meinen Ausflügen immer gleich fesselte, und der Genuß so vieler Hülfsmittel der Gelehrsamkeit, verbunden mit der geistreichen Unterhaltung, wenn auch weniger, doch höchst gebildeter Männer, meine eifrigen Studien, deren günstige Erfolge, ließen mich nie in erschlaffendem Unmuthe versinken, erhoben mir im Gegentheil oft Geist und Gemüth, daß ich — viele Stunden reiner Freude genoß.

Gleich Anfangs befolgte ich einen streng gehaltenen Plan im Gange meiner Studien. Geschichte, neuere Sprachen und das Gesammtgebiet der Staatswissenschaften umfaßte derselbe. So umfangreich als er war, so war er für die Zeit, die ich ihm wegen bald erfolgtem gänzlichem Lossagen von allen Correcturen, und meinem nie erkalteten, sondern zusehends gesteigerten Eifer nicht zu groß, ja ich gewann noch so viel Raum, daß ich sogar durch Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen einen Theil meines Lebensunterhaltes verdienen konnte. Regelmäßig stand ich Sommer wie Winter nach vier Uhr Morgens auf, legte mir das Feuer selbst an, so daß ich mich bis zum Frühstück, um sieben Uhr, schon am Arbeitstische dem Sprachstudium, zunächst dem Englischen, dann dem Spanischen, zuletzt dem Italienischen gewidmet hatte. In ersterer leistete mir bezüglich der Aussprache mein obenerwähnter junger

Freund Becher, der das Englische rein sprach, da er es in London selber erlernt hatte, ersprießliche Dienste. Gewöhnlich las ich mit ihm ½ Stündchen vor Tische. Da ich das Spanische besonders lieb gewann, so machte ich ziemliche Fortschritte darin, die später bedeutend wurden; im Italienischen blieb es noch bei den Anfangsgründen. Einige Stunden der Woche wechselte ich mit dem Lateinischen, worin ich nur zurückgeblieben war und also das Versäumte bald nachholen konnte; am Griechischen kam ich nur wenig vorwärts. Von neun bis Mittag studirte ich Geschichte, für die ich fortwährend seit meiner Jugend nicht unthätig geblieben war. Jetzt befaßte ich mich besonders im Fortlesen der neuen Geschichtswerke, mit den eigentlichen Quellenstudien, verbunden mit der alten und mittleren Geographie und Chronologie. Von 2 — 4 Uhr Nachmittags regelmäßig, auch bei schlechter Witterung, durchstrich ich die Umgebungen Jena's, wo ich bei einer Tasse Kaffee oder einem Glas Bier gewöhnlich eine kurze Einkehr bald da, bald dort in einem Dorfe nahm, wo ich Sonntags manchmal auch in lebendigem Zirkel mehre Stunden dem Treiben der jenischen Studirenden im Stillen und mit Ergötzen zusah. Von 4 — 7 Uhr beschäftigte ich mich entweder mit Uebersetzungsarbeiten, oder schriftlichen Uebungen im Literarischen; die Stunden von 9 — 11 Uhr waren den Staatswissenschaften angewiesen. So ging es von einem Tage zum andern, mit weniger Abänderung; ich blieb dabei,

wo nicht ganz, doch ziemlich wohl, nur magerte ich auffallend ab und alterte zusehends. Die schlimmen Nachrichten von Haus, durch die mein Kummer über die Trennung von den mir so theuren Meinigen immer neue Nahrung erhielt, mochten mehr als Arbeit und Entbehrung dazu beitragen. Die leidigen Askeriden, die ohnehin in Jena besonders einheimisch sind, konnte ich nur noch mit Arzneien meistern. Doch hinderte mich Unwohlsein nie am Arbeiten.

Gelegentlich erwähne ich hier, daß das W'sche Haus ein wahres literarisches Musterarbeitshaus war, worin selbst ein zur Trägheit Geneigter bei dem ihm sich täglich darbietenden schönen Beispiele der Thätigkeit zugeführt werden mußte. Ich begreife hierin nicht die in der Druckerei Beschäftigten, sondern die einwohnenden Studirenden. Der Fleißigste von allen war Dr. Scheidler, der nicht mit dem Tage zufrieden, sogar halbe Nächte in seiner wegen Gehörmangels zweifachen Stille, mitten in seiner schönen Büchersammlung der Philosophie weihte. War im Winter Einem oder dem Anderen Feuer oder Licht in nächtlicher Weile ausgegangen, so fand er bei ihm Aushülfe; blieb Einer auch einmal bis nach Mitternacht und wollte noch nicht schlafen, so fand er bei Scheidler eine helle, warme Stube, konnte ein Pfeifchen bei dem stets freundlichen Manne rauchen und sich über irgend einen Gegenstand belehren lassen. Ich selber besuchte ihn mehr als einmal spät

nach Mitternacht, wo ich ihn nie als in munterer Thätigkeit fand.

Die Stadt Jena hatte in dem langen Zeitraume meines ersten Aufenthaltes bis zum gegenwärtigen in ihrem Aeußeren keine besondere Aenderung erlitten, wenn ich die ausnehme, daß an die Stelle der in Folge der unglücklichen Schlacht (1806) eingeäscherten Straße eine Baumallee getreten war, deren hoher Aufwuchs eine weit längere Zeit, als die ihrer Anlage verkündigte. Obwohl sie eine Zierde der Stadt war, und selbst bei den wenigen ähnlichen dieser Art einem Bedürfnisse für die zahlreiche, eines erholenden nahen Spazierganges benöthigte Classe abhalf, so war es doch kein Beweis von Blüthe, daß die schöne Straße nicht wieder durch Neubauten hergestellt wurde. Denn die Ursache lag nicht in Mangel an Entschädigung, die bekanntlich den Abgebrannten durch Napoleon reichlich geworden war, sondern in der Noth der Eigenthümer, die sie nöthigte, das empfangene Geld zur Tilgung der Schulden und anderer Bedürfnisse zu verwenden. Auch fiel mir die wenige Sorgfalt auf, welche an die Erhaltung der Häuser im Allgemeinen verwendet wurde, welche eine wenig empfehlende Außenseite darboten. Viele standen auch leer, und daraus und an den äußerst niedrigen Miethpreisen würde man schon deutlich eine Abnahme der Studirenden haben schließen können, wenn deren geringe Zahl nicht ohnehin bekannt gewesen wäre. Zu meiner Zeit belief sich diese

nahe an tausend, darunter über die Hälfte Fremde, von vielen Nationen, oft aus weit entfernten Gegenden, welche eine Masse Geldes in Umlauf setzten und ein reges Leben in die kleine Stadt brachten, die jetzt kaum 400, großentheils einheimische, mittellose junge Leute in sich faßte. Diese verminderte Zahl war um so empfindlicher für die Mittelklasse der Bewohner, welche ihren Nahrungszweig im Verkehre der Studirenden, mehr als in irgend einer andern Universitäts-Stadt fanden, als noch einige Jahre vorher (1818) die Zahl der Studirenden bis zu 1200 gestiegen war. Die Ursache dieses in materieller Hinsicht so großen Verfalles lag bekanntlich in dem Mißtrauen der auswärtigen Regierungen gegen die Loyalität der Universitäts-Genossen, bezüglich ihrer politischen Gesinnungen und Handlungen, so daß sie Jena als den Feuerheerd der Demagogie ansahen. Man würde sich hierbei unwillkührlich Sand's erinnern, der von hier aus zum Vollzug seiner traurigen Verirrungen abgegangen war, wenn nicht andere Vorfälle Statt gefunden hätten, welche ein gehässiges Licht über die Universität verbreiteten. Die vielen politischen Verbindungen schienen, als ich zum zweiten Mal hier lebte, in einem einfachen burschenschaftlichen Zusammenleben untergegangen zu sein. Im Mangel an geistigen Bedürfnissen lag das Sinken der Universität sicher nicht, da sie so viele gediegene Lehrer, neben reichen Mitteln zum Forthelfen in allem Wissen, aufzuweisen hatte, deren sich selbst

ein Unbemittelter bei der großen Wohlfeilheit und Einfachheit der Lebensweise erfreuen konnte: ein Vorzug vor den meisten anderen Universitäts-Städten!

Von meinen Lehrern lebten nur noch zwei, der Geh. Hofrath Eichstädt, und der Hofrath Professor des Lehnrechts Schnaubert, beide noch rüstige Greise, deren Anblick mich sehr erfreute; von den beiden Pedellen war der listige Schreiber längst todt, dagegen wirkte noch thätig jener Teubner, der mich bei meiner Entführung nach Weimar im Wagen begleitet hatte, dessen Bekanntschaft zu erneuern ich aus leicht begreiflichen Gründen vermied. Auch Hofrath Succow, der nach jener traurigen Tödtung D's dessen Leiche secirte, war noch bei Leben. Das Herz des Getödteten wurde noch in der Anatomie als Denkwürdigkeit seltener Verletzung aufbewahrt. Von dem Grabe, worin mein unglücklicher Freund schon so lange Jahre ruhte, konnte ich keine Spur mehr finden. Ich weihte seinem Andenken manchen traurigen Rückblick. Von meinen wenigen alten Bekannten unter den Bürgern traf ich noch in munterer Thätigkeit den kleinen Petsch, den bekannten Speisewirth im Burgkeller, bei dem ich einstens mit Hunderten den Mittagstisch hatte. Das Alter hatte ihn noch kleiner und niedlicher gemacht. Auch der Wirth Senft, der wegen seiner munteren Laune und Korpulenz, damals in dem beliebten Zwetzen wohnhaft, am meisten wegen seines langen Borgens den Studirenden so lieb war, führte noch immer eine besuchte Wirth-

schaft im sogenannten Geleitshause an der Brücke, die über die Saale führt. Meine alte Hauswirthin, Wittwe Hummel am neuen Markte, wo ich ein Jahr wohnte, ebenso der Pferdeverleiher Meister, dessen Haus auch bei dem erwähnten großen Brande ein Raub der Flammen geworden, worin ich einige Zeit wohnte, waren längst todt. Die damals beliebten Dörfer Lobeda, Lichtenhain, Zwetzen und das durch seine, dem Burschen unentbehrliche, Dornenstöcke bekannte Ziegenhain, florirten immer noch, obwohl in sehr vermindertem Grade; doch behaupten die da gebrauten Biere fortwährend ihren alten Ruf, neben dem Stadt- und Köstritzer Bitterbiere. Keinen dieser classischen Oerter versäumte ich zu besuchen, nur daß ich zum Unterschiede gegen ehemals mich den — Philistern beizählte, statt den Burschen. Trotz dessen, daß ich mich ferne von Allem hielt, was eine Veranlassung zu irgend einer Unannehmlichkeit für mich hätte werden können, so traf mich doch dieß Geschick durch eine vom Zufall mir zugeführte Bekanntschaft, welchen Fall ich wegen seiner Eigenthümlichkeit und zur Warnung hier erzähle.

Eines Tages sah ich R. W. in der Begleitung eines anständig gekleideten jungen Mannes in dessen Zimmer, wo ich so oft und auch jetzt mit Lectüre beschäftigt mich aufhielt, treten, welchen er mir als Dr. Human vorstellte. Ueber Tisch rühmte er mit Recht dessen literarische Bildung und feines Benehmen, mit dem Zusatze, daß er viel Jüdisches in sei-

nem Aeußeren habe, ob er gleich kein Jude sei. Später vertraute er mir, der arme Mann, ein geborner Casselaner, sei dadurch, daß er einen Vorgesetzten im Zweikampfe erstochen, in das große Unglück gekommen, daß er Amt und Vaterland habe verlassen müssen, und sich ohne Paß und Geld hieher geflüchtet habe, wo er eine Zeitlang selbst der Polizei unbekannt verborgen leben wolle.

Diese traurige Lage bewog R., nach seinen erwähnten lobenswerthen Grundsätzen den Fremden im Gasthofe zum Bären, dessen Eigenthümer sein specieller Bekannter war, in Wohnung und Kost mit persönlicher Gewähr unterzubringen, ja den Wirth von einer einstweiligen Anzeige bei der Polizei abzuhalten. Bald hernach unterstützte er ihn mit Geld und Weißzeug, endlich immer mehr von ihm eingenommen, führte er ihn sogar bei Hofrath Luden ein, welchen edlen Gelehrten er für sich zu gewinnen wußte, daß er ihm neben einigen Büchern 10 — 15 Thlr. zu seinem Fortkommen lieh. Der Aufenthalt Humans verlängerte sich in dieser Weise auf einige Wochen, welche er zu andern Bekanntschaften unter Studenten benutzte, die den Mittellosen ebenfalls unterstützten. Es konnte nicht fehlen, daß auch ich bald um so eher in nähere Berührung mit ihm kam, als sein hartes Geschick mich wegen meines eignen ergreifen mußte, und seine Persönlichkeit äußerst anzog. Nie hatte ich einen Mann in diesem Alter kennen lernen, der eine solche Gewandtheit im äußeren

Benehmen und eine Bekanntschaft mit den lebenden Sprachen und ihrer Literatur, wie mit der Geschichte hatte. Da er, ohne sich viel zu beschäftigen, gerne in der Umgegend eine Zerstreuung suchte, so traf es sich, daß wir einigemal mit einander spazieren gingen. So besuchten wir eines Tages ein Dorf, wo ich den Kaffee für ihn bezahlte. Eine angenehme Gesellschaft hielt uns dort bis gegen Abend fest, wo er beim nach Hausegehen mich ersuchte, da der Tag doch nun einmal geschäftslos zugebracht sei, so sollte ich ihm auch den Abend widmen, und mit ihm auf seinem Zimmer speisen, was denn geschah. Den folgenden und noch einige Tage, wo er immer bald R. bald mich besuchte, wartete er die Stunde bei uns ab, bis ich meinen gewohnten Ausgang vornahm, wo er mich noch zweimal begleitete. Das Letztemal fand er sich gerade um 1 Uhr ein, wo ich zu Tische gerufen wurde, und er sich anbot, so lange im Zimmer R's zu bleiben, wo er mich getroffen hatte, bis er mit mir spazieren gehen könne. Da ich erst um zwei Uhr zurückkam, war er nicht mehr da, und ohne daß mir das besonders auffiel, ging ich allein aus. Man denke sich unser Erstaunen, als den andern Tag, da wir gerade wieder zu Tische saßen, Robert und ich vom Kellner des Bärenwirthes hinausgerufen wurden, der uns mit höchst bestürzter Miene die Anzeige machte, Hr. Human sei verschwunden, ohne einen Pfenning auf seine Rechnung bezahlt zu haben, die von einem bedeutenden Betrage war, welche sein

Herr zugleich von R. als Garanten forderte, mit dem Zusatze, „wozu ich jedoch ein Abendessen mit Bier verschulde,“ jenes, womit nämlich H. mich bewirthet hatte! —

Die Sache war richtig, H. war auf und davon! Der gemißbrauchte Robert W. kam aber nicht einmal damit durch, daß er jene Zeche großen Theils wenigstens, weil der Wirth sich billig finden ließ, zahlen mußte, sondern daß der schlechte Mensch den gestrigen ungestörten Aufenthalt in R's Zimmer dazu benutzt hatte, aus dessen Kommode noch einige Hemder zu stehlen, was um so niederträchtiger war, da er von dem Bestohlenen schon einige geliehen erhalten. Glücklicherweise war der Dieb nicht an eine schlechtverschlossene Pultschublade gekommen, worin der nachher als Professor bei der Münchener Hochschule angestellte, jetzt berühmte Sprach- und Alterthumsforscher, Maßmann, 30 Ducaten zur Doctor-Promotion hinterlegt hatte; welcher trefflicher Fang wäre diese Summe noch für ihn gewesen! Den schlimmsten Streich hatte der Entflohene einem Studirenden aus Frankfurt gespielt, der eben als Doctor der Medizin promovirt hatte und zum Abgange nach Haus sich vorbereitete. Zu diesem, als einem erworbenen Bekannten, kam er früh Morgens, am Tage seiner Flucht, ihm froheilend verkündigend, daß einer der höheren Beamten in Weimar, ich weiß nicht welcher, ihn habe ersuchen lassen, sogleich zu ihm zu kommen, weil er ihm eine eben so freudige als wich-

tige Nachricht in Betreff seiner Angelegenheit mitzutheilen habe. Da er nun in seinem Ueberrocke vor einem so hochgestellten Manne nicht erscheinen könne, so möge er doch die Güte haben, ihm seinen schwarzen Anzug zu leihen. Bereitwillig erhielt er diesen vom Getäuschten und bekleidete sich damit auf der Stelle. Nicht genug, mit scherzhafter Pantomime vor den Spiegel tretend und sich von allen Seiten besehend, sagte er zu Dr. R.: Nun sehe ich einmal wieder ordentlich aus! um den Glanz zu vollenden, fehlt mir nur noch diese schöne goldene Uhr (sie hing unterm Spiegel); wie wäre es, wenn du sie mir auch liehest? bis Nachmittags könntest du sie, mir zu Liebe, wohl auch entbehren! und — R. lieh sie ihm ebenfalls. Beide kostbaren Gegenstände waren ihm für immer entrissen. Das Schmerzlichste für R. war aber, und was den Charakter des Schwindlers am Schwärzesten bezeichnete, daß ihm Human, ob damals oder früher, wußte er nicht, sogar sein Doctor-Diplom gestohlen hatte. Dr. R. hat mir diese abscheuliche Handlung des Thäters persönlich so erzählt, wie ich sie hier wiedergegeben. Eine gegen ihn eingeleitete Untersuchung hatte, soviel mir bekannt geworden, keinen weitern Erfolg, als daß man in Erfahrung brachte, daß er wirklich ein Jude, ein falscher Spieler war, der als solcher unter verschiedenen Namen und an verschiedenen Orten neben seinem schlechten Gewerbe mancherlei Betrügereien ähnlicher Art begangen hatte. Daß er den ihm nachgesandten

Steckbriefen entging, hatte er folgendem Umstande zu verdanken, der zugleich ein neuer Beleg seiner Frechheit ist.

Mit dem entwendeten Diplome in der Tasche in Rudolstadt angekommen, begab er sich zu dem dasigen Justizbeamten, dessen Sohn in Jena studirte, gab sich für dessen Freund aus, dem er beifügte, daß er ihm versprochen habe, seinen Vater auf der Durchreise nach Kassel zu besuchen. Dieser, durch seine feinen Manieren und sein anständiges Aeußere getäuscht, nahm ihn freundlich auf, und führte ihn sogar den Abend in ein Concert, das gerade Statt hatte, ja er stellte ihm sogar den andern Morgen auf sein Diplom hin unter den Namen des Dr. R. einen Paß aus, womit dann der Verräther einen sichern Vorsprung zu der weitern Flucht gewann.

Da ich jetzt beim Genusse einer ganz zu meiner Verfügung gestellten Zeit meinem Studium obliegen konnte, so näherte ich mich immer mehr meinem Hauptzwecke, mit irgend einer eignen Arbeit im historischen oder politischen Fache hervortreten zu können. Meine Anstrengungen belohnten sich zuerst durch einen Erfolg, den ich immer unter meinen geheimen Wünschen zum Anhaltspunkte hatte. Ich erhielt nämlich auf die Ausarbeitung einer historisch-politischen Charakteristik Karls des Großen in lateinischer Sprache, die

ich später beinahe wörtlich dem 1sten Theile meiner Geschichte der Länder Jülich, Cleve, Berg ꝛc. inserirte, gratis das Diplom eines Doktors der Philosophie. Nicht diese Ehre erfreute mich allein, sondern die mir durch diesen Titel erweiterte Aussicht zu einem bessern Fortkommen. Darauf waren meine Gedanken trotz meiner jetzt leidlichen Lage fortwährend gerichtet, und ich ließ es an keiner Gelegenheit an Erkundigen und Empfehlungen für irgend eine Anstellung fehlen.

So war beinahe der Sommer in Jena verstrichen, als mir durch Hr. W. angezeigt wurde, er habe durch Zufall vernommen, Hr. Büschler von Elberfeld bedürfe eines Redacteurs für seine Zeitung, und habe sich deßfalls an Hrn. Buchhändler Walz Firma: Creckersche Buchhandlung, gewendet, der, wie er bemerkt, eine gute Meinung von meinen Fähigkeiten habe. Ich begab mich augenblicklich zu diesem Ehrenmanne, mit dem ich ziemlich bekannt war. Er bestätigte mir die Wahrheit jener Angabe, mit dem Rathe, mich persönlich an Hrn. Büschler zu wenden, dem er nach Gewissen nur Gutes von mir zu sagen habe. Nicht wenig über diese Aeußerung erfreut, indem sie mich nicht bloß zur angenehmen Hoffnung für eine Stelle berechtigte, die mich nähren würde, sondern zu einer solchen, die auch meiner Neigung angemessen war, befolgte ich Hr. Walz Rath und schrieb den 16. Sept. 1821 an Hrn. B., mit Begleitung eines Aufsatzes, worin ich meine Ansichten über

die Erforderniſſe einer guten Zeitung und die Pflichten des Redacteurs hinterlegte. Den 3. Oct. darauf erhielt ich von ihm eine Antwort, deren Inhalt ich hier aus mehreren Gründen wörtlich gebe.

An Herren . . .

Ew. Wohlgeboren wollen mir gütigſt verzeihen, wenn ich Ihnen erſt jetzt auf Ihre verehrte Zuſchrift vom 16. v. M. antworte. Die Ungewißheit über den wirklichen Austritt des Hrn. Redacteurs aus der Redaction hat dieſe verzögert, und auch jetzt kann ich Ihnen (mir höchſt unangenehm) auf Ihren gütigen Antrag noch keine definitive Zuſage geben, da der gegenwärtige Hr. Redacteur noch immer wegen dem Antreten ſeiner neuen Laufbahn am Unterhandeln iſt. Ich habe aber um ſchleunige Beendigung dieſer Unterhandlungen gebeten, und hoffe hiernächſt das Reſultat bald zu erhalten, welches ich Ihnen unverzüglich mitzutheilen die Ehre haben werde.

Durch dieſe, zwar nicht durch meine Schuld veranlaßte Zögerung, glaube ich nicht, daß Sie zur Annahme dieſer Stelle ungeneigt worden ſind, denn dieſes würde mir ſehr leid thun, beſonders da ſich ſo Vieles in dieſer Veränderung vereinigt, was zu beiderſeitigem Vortheile gereichen würde. Ihre mir gütigſt mitgetheilten Anſichten über das Redigiren einer ſolchen Zeitung, laſſen einen erwünſchten Erfolg hoffen, dahingegen werden Sie zu Ihren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten eine wohlſortirte Buchhandlung nebſt einer Bibliothek

von 25000 Bänden (!!!) nach Belieben zu benutzen haben, insoweit dieses unbeschadet des Geschäftsganges geschehen kann.

Die Veränderung Ihres Wohnortes kann Ihre literarische Verbindungen in nichts stören, da Ihnen hier ebensowohl Hülfsmittel zu Ihren Arbeiten, als die nämliche Buchhändler-Gelegenheit zu Gebote stehen. Es ist hiernach auch nicht erforderlich, daß ich mich zur bestimmten Annahme Ihrer Manuscripte, oder zum Verkaufe derselben an andere Buchhandlungen verbinde, wie Sie selbst ermessen werden, da die Festsetzung eines solchen Punktes nicht wohl thunlich ist.

Das Honorar für die Redaction der Zeitung war auf 300 Rthlr. Bergisch festbestimmt. Sie scheinen dieß in meinem Schreiben nicht bemerkt zu haben, indem Sie in Ihrer Antwort von Pr. Courant reden; es soll indessen dieser Gegenstand unsere Unterhandlungen nicht hemmen, und ich schon vorläufig die 300 Thlr. Preußisch oder dreihundert und neunzig Rthlr. Bergisch zu zahlen verspreche, da ich im Voraus von Ihrer thätigen Wirkung zum Besten meiner Zeitung überzeugt bin.

Mit hoher Achtung habe ich die Ehre zu sein rc.

Elberfeld, d. 3. Oct. 1821. **Büschler.**

Nach dem Empfange dieses Schreibens verstrichen zwei Monate, ohne daß ich etwas Weiteres von Hr. B. vernahm. Ein Schreiben, d. d. 6. Decbr., das mir endlich von ihm zukam, änderte in der Lage

der Dinge nichts, indem dasselbe bloß Entschuldigungen enthielt, worunter die: durch Verkauf seiner Sortiments-Buchhandlung mit Leihbibliothek an Herrn Schönian und Dieze von allen andern Geschäften abgehalten worden zu sein, und leid sei es ihm noch jetzt, mir das Ultimatum unserer Verhandlungen noch bis Neujahr vorenthalten zu müssen. Vorläufig bewillige er, wenn sonst kein Hinderniß eintrete, das von mir in Rede gebrachte, verhältnißmäßige Reisegeld, und wünsche, daß er bis Neujahr veranlaßt werden möge, es mir anweisen lassen zu können u. s. w.

So unangenehm mir schon dieser Aufschub war, da ich meine Unterhandlungen mit Hr. B. für beendigt hielt, so groß ward meine Verlegenheit, als auch die von ihm selbst festgesetzte Frist verstrich. Auf eine entscheidende Anfrage an ihn erhielt ich von ihm abermals ein gewundenes Schreiben, d. d. 1. Febr. 1822, dessen wesentlicher Inhalt folgender war:

Hr. Büschler stimmt darin mit mir zu meiner Verwunderung überein, daß er mich immer noch in Unentschiedenheit lassen müsse. Dann sagt er, wenn ich Ihnen aber meine Gründe, warum die Entscheidung bisher noch nicht erfolgt ist, mittheile, so hoffe ich nicht nur auf Ihre lang gehabte Nachsicht, sondern auch von Neuem auf Ihre gütige Zusicherung zur Annahme der Redaction, unter untenbemerkten Umständen s. 3. rechnen zu dürfen.

Der Brief schloß mit dem Ersuchen, daß ich ihm in Kurzem eine bestimmte Antwort ertheilen möchte,

ob und wie lange ich noch auf eine bestimmte Erklärung von ihm warten wolle und könne, und ob ich nöthigenfalls gleich nach E. reisen könne. Indem er also mich nochmals um Aufschub einer bestimmten Erklärung (von seiner Seite) bitte, unterstütze er zu gleicher Zeit sein Gesuch mit (hierbei erfolgten) der kleinen Summe von 30 Thlr. Pr., als kleiner Beitrag zum Miethzinse, und mit der Zusicherung, daß er künftig das bereits festgesetzte Jahrgehalt von 400 Rthlr. Bergisch, bis zur Summe von 500 Rthlr. Bergisch erhöhe, und mir dagegen aber zur völligen Redaction seiner Zeitung noch das Lesen der Correctur und was zur Zeitung gehört, aufbürden würde — also die Zeitung meine Hauptbeschäftigung werden müßte, und die übrigen literarischen Arbeiten derselben nicht hinderlich werden dürften.

Den darauf folgenden 1. März erhielt ich von Hr. B. das entscheidende und letzte Schreiben in Betreff unserer so weitläufig gewordenen und lange verzögerten Unterhandlungen. Es lautete wörtlich:

Endlich kann ich nun mit Vergnügen und in Beziehung auf mein Schreiben vom 1. Februar, sowie nach dem Inhalte Ihres Geehrten vom 16. August v. J. Ihnen, sehr werthgeschätzter Herr Doctor, die Anzeige machen, daß die erwähnten Verhältnisse so geordnet sind, um Sie zur baldigen Abreise hierher ersuchen zu können. Es ist mir lieb, wenn Sie Ende d. M. oder spätestens in den ersten Tagen des Aprils hier eintreffen, und obgleich Sie vielleicht die Redac-

tion einige Wochen später zu übernehmen haben, so ist Ihre frühere Ankunft doch höchst nothwendig.

Nachdem Hr. B. nun nochmals der schon erwähnten Bedingungen und Obliegenheiten mit der Bestätigung des auf 500 Rthlr. erhöhten Gehaltes gedenkt, schließt er dieß Schreiben mit folgenden Worten: „Ich hoffe nun, daß wir recht lange vergnügt und zufrieden mit einander leben werden, und wenn einmal eine Veränderung nöthig werden sollte, so soll es von beiden Theilen durch eine drei Monate vorhergeschehene Aufkündigung geschehen können. Für Reisekosten lege ich noch 25 Thlr. Pr. hierbei.

Mit freundschaftlicher Hochachtung und in Erwartung baldiger Antwort bestens empfehlend

gez. Büschler.

P. S. Wie wünschen Sie eine Wohnung?

In den langen Zwischenräumen, die durch das schwankende Benehmen des Hrn. B. von dem Ansuchen und Verleihen der Redaction seiner Zeitung entstanden waren, hatte ich mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Denn das erste Schreiben hatte die Erfüllung meiner Hoffnungen nicht bloß gesichert, sondern so nahe gestellt, daß ich manche Verbindung für Uebersetzungsarbeiten laß unterhielt, oder sogar abbrach, um die meiner Meinung nach mir übrige nur geringe Zeit zur Kenntnißnahme der auf Fabrik und Handel bezüglichen Wissenschaften und Thatsachen, sowie zur sorgfältigen Lectüre französischer und deutscher Zeitungen und Journale zu verwenden, und in

dieser Weise beim Antreten meiner Stelle als kein Neuling in allem Dem zu erscheinen, was meiner Ansicht nach einem guten Redacteur zukam. Dadurch aber kam meine öconomische Lage in Zerrüttung, und da ich auch meine Wohnung zur Verfügung Hrn. W's gestellt hatte, so mußte ich mich in Kurzem auf ein kleines Schlafkämmerchen beschränken und in Roberts Zimmer arbeiten, wo ich viel durch Besuche, die diesen und nicht mich angingen, gestört wurde. Da ich überdieß von einem Bekannten, der nach E. reiste, keine günstige Berichte erhielt, so entstand in mir zuletzt der Verdacht, daß Hr. B. mich nur in Reserve für den Nothfall behalten wolle und keine ernstliche Verbindung mit mir beabsichtige. Ich versuchte demnach in dieser Zwischenzeit, da ich nun hier bekannter geworden war und in gutem Rufe stand, irgend eine, wenn auch geringe, honorirte Stelle zu erhalten. Da ich insofern in meinen Bemühungen glücklich war, daß mir Hr. Geh. Hofrath Eichstädt das Technische und die Korrespondenz der A. L. Zeitung übergeben wollte, womit aber mehr Last als Erwerb verknüpft war, so hatte ich meiner Seits wenigstens einen Rückhalt für das Zerschlagen der mir liebgewordenen andern Aussicht. Ich benutzte jene, um ein Schreiben an Hr. B. ergehen zu lassen, worin ich ihm mit Angabe meiner Gründe eine kathegorische Frist für seine Antwort anberaumte, welche kurz genug war, um — schnell eine Entscheidung herbeizuführen. Dies war denn die Ursache,

daß er mir so bald und entscheidend in dem vorletzten Schreiben antwortete und die 30 Thlr. Entschädigung zusandte. Zu dem Reisegeld verstand er sich auf meine besondere Vorstellung.

So war denn nun meine neue Bestimmung dießmal nach meinem Wunsche und abermals für einen andern Ort entschieden, der mir völlig fremd, für den ich jedoch durch gute Berichte im Voraus eingenommen war. Zu vielen Betrachtungen, aber zu weniger Sorgen als früher gab mir diese Veränderung Veranlassung. Den letzteren entging ich dießmal durch die gewonnene Ueberzeugung, meiner neuen Stelle gewachsen zu sein, ein mäßiges Auskommen zu finden, ohne meinem Vaterlande entfremdeter zu werden, und Gelegenheit zu einer praktischeren Bildung zu finden. Nichts hinderte mich an meinem so nahe bevorstehenden Abzuge von Jena, da ich wenig Schulden hatte, zu deren Tilgung sowohl als zur Reise die Mittel ausreichten, die mir durch Hr. B. so wie durch einen, von einem Freunde empfangenen Vorschuß geworden waren. Die mir von Ersterem festgesetzte kurze Frist zum Aufbruche, kürzte ich noch mehr ab, um einen Umweg durch das Nassauische zu machen, wohin mich mein Herz zu einem Besuche bei den alten, theuren Freunden zog, mit denen ich bisher kaum einen sparsamen Briefwechsel unterhalten hatte. Was dieser nicht unbedeutende Umweg mir mehr kosten würde, konnte ich durch eine sparsam eingerichtete Reise-Art ersetzen. Zu dieser fand ich

in wenigen Tagen schon eine angemessene Gelegenheit. Ich machte nämlich mit einem Schirrmeister aus Altenburg Bekanntschaft, der im halben März mit zwei Frachtwagen durch Jena nach Frankfurt a. M. in die Ostermesse fahren wollte, und sich erbot, meine verrufene Kiste um ein Billiges mitzunehmen, und für mich selber einen Sitz auf einem der Wagen bereit zu halten. Gern nahm ich dies Erbieten an und schnell war ich reisefertig, da meine Angelegenheiten bereits geordnet waren und ich wenig Abschiedsbesuche zu machen hatte. Schmerzlich war für mich der bei dem ehrwürdigen Justizrathe E., der mich, mit der freudigen Theilnahme an einer besseren Aussicht, bis zum letzten Augenblick mit Beweisen seines Wohlwollens überhäufte. Aus dem W'schen Hause schied ich ebenfalls nicht ohne Rührung, und die Trennung von Robert, dem ich so manches Gute verdankte, that mir nicht wenig leid. Von Allen im Hause schied ich mit der angenehmen Beruhigung eines untadelhaften Betragens. Nachstehendes Zeugniß ist ein schriftlicher Beleg für diese Versicherung. Es lautete folgendermaßen:

„Wir Endesunterzeichnete bescheinigen hierdurch, daß Hr. Doctor Johann Friedrich Knapp, domicilirt zu U. im Herzogthum Nassau, während eilf Monaten bei uns im Hause gewohnt und Correcturen von mehren bei uns im Druck erschienenen Schriften besorgt hat, jetzt aber in ein anderes literarisches Geschäft von uns abzugehen wünscht, welches seiner

Neigung und vielfachen Kenntnissen erfreulicher entsprechen dürfte. Wir entlassen denselben nach seinem Wunsche und Willen aus unserem Geschäft, mit der wahrhaften Bezeugung, daß derselbe sich während der ganzen Zeit seines hiesigen Aufenthaltes als ein Muster rühmlicher Thätigkeit, Verträglichkeit und reiner Sittlichkeit uns höchst achtungswerth gemacht hat, und können ihn in diesem Betreff sowohl als in Betreff vielseitiger Kenntnisse gewissenhaft empfehlen; — weßhalb wir diesem würdigen Manne das beste Glück und Wohlergehen auf seinem weiteren Lebenswege auf das herzlichste und innigste wünschen.

Jena, den 12. März 1822.

L. S. gez. Fr. Fromman u. Wesselhöft.

In dem mir von der Großherzogl. Sächsischen Polizeicommission zu Jena ausgestellten Paß,

gez. Ludwig Friedrich Gruner. F. Gabler.

vom 14. März 1822, war ausdrücklich angemerkt: Vorzeiger dieses, der Doctor Philosophiä Herr Johann Friedrich Knapp u. s. w., ist gesonnen, von hier nach Elberfeld zu reisen, um daselbst die Redaction der Allg. Zeitung zu übernehmen u. s. w.

Den 16. März 1822 trat ich denn die Reise zu meiner neuen Bestimmung in erwähnter Weise zu Fuße an, und sie ging glücklich, selbst angenehm von Statten. Da wir nur acht Stunden täglich zurücklegten, so war dieselbe mehr erquickend, als ermüdend für mich, und ich machte nie Gebrauch von meinem zubereiteten Sitze. Der Schirrmeister, ein

viel gereister, gutmüthiger Mann, trug ebenso durch seine Erzählungen bei, mir den Weg zu verkürzen, als er es sich angelegen sein ließ, mir in Ersparung mancher Ausgaben nützlich zu sein. Bekanntlich leben solche Frachtfuhrleute unterweges sehr gut, mit geringen Kosten, was daher kommt, daß die Wirthe, bei denen sie einkehren, auf ihren Vortheil der Stallfütterung der Pferde besonders rechnend, solchen und regelmäßig wiederkehrenden Gästen nur Geringes für eine obwohl gute und reichliche Kost abnehmen. Da ich nun durch die Fürsorge meines Schirrmeisters für seinen Genossen galt, so war auch mein Antheil an der Zeche äußerst billig. Ich erfreute mich außer dieser Wohlfeilheit auch mancher Annehmlichkeit, daß ich oft ohne besondere Anstrengung mit meinem Gesellschafter den Wagen einen Vorsprung abgewann, den ich dann zu ruhigerem und längerem Genusse einer Gegend, oder zum Umsehen in einer Stadt, wie Erfurt, Gotha, Fulda, Hanau mit dem Schlachtfelde, benutzen konnte. Da nun auch die Witterung günstig war, so hatte diese Fußreise überdieß einen äußerst vortheilhaften Einfluß auf meine schwankend gewordene Gesundheit, und mit neuer Lebenslust langte ich den zehnten Tag weniger ermüdet in der reichen Handelsstadt an, als ich im ersten Tage der Reise war. Nachdem ich die Nacht hier zugebracht und meine Kiste dem Wirth zur Beförderung nach . . . überlassen hatte, reiste ich frühe den andern Morgen, bei herrlichem Wetter, nach jenem mir so lieb gewordenen und werth gebliebenen Städtchen.

Ich überraschte meine Freunde durch meinen, ich darf sagen, angenehmen Besuch. Ich traf sie in gutem Wohlsein und voll alter freundschaftlicher Gesinnung gegen mich, den sie im Aeußern nicht vortheilhaft verändert fanden, da ich in diesem Jahre alt und mager geworden war. Bei C. hatte ich wieder meine Einkehr genommen, und zum Erstenmale

seit meinem Aufenthalte in Jena fand ich mich in Mitte dieser lieben, treuen Freunde und ihrer Kinder wieder so recht einheimisch. Von den wenigen Tagen, die ich unter ihnen verweilte, kann ich nur Angenehmes sagen. Mit Leidwesen bemerkte ich jedoch, daß die häusliche Lage E's sich verschlimmert hatte, und, was mir zu Ohren kam, ließ mich bald Unangenehmes für ihn befürchten. Viele Schulden lasteten auf ihm, und mehre ungestüme Gläubiger quälten ihn und seine gute Frau auf's Peinlichste. Seine Amtsverhältnisse hatten darunter ebenfalls Noth gelitten und viele Sorgen drückten sie auch in dieser Hinsicht nicht wenig. Mit schmerzlicher Theilnahme bemerkte und vernahm ich das Alles, und es trug dazu bei, meine trübe Stimmung bei meinem Scheiden von U. noch trüber zu machen. Diese erfolgte für mich zu frühe, da ich von Neuem geprüfte Freunde verlassen und mich fremden Menschen zuwenden mußte. Eine Retourgelegenheit nach Weilburg benutzend, fuhr ich von dort im Postwagen weiter nach Coblenz, wo ich Nachts um 11 Uhr den zweiten Tag anlangte. Da ich in dieser Stadt völlig unbekannt war, nie war ich noch bis zum Mittel- und Niederrhein gekommen, so geleitete mich der Conducteur auf meine Bitten in einen Gasthof. Da dieser gerade mit Fremden überfüllt war, so nahm mich der Eigner nur noch auf dringendes Ersuchen meines Geleitsmannes auf, versicherte jedoch, daß, da er kein einziges Zimmer frei habe, er mir nur für die Nacht das, einem Bonner Studenten verliehene, anweisen könne, und nur aus dem Grunde, daß dieser, der viel umherschwärme und manche Nacht ausbleibe, hoffentlich auch diesmal sich nicht einstellen werde, da es schon so spät sei. Demgemäß, ich hatte keine Wahl, nahm ich dies Zimmerchen ein und legte mich ohne Zögern zu Bette. Kaum im Begriffe einzuschlafen, störte mich schon ein lebhafter Wortwechsel, der sich im Gange vernehmen ließ, und dann bald in meinem

Schlafzimmer sich weiter entwickelte. Es war der Wirth, welcher dem Studenten die derben Vorwürfe, die er ihm machte, daß er sein Zimmer vergeben habe, mit noch härteren vergalt, indem er ihm sagte, dazu wegen seines öfteren Ausbleibens berechtigt zu sein, um so eher, da er schon vier Tage hier logire und speise, und noch nichts bezahlt habe; er möge nun zusehen, wie er, nur solle er nicht wagen, mich zu stören, sich behelfe; worauf sich der Wirth entfernte. Da ich ein Sopha im Zimmer bemerkte, so bat ich den Studenten, nachdem ich ihm meine Unschuld an seiner Verlegenheit dargethan hatte, sich auf jenem mit einem Theile meines Bettes ein Lager zu bereiten, so wäre uns beiden geholfen, und da ich ein alter Bursche sei, der eben von Jena komme, so würde er sich um so eher etwas gefallen lassen. Der junge Mann erwiederte mir sehr freundlich, daß er um meine Bekanntschaft willen schon gern ein Opfer bringen würde, wo die Sache an sich ohnehin die Mühe nicht lohne, allein der Wirth habe sich doch jedenfalls als ein Flegel benommen, der keinen Begriff von der Achtung habe, die ein Philister jederzeit einem braven Burschen schuldig sei. Er werde ihm seine Brutalität noch fühlbar machen. Während dieser Zornentladung streckte sich der junge Mann auf's Sopha, sich in seinen Mantel einhüllend, und ohne etwas anders von mir, als ein Kopfkissen anzunehmen, versank er augenblicklich in einen tiefen Schlaf, der auch mich sanft in seine Arme nahm. Den andern Morgen, als wir uns beide näher kennen lernten, belachten wir beim Frühstücke die Art unserer Bekanntschaft, und waren bald recht traulich zusammen. Da der Bonner Wagen erst 1½ Uhr abging, auf welchem ich meine Reise fortzusetzen gedachte, so hatte ich Muße genug, um Coblenz mit dem imponirenden Ehrenbreitstein zu beschauen, und der romantisch-schönen Lage Beider mich zu erfreuen. Endlich hatte ich zum Schlusse meiner Wanderungen, auf denen

mir mein neuer Bekannter zum Geleitsmann diente, und mir dieselben durch seine heitere Unterhaltung noch angenehmer machte, das Vergnügen, die erste preußische Parade in der Mittagsstunde zu sehen, welche außerordentlich viel Anziehendes für mich hatte.

In der Rheinstadt Bonn, dem Sitze einer blühenden Hochschule, verweilte ich nicht länger, als die zum Umspannen der Pferde nöthige Zeit; in Köln, der „heiligen Stadt", übernachtete ich, blieb darin den andern Morgen, um ein langgefühltes Bedürfniß, nach dem Umsehen in diesem uralten Sitze so vieler Denkmale der antiken Baukunst und Künste überhaupt, wenigstens einigermaßen befriedigen zu können. Es fiel mir unwillkührlich bei meinem Eintreffen in Köln ein, daß ich schon vor drei Jahren mir hierher einen Paß in Frankfurt hatte geben lassen. Nach wie vielen Wechselfällen und nach welcher Umreise gelangte ich endlich doch hierher und in's neue preußische Gebiet überhaupt! Ich wiederhole meinen früher schon gegebenen Spruch: „Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!" Den folgenden Abend befand ich mich in Düsseldorf, dem Freundlichen, verweilte auch hier einen halben Tag, der sich für mich zum ersten Mal — in Elberfeld schloß.

Aufenthalt in Elberfeld.

(Von 1822 — 1832.)

Kurz vor den Osterfeiertagen, wenn ich mich nicht irre auf Grünendonnerstag Abends, langte ich in Elberfeld an, und folgte einem Reisenden, den ich im Postwagen hatte kennen lernen, in den Gasthof zum Weidenhof. Herr Paul Wawer, der Inhaber desselben, empfing mich mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit, womit er mich sogleich gewann, und die mit vielen andern guten Eigenschaften zwischen uns auf lange Zeit ein angenehmes Verhältniß be-

gründete. Der Anfang davon war, daß ich meinen Mittagstisch bei ihm nahm.

Meine erste Sorge den folgenden Tag war, daß ich mich nach dem Büschler'schen Hause begab, um die Bekanntschaft des Mannes zu machen, dem ich mein Hiersein zu verdanken hatte, und bei dem ich eine feste und nährende Anstellung zu finden hoffte. Hr. Büschler befand sich augenblicklich auswärts in Geschäften in Bonn, wo ich ihn, wie angenehm wäre das für mich gewesen, bei der Durchreise hätte treffen, und dann in seiner Gesellschaft den Weg hierher beendigen können. Statt seiner wurde ich von Hr. Weise empfangen, ihm, dem Unentbehrlichen, dem Gewandten, dem immer Freundlichen und Zuvorkommenden! der nie widersprach, fleißig war und dabei dennoch jeden Besuchenden angenehm zu unterhalten wußte, voller Scherze und Spässe. Sein ostensibles Geschäft bei Hrn. B. war, seinen Buchhandel zu dirigiren, dem er mit großer Geschicklichkeit vorstand. Die Reisen in die Leipziger Messe, mit Regulirung der dortigen Angelegenheiten, besorgte er, wie alle andere sonstige tausenderlei Aufträge, stets zu Fuß und im Interesse seines Meisters, oft mit eigener Aufopferung. Hr. Weise, frühe Wittwer, hatte eine Tochter, noch beinahe im Kindesalter, welche mit den Büschlerschen Kindern erzogen wurde, wofür er zwar, so viel ich weiß, Kostgeld bezahlte, womit er jedoch nie die großen Verpflichtungen zu lösen vermochte, die er gegen Frau B. hatte, welche seinem Kinde eine zweite Mutter war. Er setzte mich in Kenntniß, daß Dr. Rauschnick, den ich in der Redaction der Allgemeinen Zeitung ersetzen sollte, dieser eigentlich noch drei Monate vorzustehen habe, da Hr. B. aber meiner ganz sicher habe sein wollen, dessen besonderes Zutrauen ich besitze, so hätte er vorgezogen, mich sogleich kommen zu lassen, und jenen mit Aufopferung des dreimonatlichen Gehaltes seiner Dienstleistungen zu entheben. W.

lachte mich aus, daß ich mich nicht noch länger unterweges bei meinen Freunden aufgehalten und die Anweisung B's auf augenblickliche Hierherkunft so wörtlich genommen habe, indem ich nach dem eben Erwähnten noch nicht dringend nothwendig gewesen. Ein wenig verdrießlich über meine nun als unnöthig befundenene Eile, ward ich bald eben so zufrieden damit, als Hr. Büschler den andern Abend ankam, und unverkennbare Freude über mein frühes Eintreffen zeigte. Die Zwischenzeit hatte ich indessen möglichst angenehm zugebracht. Nachdem ich einen Theil derselben zu einem Besuche bei Frau B. verwendet hatte, so erzeigte mir der älteste Sohn die Gefälligkeit, mich zu einer Predigt am Charfreitage in die lutherische Kirche zu begleiten, und dann den ganzen Nachmittag mich in die Umgegend und endlich nach Barmen zu führen, wo wir bis Abend im trefflichen Gasthofe des Hrn. Behrens uns in angenehmer Gesellschaft mit einander unterhielten.

Was der Sohn begonnen hatte, setzte der Vater in einer andern Weise fort. Kaum war mir das Vergnügen geworden, ihn nach seiner Rückkehr persönlich kennen zu lernen, so lebte ich auch bereits mit ihm auf dem Fuße alter, traulicher Bekanntschaft. Sein Empfang, eben so herzlich als artig, war geeignet, mich augenblicklich nach dem vorherrschenden, mir oft so schädlich gewordenen, Zug meines Charakters mit Zutrauen und Hingebung zu erfüllen. Hr. Büschler besaß im hohen Grade die Eigenschaft, Herzen zu gewinnen, wenn dies ihm anlag. Ein tüchtiger, speculativer Buchhändler, der von Unten an Alles durch sich selbst geschaffen hatte, ungemein thätig, einen aufgefaßten Zweck zu erreichen, war er durch seinen vieljährigen buchhändlerischen Verkehr und seine persönliche und briefliche Verbindungen mit gelehrten Männern, durch seine

ungemeine Belesenheit, endlich durch den schon lang begründeten Verlag der Allgemeinen Zeitung, deren Gang er stets mit einer an Aengstlichkeit gränzenden Aufmerksamkeit verfolgte, ein äußerst interessanter, und bei guter Laune ein liebenswürdiger Mann, voll ergötzlicher, gesunder Einfälle. Mochte er Jemand leiden, so kannte seine Gefälligkeit keine Grenzen, war er aber einmal gegen Jemand eingenommen, so konnte er auch seine Gunst auf rasche Weise entziehen. Seine Redacteure vor und nach mir, wie ich, haben deshalb auch wohl unangenehme Erfahrungen gemacht, keiner aber von Allen hatte wie ich, der länger, als irgend einer, in seinem Brode stand, solche im Widerspruch abwechselnde Proben von Güte und Strenge empfangen, keinem war die Liebe und keinem die Abneigung in dem Grade geworden, als mir. Thatsachen werden zeigen, ob ich wahr oder unwahr über Hr. B. urtheile.

Da ich einen eignen Abschnitt für meine literarische Thätigkeit, vorzugsweise die der Redaction gewidmete, bestimmt habe, so will ich mit der Beschreibung meiner Lebensweise und anderer damit allein in Beziehung stehender Thatsachen in Elberfeld beginnen, die ich zur Beurtheilung meiner Selbst nicht übergehen darf.

Herr B., nachdem unsere erste Bekanntschaft gemacht war, nahm mich sogleich in Beschlag, um mir im Fluge Alles zu sagen, was er glaubte mir über meine künftige Bestimmung in allen Bestandtheilen sagen zu müssen. Dann ergriff er mich beim Arme, durcheilte mit mir einen Theil der Stadt, regalirte mich mit einigen Erfrischungen in einem der Gesellschaftslokale, (er war Mitglied von drei Gesellschaften) und schloß endlich damit, mich in das Haus zu

führen, worin er mir ein Zimmer gemiethet hatte, das ich auch denselben Tag noch bezog. Den andern Morgen machte er mir das Vergnügen, mich in der von ihm den Herren Schönian und Dieze verkauften Sortiments-Buchhandlung nebst Leihbibliothek, einer der reichhaltigsten, die ich noch gesehen, einzuführen. Dieselbe befand sich damals noch in dem unteren Geschosse des Büschler'schen Hauses. An genannten beiden Herren, die mich äußerst höflich empfingen, lernte ich zwei liebenswürdige Männer kennen, geschmückt, jeder von ihnen in eigenthümlicher Weise, mit Kenntnissen und Eigenschaften der Art, daß man sogleich mit Achtung und Zutrauen für sie erfüllt wurde. — Nachmittags trank ich bei Hrn. B. den Kaffee in Gesellschaft des Dr. Rauschnick, den ich hier zum ersten Male sah. Fehlte diesem Manne im Aeußeren beinah Alles, was ihn anziehend machen konnte, so fand jedoch der Geist um so mehr Befriedigung bei ihm. Er ist als Historiker zu vortheilhaft bekannt, als daß er meiner deßfallsigen besondern Erwähnung bedürfe. Das nur erinnere ich hier, daß er, ohne ein Gelehrter von Schulaus zu sein, indem er besonders der Sprachkenntnisse ermangelte, und darum auch nie Geschichtsforscher, streng genommen, sein konnee, daß er, sage ich, ein ausgezeichneter Literat und braver, fleißiger Mann war. Das Zutrauen Hrn. B. hatte er bloß darum verloren, weil die Zeitung, die er seit nicht vollen zwei Jahren redigirte, viele Abonnenten seit dem Abgange des geistreichen Follen, der Rauschnicks Vorgänger war, verloren hatte, was er einer Gleichgültigkeit des Ersteren für die Redaction und einer Vorliebe für schriftstellerische Arbeiten beimaß. Rauschnick, der mich, obwohl sein Nachfolger, mit Freundlichkeit behandelte, äußerte sich später mit vielem Unmuthe über B's Benehmen gegen ihn, mit den Worten schließend: „Sie werden bald sehen, ob ich zu viel sage." Er hatte Recht, mir fehlte bald die Gelegenheit nicht,

darüber urtheilen zu können. Er irrte sich jedoch darin sehr, daß er mir, mit ein wenig zu viel Vorliebe für seine Fähigkeiten, eine noch kürzere Existenz in E. prophezeite, als die seinige. Allein es fand, ohne über jene zwischen uns eine Paralelle ziehen zu wollen, der Unterschied Statt, daß ich allen meinen Studien gerade die für eine Zeitungs-Redaction unentbehrliche Richtung gegeben, und mit einem unerschütterlichen Vorsatze die hiesige übernommen hatte, ihr meine Gesammtkraft zu widmen, mit steter Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse des Publikums, dabei aber stets zu berücksichtigen, daß trotz dieser Pflichterfüllung meine Existenz davon nicht allein, sondern nicht weniger von meinem Benehmen in gesellschaftlicher Hinsicht im Allgemeinen und zu dem Verleger der Zeitung in's Besondere abhing. In dieser Hinsicht hatte sich R. doch wohl manches vorzuwerfen, indem er zu viel an sich selber in finsterer Verschlossenheit hing, und das Umsichher zu wenig beachtete.

In meiner neuen Wohnung einmal eingerichtet, da meine renomirte Kiste nach 8 Tagen angelangt war, lebte ich auch wieder in alter Weise, ohne irgend eine Störung von der äußeren Lebhaftigkeit, die sich in hiesiger Stadt so viel kund that, d. h. im gelehrten Stillleben. Meine Zeit erhielt die mir zur Natur gewordene regelmäßige Eintheilung. Alle Muße, nach pünktlicher Abwartung meines Berufes, theilte ich zu einem täglichen Spaziergange von 1—2 Stunden in den reizenden Umgebungen Elberfelds, und Sonntags einem Besuche in irgend einem Orte auswärts zum Kaffee, und der Fortsetzung meiner Stndien. Abends ging ich selten in eine Gesellschaft, weil es mir dazu auch meistens an freier Zeit fehlte. Da ich meinen Mittagstisch vorläufig im Weidenhofe beibehielt, so bot mir dieser, neben seiner Güte an sich, viel Annehmlichkeit durch den

glücklichen Zufall einer anständigen Gesellschaft, worunter sich Männer, alle dem Kaufmannsstande angehörend, befanden, von liebenswürdigem Charakter und nicht unbedeutender Bildung. Die gewöhnlich sehr heitere Unterhaltung mit ihnen, lange die einzige, deren ich bei meiner beschränkten Zeit genießen konnte, so wie dann und wann mit Fremden aus weit geschiedenen Gegenden, bot mir eine wahre Erholung dar, und war für mich noch in der Hinsicht nützlich, Manches in Erfahrung zu bringen, was mich mit dem hiesigen Wesen und Treiben bekannt machte. Auch ward mir dadurch manche Mittheilung zum Besten der Zeitung. Leider erlaubten mir meine öconomische Umstände nicht länger, als bis zum Schlusse des ersten Jahres, den Tisch bei Hr. Waver fortzubehalten. Es fehlte mir an so Vielerlei, was ich bei dem Stande meiner Verhältnisse bedurfte, so daß ich, bei meinem verhältnißmäßig geringen Gehalte zu der hier herrschenden Theurung, sehr behutsam in meinen Ausgaben sein mußte, um auszukommen. Dabei fehlten mir viele literarische Hülfsmittel zu meiner Fortbildung, die ich nur durch Ankauf erlangen konnte, endlich, da ich nun auf eine gesicherte Einnahme rechnen konnte, mußte ich auch einmal daran denken, wenigstens etwas davon zur Unterstützung meiner Frau und Kinder zu verwenden. Alles das bewog mich, schon vor Ende des Jahres eine andere Wohnung in einer Bürgerfamilie zu nehmen wo ich zugleich meine Beköstigung um ein Billiges fand. Es war dies bei einer Wittwe. Ich mußte mich in Wahrheit bald wegen dieser Veränderung glücklich fühlen, denn Frau Schwarz, so hieß diese Wittwe, mit einer nicht mehr ganz jungen Tochter, behandelte mich so gut in jeder Hinsicht, daß ich mich bald ganz heimisch bei diesen guten Menschen fand. Es gefiel mir hier so sehr, daß ich während sieben Jahre ununterbrochen in ungestörter Zufriedenheit bei dieser Familie wohnte. Ich hätte

sicher auch später keine Aenderung vorgenommen, wenn der Tod nicht, da um jene Zeit die Tochter und kurze Zeit hernach auch die Mutter starb, mich dazu genöthigt hätte. Da ich in der ersten Zeit den Mittags- und Abendtisch bei der Frau Schwarz allein hatte, und mir diese Beschränkung nicht gefiel, so bemühte ich mich, einige Theilnehmer daran zu finden, was mir bald so gelang, daß ich schon mit dem Anfange des folgenden Jahres eine Gesellschaft von zwölf jungen Männern gebildet hatte, die meiner Erwartung bestmöglichst entsprach.

Ob ich gleich während meines langen Aufenthaltes, und noch mehr wegen der Art meines Berufes, in Elberfeld und Umgegend eine Masse Bekanntschaften machte, so befanden sich darunter doch nur wenige Männer, mit denen ich eines traulichen Umganges mich erfreute. Einer derselben unter den Einheimischen war der Oberbürgermeister Brüning, Ritter mehrer Orden. Dieser einnehmende, gebildete Mann, ausgezeichnet durch die großen Verdienste, die er sich um seine Vaterstadt erwarb, würdigte mich seines vertrauten Umganges. Wie manche Stunden verplauderte ich mit ihm, der stets heiter war, auf's Angenehmste, bald bei einer Tasse Kaffee in seinem Hause, bald auf einem Gange auswärts. Auch in Unterstützung bei wesentlichen Fällen, welche er mir auf Ansuchen nie verweigerte, habe ich ihm viel zu verdanken. Seiner mir oft bewiesenen äußeren Auszeichnungen muß ich nicht minder erwähnen, da sie einen vortheilhaften Einfluß auf die Annehmlichkeiten meines gesellschaftlichen Lebens übten.

Der gemeinschaftliche Mittagstisch erwarb mir einige Freunde, darunter vor Allen dich, meinen lieben Brandes!

Brandes, Doctor der Philosophie, aus Salzufeln im Fürstenthum Lippe, im Jahre 1823 als Oberlehrer am Gymnasium zu Elberfeld angestellt, aß einigemal Mittags mit uns zur Probe, wo ich,

ohne ihn früher gekannt zu haben, mich beim ersten Anblicke, theils durch sein bescheidenes, anspruchloses Benehmen, theils durch Erinnerungen an Jena, wo er einen Theil seiner Studien gemacht hatte, denen er eine wahrhaft gelehrte Bildung, besonders in der Philologie und alten und mittleren Geographie verdankte, angezogen fühlte.

Da ich die Bekanntschaft mit Brandes fortsetzte, so gewann dieselbe stündlich an Innigkeit, und obwohl ich viel älter als er war, so ging jene in wenigen Wochen schon in die herzlichste Liebe und Freundschaft über, welche nur bei zwei gleichgestimmten Seelen und in Bildung einander nahestehenden Geistern möglich ist. Unsere Freundschaft, auf dieser und reinen sittlichen Grundlage beruhend, war darum eine wahre und ewige, und durch keine Veränderung der Verhältnisse zu erschütternde. Wir sahen uns täglich, und würden uns stündlich gesehen haben, wenn es hätte sein können. Um dies Zusammensein zu erleichtern, gab Brandes mir zu Liebe seinen Mittagstisch bald auf und theilte den meinigen, als ich ihn bei Frau Schwarz genommen hatte. Da wir zwei allein speisten und ich die Wohnung im Hause hatte, so ward uns nun der volle, ungestörte Genuß freundschaftlicher Mittheilungen und gemeinschaftlicher Genüsse auf Spaziergängen, oder in einem auswärtigen Einkehr bei einer Tasse Kaffee. Wie viel Schönes, Erheiterndes erwuchs uns aus dem Allen, wie viel lernte einer von dem andern, und was würde uns erst noch für weitere Freude geworden sein, wenn nicht unser Zusammenleben eine so plötzliche, leider! höchst tragische und frühe Trennung erlitten hätte!

Da ich meines Freundes Brandes nach langen Jahren wieder in dieser Geschichte gedenken werde, so breche ich hier in Bezug auf ihn ab, und gehe zu einem anderen Freunde über, den ich durch ihn kennen und lieben lernte. Es war dieß ein junger Arzt Dr. Petsch, der, ein Universitäts-Genosse Brandes,

als Gehülfe des Medicinalraths Dr. von Guerard eine Anstellung in E. hatte. Dieser bejahrte und um seine Mitbürger hochverdiente Arzt, war seit einer langen Reihe von Jahren blind, da er deßhalb jedoch seine Praxis nicht aufgeben wollte und sich fortan eines großen Zutrauens erfreute, so hielt er sich immer einen Medicinal-Gehülfen, der seine Studien beendigt hatte. Diese Stellung war für Petsch um so angenehmer, als er bald mit einer der Töchter des Medicinalraths in ein trauliches Verhältniß kam, das in eine beiderseitige zärtliche Neigung überging.

Petsch wurde uns bald entrissen. Weil er die Absicht hatte, sein Endexamen in Berlin zu bestehen, und sich in der Königsstadt selbst, in deren Nähe er geboren wor, als prakticirenden Arzt niederzulassen, so hatte er ein Engagement nur auf kurze Zeit bei Hrn. v. Guerard eingegangen, so daß er schon mit dem Beginnen des Winters uns verließ.

Vorher schon war auch Becher, dessen ich als meines Lehrers im Englischen in Jena erwähnte, nach Beendigung seiner Studien in Elberfeld angekommen, wohin sein Vater, ein höchst geachteter Geschäftsmann, als Vicedirector der neu errichteten Rheinisch-Westindischen Kompagnie berufen worden.

Bald nachher, als ich meinen trefflichen Brandes verloren hatte, wurde mir seine Stelle bei Tisch durch einen würdigen jungen Mann ersetzt. Er nannte sich Moritz Thieme und stand in dem Rufe eines beliebten Dichters und Jugendschriftstellers, jetzt Buchhändler in Hagen, Verleger eines gemeinnützigen Blattes und Familienvater. Dieser treffliche Mann hat mir bei aller Veränderung unserer Verhältnisse ein wohlwollenes Herz bewahret.

Ich könnte noch einer nicht unbedeutenden Zahl Männer erwähnen, deren Bekanntschaft mehr als eine gewöhnliche Convenienz war, deren Andenken

mir noch immer theuer ist, wenn ich nicht befürchten müßte, zu weitläufig zu werden.

Nachdem ich pflichtschuldigst und von Herzen gern meiner in Elberfeld erworbener Freunde gedacht habe, gehe ich zur Skizze meines geselligen und literarischen Lebens über.

Der öftere Besuch in der Büschler'schen Familie nimmt eine der ersten Stellen darin ein. Da dieselbe aus drei Söhnen und drei Töchtern bestand, worunter eine Tochter und zwei Söhne schon erwachsen waren, und die Eltern viel Neigung zu gesellschaftlicher Unterhaltung im häuslichen Zirkel hatten, auch ihren Kindern, ohne zu sparen, eine gesellschaftliche Bildung zu geben bemüht waren, so fehlte es nicht an angenehmer Zerstreuung, besonders in den Abendstunden, vorzüglich des Sonntags, wo sich Freunde, alte und junge, im Hause einfanden. Da alle Kinder viel Talent für Musik und Gesang und die erwachsenen darunter sogar große Fortschritte darin gemacht hatten, so war auch Musik auf dem Forte-Piano, deren ein vortreffliches sich vorfand, und begleitender Gesang ein Gegenstand angenehmer Unterhaltung. Obwohl der Vater derselben selten beiwohnte, so fehlte doch die Mutter, eine sehr achtungswerthe, freundliche Frau, nie dabei. Einen Theil der schönsten Stunden meines hiesigen Lebens verbrachte ich in diesem mir sehr werth gewordenen Zirkel zu, den ich überdieß nie besuchte, ohne von allen Gliedern mit liebevoller Auszeichnung aufgenommen worden zu sein. Die jüngeren Mädchen, liebliche Geschöpfe, hingen sehr an mir, und machten mir nicht wenig Freude. Zu ihnen rechne ich auch die Tochter des Hrn. Weise, mit jenen von gleichem Alter, und, wie ich schon erwähnte, mit ihnen erzogen, welche ein besonders sanftes, einnehmendes Kind war. Dieses angenehme Verhältniß, das mehre Jahre keine Aenderung erlitt, gestaltete sich endlich mit dem Aufwachsen der Büschler'schen Kinder ziem-

lich anders und nicht vortheilhaft für mich. Die Söhne fingen an sich zu fühlen, und die Zeitung, deren Redaction ich früher ziemlich selbstständig vorstand, ward ein Gegenstand ihrer oft unangenehmen Aufmerksamkeit für mich. Die Einsicht und Erfahrung traten in den Hintergrund, und da, wo ich sonst mit Hrn. B. allein darüber zu Rathe ging, sollte ich nun mit steter Berücksichtigung der Ansichten der Söhne verfahren, die, da ich ihnen darum nicht selten auswich, sich mir entfremdeten und mir Stolz und Eigensinn Schuld gaben. So geschah es als natürliche Folge, daß ich mit der Zeit immer mehr mich von der Familie ferne hielt, ohne mit irgend einem Gliede in Verdruß zu leben. Auch meine trauliche Verbindung mit den Eltern litt dadurch Noth, weil sie mich allmählig als einen nicht so nahestehenden Fremden ansahen, den sie doch früher mit dem vollkommensten Vertrauen beehrten. Diese allmählig zunehmende Kälte übte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Gang meiner Bestimmung, wie sie nach und nach eine andere Richtung erhielt.

In anderen Familien in Elberfeld hatte ich nie Eingang gesucht, da ich im Hause selbst, wo ich wohnte, in ununterbrochener Einigkeit eine oder die andere Musenstunde angenehm verplaudern konnte. Die Verbindung meines Freundes Petsch mit einer Tochter des Medicinalraths v. Guerard brachte mich jedoch durch die unglückliche, viele Jahre anhaltende Gefangenschaft dieses ihres Geliebten in ein Verhältniß, das mich, neben den andern Gliedern dieser Familie, wie dem guten Menschen und geachteten Arzte Dr. von Guerard, Sohne und ihr vorzüglich nahe brachte. Petsch, dessen Zutrauen ich mich erfreute, fand eine Beruhigung darin, wenn ich seine Mina manchmal besuchte. Ich konnte nicht oft genug kommen, wo sie mich stets mit einer wahrhaft schwesterlichen Zuneigung aufnahm und mir

ihr schönes treues Gemüth bis ins Innerste erschloß. Höchst dankbar für kleine Dienstleistungen, ließ sie keine Gelegenheit vorbeigehen, mir durch eine Arbeit ihrer Hände, irgend eine Stickerei oder sonst ein Geschenk, ein Gedicht, Zeichnung u. s. w., an Fest- oder Geburtstagen eine Freude zu machen.

Erst nach fünf Jahren fand die Vermählung zwischen ihnen Statt, der ich als geehrter und erster Zeuge beiwohnte, (der Vater war in der Zwischenzeit gestorben) und an demselben Tage noch entzogen sich die Werthen meinen Umarmungen zur Reise an ihren Bestimmungsort. Petsch lebt seitdem schon viele Jahre als geachteter Arzt in Berlin, glücklicher Gatte und Vater mehrer Kinder mit seiner Mina.*)

Sieben Jahre wohnte ich nun bereits in Elberfeld unter Gefühlen und Begebnissen mancherlei Art, deren ich mehre besprochen habe, ohne noch bis jetzt mit einem Worte meiner Familie in der alten Heimath gedacht zu haben. Die Schmerzen der Trennung von ihr waren wohl durch die Länge der Zeit im Allgemeinen milder geworden, allein wie viele Stunden hatte ich, wo bald diese bald jene mir während deß gewordene Mittheilung sie auf den höchsten Grad steigerte, wo der Gedanke an eine Wiedervereinigung immer mehr in Hoffnungslosigkeit überging und ich noch so wenig Mittel erwerben konnte, um Frau und Kinder zu unterstützen oder Schulden zu bezahlen. Doch der Himmel erbarmte sich Unsrer durch seinen Beistand, als ich immer noch keinen zu leisten vermochte, oder doch nur einen verhältnißmäßig geringen.

*) Nachdem dies niedergeschrieben war, vernahm ich, daß diese treffliche Frau leider schon vor zwei Jahren gestorben ist.

Meine beiden ältesten Töchter, die sich bei K. befanden, waren indessen von Kindern, wie ich sie verlassen hatte, zu Jungfrauen herangewachsen. Sie hatten die erste — treffliche — Erziehung bei ihrer edlen Tante in Häuslichkeit und Zucht erhalten, und dann sogar in einer auswärtigen Erziehungsanstalt viel an äußerer Bildung gewonnen. Sie trafen beide das gute Loos durch eine angemessene Verheirathung. Ihrer Mutter sandte ich seit sechs Jahren eine jährliche Unterstützung von etwa 100 Thlrn., womit sie also im frühern und jetzigen Verhältnisse zu leben hatte. Leider waren aber diese Gelder nicht einmal die einzigen, welche mir hier entzogen wurden, auch nach . . . mußte ich theils die von E. empfangene Vorlage in Jena, theils das an E., der sehr bedürftig war, schuldige Kostgeld bezahlen, was nicht unbedeutenden Betrages war. So wird man leicht begreifen, fügt man dann noch bei, daß ich viel, vielleicht zu viel für Bücher verwandte, wie ich bei meiner, jedermann bekannten einfachen Lebensweise, schon in den ersten Jahren bei Hrn. B., da ich sonst keine Schulden machte, in eine große Vorlage auf meinen Gehalt gekommen war, deren ich mich selbst dann nicht, als ich durch Schriftstellerei viel verdiente, entladen konnte, weil immer neue Quälereien jener Art und vermehrte Bücheracquisitionen, deren ich dazu bedurfte, beim Mangel einer öffentlichen Bibliothek, meine vermehrten Einkünfte wegfraßen.

Da ich meines alten Freundes und Wohlthäters E. wieder, mit Bezugnahme auf seine bedürftige Lage erwähnte, so ist hier der Ort, desselben weiter in schmerzlicher Erinnerung zu gedenken, welche zu gleicher Zeit einen interessanten Beleg für das oft überraschende Walten des Schicksals abgibt und zur Lehre dient, daß man bei der einem noch so armen, selbst aufgegebenen Bedrängten nie vergessen sollte, daß sein Geschick sich ändern und er noch in den Fall kommen könnte, Aehnliches dem nun selbst nothlei-

denden früheren Geber zu leisten. Ein solches auffallendes Ergebniß trat zwischen C. und mir ein, in einer nur zu unglücklichen Weise für den ersteren, die nicht wenig geeignet war, mir auf Jahre hinaus mein Herz schmerzlich zu berühren.

Daß auch dieser Freund einer trüben Zukunft entgegen sah, befürchtete ich schon bei meinem Aufenthalte in . . . ., wie ich darüber denn bereits mich weiter oben äußerte, aber nie hätte ich gedacht, daß ihn das Geschick noch härter als mich erfassen würde. Schon in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in E., vorzüglich 1823, war ich durch E. in Kenntniß gesetzt worden, daß C. stark von seinen Gläubigern gedrängt werde, so daß ich, wenn es nur irgend anginge, ihm die frühere Unterstützung ersetzen solle, nur seine dringende Noth ließe ihn hieran denken. Dies veranlaßte mich, ihn in Stückzahlungen in jener Zeit schon zu befriedigen. Diese Schulden mochten auch die Veranlassung sein, daß er nach . . . versetzt worden. Allein er entzog sich dadurch weiterer Verfolgungen nicht, man nahm ihm seine letzte Habe, und — seine gute Frau starb in den Wochen! Mit Hinterlassung von fünf Kindern mußte der Arme sie in's Grab versenken sehen. Das war aber für ihn nur der Anfang weiterer noch härterer Leiden. Bald erfuhr ich folgende traurige Thatsache. C. stand vor der Zeit seiner Versetzung nach . . . als Criminalrichter in . . . ., in welchen Amtsverrichtungen sich ein College mit ihm theilte, während eine Kasse zur Bestreitung der Auslagen bei peinlichen Untersuchungsfällen seiner alleinigen Verantwortlichkeit anvertraut war. In seinem blinden Vertrauen auf die Rechtlichkeit Jenes überließ er ihm ohne Weiteres die Kasse, ohne sich noch bei seinem Abzuge um eine Ablage der Rechnung zu bekümmern. Es dauerte leider nicht lange, so erfuhr er zu seinem Schrecken, daß eine bedeutende Summe jener Gelder durch seinen Amtsgehülfen zu andern Zwecken ver-

wendet, in der Kasse fehlten, für deren Erstattung sich sein Nachfolger an ihn, den dafür Verantwortlichen, und nicht an Jenen, hielt. Da er nun für diesen Ersatz keine Sicherheit geben konnte, auch der Meinung war, nicht dazu gerichtlich angehalten werden zu können, so kam die Sache zur Untersuchung. Diese begann damit, daß C. in Ruhestand, jedoch mit Pension gesetzt wurde, von welcher ihm auch einige Monate ausbezahlt wurden. Den 11. März 1827 schrieb mir darüber C. unter Anderm Folgendes: „Gebe nur der Himmel seinen Segen, daß die Entscheidung der Untersuchung, die in einigen Tagen erfolgen soll, nicht ungünstig für mich ausfalle. Tag und Nacht bitte ich desfalls den allmächtigen Gott, und hoffe im Vertrauen seiner Vatergüte das Beste. Die Sage im Publikum ist indessen für mich und meinen Unglückskameraden nicht günstig. Von Armuth und Schande hoffnungslos niedergebeugt zu werden, nein, das wäre nicht zu ertragen! Könntest du nur manchmal eine Viertelstunde bei mir sein, wie wohl würde es mir thun, mich an der Theilnahme eines Freundes trösten zu können!" u. s. w. Schon den 28. Juni darauf berichtete mir der bedauernswerthe Freund Folgendes: „Endlich ist der langbefürchtete, letzte, aber auch entsetzliche Schlag geschehen. Wir sind des Amtes entsetzt, mein College kommt sogar ein Jahr auf die Festung. Ich bin beruhigt bei Dem, was meine innere Stimme spricht, habe mich auch noch nicht ergeben, indem ich das Rechtsmittel weiterer Vertheidigung eingelegt habe; indessen macht es mir die größte Sorge: wie meinen Kindern vorstehen!" u. s. w. Im Laufe eines ganzen Jahres erhielt ich kein Schreiben von C., auf indirectem Wege vernahm ich jedoch, daß er in Verfolge der weiteren, von ihm angewandten Rechtsmittel keine Aenderung in seinem Geschick erfahren habe. Den 8. Decbr. 1828 erhielt ich nachstehende Zeilen von ihm:

Ich befinde mich mit meiner Familie in einer so verzweifelten Lage, daß ich — so schwer es mir auch wird — nicht umhin kann, dich, wenn es deine Umstände erlauben, um eine Beisteuer zu bitten u. s. w.

Ich schickte ihm auf der Stelle, mit einem Trostschreiben, 1½ Louisd'or.

Im Juli 1829, bis welchen Zeitpunkt wieder unser Briefwechsel in Stocken gerathen war, wurde mir ein Billet eines Fremden eingehändigt, der im Gasthofe zum Könige von Holland eingekehrt war. Es war von C., der Fremde war — er selber, und augenblicklich von mir berufen, lag der unglückliche Freund in meinen Armen, im Aeußeren ganz elend und gealtert, in einem abgetragenen Rocke, der seine Armuth kund that. Er war gekommen, um in seiner ganz hülflosen Lage bei mir Trost und Beistand und wo möglich durch meine Vermittlung irgend eine Privatanstellung zu finden.

So sehr mich nun die Erzählung seiner Leiden ergriff, und so viele Verbindlichkeiten mir gegen ihn von alter Zeit am Herzen lagen, so schwach fühlte ich mich gerade damals, wo ich selbst bitter mit Schulden zu kämpfen hatte, ihm nach seinem Bedürfnisse helfen zu können. Nachdem ich für nöthig gefunden hatte, ihn mit meiner eignen beschränkten Lage bekannt zu machen, so wollte ich ihn darum keinesweges ohne augenblickliche Hülfe lassen. Vorläufig kleidete ich ihn, wie man sagt, von Kopf bis zu den Füßen in einen schwarzen Frack mit Weste und Hose, gab ihm einiges Weißzeug, einen Hut und eine Pfeife mit Tabak und etwas Taschengeld. Dann, um Zeit zu gewinnen, während welcher ich ruhig für sein etwaiges Unterkommen Sorge tragen könnte, führte ich ihn zu einem bekannten Speisewirthe, Kortenhaus, der ihn auf einen Monat in Kost und Wohnung nahm. Schon des folgenden Tages begab ich mich mit ihm zum Oberbürgermeister Brüning, vor dem er nun anständig erscheinen konnte, erzählte die-

sem seine Leidensgeschichte, mit der Schlußbitte, ihm wo möglich, in seiner Kanzlei Beschäftigung zu geben. Brüning, unverkennbar gerührt, machte einige Hoffnung dazu, die er jedoch nach wenigen Tagen widerrief, dagegen einen Friedrichsd'or zu C's Unterstützung übersandte. Mehre Versuche, die ich weiter, wie bei einem Gerichtsvollzieher machte, blieben ebenfalls ohne Erfolg, oder waren so in's Weite hinausgeschoben, daß man auf Entscheidung nicht warten konnte. Der erste Monat verstrich, und C. fand nirgends eine Anstellung, woran viel lag, daß seine schlechte Handschrift ihn nicht zum Besten empfahl. Was nun? Meine Umstände erlaubten mir durchaus nicht, ihn auf meine Kosten länger hier zu behalten — dennoch ging ich schon mit dem Gedanken um, seinen Aufenthalt um einen Monat zu verlängern, da entschied er sich von selbst zur Abreise, auf die Bitte sich beschränkend, ihm noch einiges Geld auszuwirken, dessen er sich bei seiner Rückkehr in seiner Noth bedienen könne, weil der empfangene Friedrichsd'or zur Bestreitung seiner Reisekosten ausreiche. Da ich selber ganz ohne Geld war, so ließ ich mir von Hrn. B. eine Anweisung von 15 Thlrn. nach Frankfurt geben, die C. bei seiner Rückkehr wirklich empfing. Auch gab ich noch eine Empfehlung an einen Freund nach Solingen (Hrn. Abr. von der Aue) mit, wo er einen Tag, gastfreundlich behandelt, verweilte.

So schieden wir denn wieder von einander unter freiem Himmel auf der Landstraße, wo ich ihn zwei Stunden weit begleitet hatte, unter schmerzlichen Thränen, um — uns hienieden nicht mehr zu sehen. —

Seit dieser unserer Trennung erhielt ich noch zwei Schreiben von ihm, eines d. d. 30. April 1830, worin er mir anzeigte, daß er unter tausend Sorgen bisher theils in Darmstadt, theils in Wiesbaden gelebt habe, und daß seine Kinder, obwohl zerstreut

und unversorgt, doch gut untergebracht wären; ein anderes im Frühjahr 1832, das die überraschende Mittheilung enthielt, „er stehe im Begriff, mit seinen beiden ältesten Söhnen, wovon der eine Unteroffizier im nassauischen Kriegsdienste gewesen, der andere Buchdrucker war — nach Amerika sich einzuschiffen.“

Um die traurige Biographie C's zum Ziele zu führen, bedarf ich nur noch des Wenigen, was mir darüber indirect zukam.

C. hatte wirklich mittelst Beisteuer der Kosten, die er durch Unterzeichnung aufbrachte, im Sommer 1832 seinen Plan der Einschiffung nach den Nordamerikanischen Staaten, in Begleitung erwähnter zwei Söhne, ausgeführt. Während der Fahrt mit einem derselben erkrankt, erlebte er noch den Schmerz, diesen als Leiche ins Meer versenken zu sehen; er selbst starb ebenfalls auf amerikanischem Boden, einige Tage nach der Ausschiffung, in den Armen seines in dem fremden Welttheile nun allein zurückgelassenen andern Sohnes. Ruhe der Asche des ihrer so sehr bedürftigen Vaters! Heil dem Sohne zu einer glücklichen Zukunft! —

Eine besondere Gunst machte mich zu einem freien Mitgliede der Gesellschaft Museum, jetzt Casino. Diese Gesellschaft hatte nämlich, um ihrem Namen zu entsprechen, den Grund zu einem eigentlichen Museum durch Erwerbung einer Sammlung von Natur- und Kunstgegenständen, neben einer Bibliothek gelegt, der sich ein wohlassortirtes Lesecabinet anschloß. Diese Gegenstände bot mir zur Aufsicht das Verwaltungs-Comité gegen eine freie Eintrittscharte an, mit der besonderen Verbindlichkeit, jede Woche einige Stunden im Lesecabinette denen meine Dienste zu widmen, die von einem oder dem andern Artikel der Bibliothek Gebrauch machen wollten. Für diese geringe

Last hatte ich das Vergnügen, als Ehrenmitglied der ersten Gesellschaft Elberfeld's anzugehören, und mich des Genusses aller literarischen Gegenstände gratis zu erfreuen.

Ueberrascht wurde ich den 16. Juli 1829 durch meine Berufung als Geschworner zu den Assisen in Düsseldorf. Ich mußte diese als eine ehrenvolle Auszeichnung ansehen, da ich sie keinem der materiellen Berücksichtigungen zuzuschreiben hatte, wie die vermögenden angesessenen Bürger.

Mit Uebergehung einer Erzählung der uns bei den Assisen zur Entscheidung vorgekommenen, zum Theil wichtigen und verwickelten Criminal-Fälle, bemerke ich nur, daß in zwölf Sitzungen, denen ich beiwohnte, das Loos mich nicht weniger als in sechs derselben zum Vorsitze in den Berathungen berief, und dabei sogar zwei und dreimal hinter einander. Richter wie Geschworne konnten über diesen Zufall ihre Verwunderung nicht bergen, und in den letzten Tagen unserer Versammlung, wenn die Urne mit den Loosen gefüllt war, nannte man schon leise meinen Namen für die erste Nummer, ehe sie noch gezogen war. Beinahe vierzehn Tage hatte ich größtentheils in dieser Weise im Justizsaale zugebracht.

Meine literarischen Beschäftigungen.

In gewohnter alter Weise widmete ich mich mit nicht weniger regem Eifer, als in . . . und Jena, auch in Elberfeld dem wissenschaftlichen Studium, das die frühere Richtung so ziemlich beibehielt; doch verwandte ich die meiste Zeit auf die Staatswissenschaften und die Geschichte. Vor meinem Ausgange, der regelmäßig Morgens neun Uhr in die Redaction

Statt fand, hatte ich schon, Sommers wie Winters, drei Stunden irgend einer literarischen Arbeit gewidmet. „Die Morgenstunde hat Gold im Munde," hat sich auch bei mir stets heilsam erprobt. Nach Tische, bis drei Uhr, trieb ich mich in den reizenden Umgebungen des Wupperthales umher, sah bei der Rückkehr in der Redaction die mit der Mittagspost angekommenen Novitäten nach und nahm diejenigen der französischen und englischen Blätter mit, welche ich zu meiner Belehrung für eine genauere Lectüre bestimmte. Bei dieser trank ich, gewöhnlich bis vier Uhr, meinen Kaffee, nahm Notizen, um diesen oder einen anderen Tag für die Zeitung Gebrauch davon zu machen. Nöthigte mich nichts Wichtiges für diese zu einem Ausgange, denn die Novitäten der Abendpost wurden mir zur Ansicht in meine Wohnung gebracht, so lag ich ferner meinem Studium bis Abends sieben Uhr ob, der Stunde, die mich gewöhnlich zur Correctur der Zeitung in die Redaction rief. In den spätern Abendstunden, die ich meist im Wohnzimmer der Hausgenossen, (selten in einem Wirthshause) zubrachte, ertheilte ich einige Zeit zwei jungen Leuten Unterricht im Französischen und Englischen, oder ich revidirte bis 11 Uhr irgend eine Arbeit.

So lebte ich ein Jahr durch das andere in gleicher Weise, gesund am Geist und Körper. Daß diese Angabe nicht auf leeren Worten beruht, bezeugen die nachstehenden Werke und kleineren Schriften, die ich während sieben Jahre in Elberfeld zum Druck beförderte, und wovon die, welche der Landesgeschichte angehören, dem Sachkundigen selbstredende Beweise eines, ich darf und muß es sagen, anhaltenden und aufmerksamen Fleißes sind, um so eher, wenn man dabei nie übersieht, welche Stunden noch als Hauptsache meine Redaction der Zeitung erheischte. Es bedarf keiner Erinnerung, daß ich, als ich einmal mit der Schriftstellerei begonnen hatte, von der oben, als für das Studium

angegebenen Zeit, allmählig zu jener abgelenkt wurde, das übrigens, wie es sich von selbst versteht, darin immer neue stärkende Nahrung fand. Trotz dem Allen hatte ich aus der schönen Bücher-Sammlung des Hrn. Schönian und aus meinem eignen Vorrathe, der allmählig selbst bedeutend, ja weit über meine pecuniairen Kräfte hinaus angewachsen war, die Hauptclassiker im Italienischen, Spanischen und Englischen nicht bloß gelesen, sondern theilweise studirt, und keine der neueren und neuesten Erscheinungen im Gebiete der Wissenschaften, mit Ausnahme der schöngeistigen, blieben mir fremd, sondern die im historischen Fache wurden von mir vortheilhaft benutzt.

Ich gehe nun zu der Angabe, Art der Entstehung und Beurtheilung, fremde und eigne, meiner Schriften über.

Abgesehen von keiner geringen Zahl literarischer Anzeigen, Empfehlungen, Beurtheilungen, politischen und anderen Aufsätzen, die ich für die Allg. Zeitung, den Rhein.-Westphälischen Anzeiger und Hermann u. a. m., vorzüglich in den ersten Jahren meiner Anstellung in Elberfeld, lieferte, verfaßte ich folgende kleinere Schriften:

1822. Von dem Aufstande der christlichen Nationen in der europäischen Türkei u. s. w. Frei nach dem Französischen des Emil Gaudin.

Dieses 116 Seiten enthaltene, bei Heinrich Büschler erschienene Werkchen, ist eins der ersteren und besseren, die in Unzahl über das neuere Griechenland und während des griechischen Aufstandes erschienen sind. Sein historisch-politischer Inhalt umfaßt alle Provinzen des türkischen Reichs, und verbreitet sich zugleich über die muthmaßlichen Resultate jenes Aufstandes und seinen wahrscheinlichen Einfluß auf die Interessen Europa's.

1824. Darstellung der während der Monate Oktober und November des Jahres 1824 durch die ungewöhnlichen Wasserfluthen in u. s. w. verursachten Verheerungen und Unglücksfälle. 52 S. Bei Büschler.

Ich würde dieses kleinen Schriftchens nicht erwähnen, wenn es nicht ein unverhältnißmäßiges Resultat für die Wasserbeschädigten gehabt hätte. Aus diesem Grunde soll es sogar hier eine nähere Mittheilung, als irgend eine andere meiner Arbeiten, finden.

Wem ist nicht noch in Süddeutschland, wie in den Niederrhein-Gegenden, das große Unglück in Erinnerung, welches im Herbste 1824 die unerhörten Wasserfluthen in jenen Ländern anrichteten? Zu gleicher Zeit wird man dabei aber auch der außerordentlichen Anstrengungen gedenken, welche zur Milderung der ersten großen Noth der dortigen Bewohner geschahen. Der Elberfelder Hülfsverein hatte gleich Anfangs, nicht einbegriffen die bedeutenden Geschenke an Weißzeug, rohen Stoffen und Kleidungsstücken, 4362 Thlr. eingenommen. Da ich für meine Person, obwohl von der lebhaftesten Theilnahme für dies Elend erfüllt, nur wenig an Pecuniairem hätte thun können, so gedachte ich ein günstigeres Resultat durch meine Feder, die ohnehin in öffentlichen Aufforderungen dafür nicht müßig war, zu erzielen — und so entstand jene Darstellung, die Hr. Büschler auf meine Bitte umsonst druckte. Die 2000 Exemplare starke Auflage sandten wir augenblicklich dem Hülfsvereine zum Besten der Wasserbeschädigten ein, und wurde dafür die bedeutende Summe von 451 Thlr. 5 Sgr. 8 Pf. erlöst!! Der Central-Hülfsverein in Düsseldorf äußerte sich in einem Schreiben, d. d. 20. Decbr. 1824, über diese Sendung in den schmeichelhaftesten Danksagungen, und sprach die Hoffnung aus, „daß diese Gabe um so mehr erfreue, als der interessante Inhalt des

Werkchens viele Käufer finden lassen werde.“ In einem zweiten Schreiben vom 14. Juli 1825 wurde die reichliche Erfüllung dieser Hoffnung, mit der Anzeige des oben bemerkten Reinertrages gemeldet, und Hr. B. und mir neben den, in den ehrenvollsten Ausdrücken erneuerten Dankbezeigungen, jedem ein Exemplar der über die verheerten Gegenden aufgenommenen Charte zum Andenken eingehändigt.

1825. den 17. Mai trat ich mit dem Buchhändler Voigt in Ilmenau in Verbindung als Mitarbeiter seines Necrologs der Deutschen. Ich lieferte ihm folgende Beiträge zu dem Necrolog von 1825:

S. 886. Das Leben Andreas Georg Friedrich von Rebmann, gest. 1824 als Präsident des Appellat.-Gerichts zu Zweibrücken u. s. w.

Diese Biographie gelang mir so gut, daß sie von Recensenten für die gediegenste im ganzen Jahrgange erklärt wurde. Sie war auf persönliche, genaue Bekanntschaft des ausgezeichneten Verstorbenen gegründet. Daß mir das Loos ward, das Leben Rebmanns zu beschreiben, bildet ein Ereigniß in dem meinigen. Um dies begreiflich zu befinden, bedarf es nur der einfachen Bemerkung, daß dieser Mann es war, obgleich nicht mein Richter, dessen unabhängiger Stellung oder vielmehr dessen unabhängigem Charakter ich den siegreichen Ausgang meines betrübenden Prozesses (Erste Abtheilung der Selbstbiographie) vorzüglich zu verdanken hatte. Er kannte mich wohl, um zu wissen, wie weit ich gefehlt hatte, er kannte aber auch wohl, welche geheime Motive die ersten Richter zu so gräulicher Verleugnung ihrer wichtigen Amtspflicht verleitet hatten. Darum weil gerade die geheimen Einflüsterungen wegen seiner Charakterstärke eine entgegegesetzte als die beabsichtigte Wirkung hervorbrachten, drang er durch alle, durch Verletzung der Formen von mir selbst bewirkten Hindernisse durch, und — konnte er mein Geschick nicht mehr ändern, so rettete er

doch meine Ehre! Wer hätte damals gedacht, daß ich sechs Jahre später, in neu geschaffenen Verhältnissen, sein Biograph werden würde? Aus diesem Grunde nannte ich diese literarische Arbeit ein Ereigniß in meinem Leben.

S. 920. Das Leben des Königl. Preußischen Generals der Cavallerie Johann Adolph Freiherr von Thielmann.

Diese Lebensbeschreibung enthält manches Neue, was ich den Materialien verdanke, die mir der damalige Polizeisecretair von Cöln in Koblenz mit großer Gefälligkeit lieferte. Dieser junge Mann, ein Sohn des Kriegsraths von Cöln, jenes Verfassers der berüchtigten Zeitschrift Feuerbrände, welche so viel Gehässiges aus Preußens Unglückszeit 1806 und folgenden Jahren enthält, erlebte ein schweres Geschick. Früher in Preußischen Kriegsdiensten, worin er eine Offizierstelle in den Feldzügen 1813, 14 und 15 begleitete, erhielt er dann das obengenannte Civilamt, aus dem er, wenn ich nicht irre, 1826 wegen eines Vergehens, das in unüberlegter Ausfertigung eines Passes an einen Demagogen bestand, entfernt wurde. Auf seiner Durchreise nach Horn im Lippischen, seinem Geburtsorte, besuchte er mich in Elberfeld, wo er in den elendesten Umständen anlangte. Ich lernte in ihm einen sehr gebildeten, leider aber moralisch tief gesunkenen Mann kennen, da er dem Trunke äußerst ergeben war. Ich behielt ihn zwei Tage auf meine Kosten hier. Von Horn aus, wo er bei seiner betagten Mutter lebte, versah er unser Intelligenzblatt mit manchen guten Aufsätzen, die ihm Hr. B. auf meine Verwendung honorirte. Er bewies sich, so lange er in seiner Vaterstadt weilte, immer freundschaftlich und dankbar gegen mich. Da er sich nicht zu ernähren wußte und seiner bedürftigen Mutter nicht zur Last fallen wollte, so trat er als Lieutenant in ein holländisches, nach Batavia bestimmtes Infanterie-Regiment, wo er bald

nach dessen Ueberschiffung starb. Seine Mutter setzte mich durch ein rührendes Schreiben vom 4. Decbr. 1826 in Kenntniß davon. Da v. Cöln von uns ein Freiexemplar der Allgem. Zeitung bezog, so ersuchte mich seine Mutter, ihr doch dieses ferner zukommen zu lassen, weil sie darin ein Mittel zur Unterstützung in ihrer bedrängten Lage fände. Diese Wittwe eines früher so hochgestellten Mannes, wie der Kriegsrath von Cöln war, befand sich in einer so bedrängten Lage, daß, wer sollte es denken, der Besitz eines Freiexemplars einer Zeitung für sie eine nicht unbedeutende Unterstützung dadurch abwarf, daß sie mehre Familien gefunden hatte, die für eine bloße gemeinschaftliche Benutzung derselben jede ihr das volle Abonnement entrichtete. Ich war beschämt über die rührende Dankbarkeit, welche sie mir für diese, meinerseits so kleine Gefälligkeit, in mehren Schreiben ausdrückte.

1826. Jahrgang 1826. S. 1265. Biographie Johann Arnolds von Recklinghausen, ev.-reform. Predigers zu Langenberg bei Elberfeld.

Meine Studien der Landesgeschichte, welche mir diesen Prediger durch seine Reformationsgeschichte dieser Länder kennen und achten lehrten, gaben eine der ersten Ursachen ab, daß ich seine Biographie verfaßte, wozu mir sein Bruder, der Fabrikherr von Recklinghausen in Solingen, einige Materialien lieferte.

Weiter als diese drei Biographien sind keine von mir in dem Necrolog der Deutschen erschienen. Mehrmalen sehr freundschaftlich von dem Verleger zu ferneren Beiträgen, neben den alljährlich regelmäßig mir zugesandten Todtenlisten, aufgefordert, konnte ich mich nicht mehr dazu entschließen, weil diese kleine Arbeiten mir wegen des oft mühevollen und kostspieligen Herbeischaffens des Materials bei einem geringen Honorar weder Zeit noch Mühe einigermaßen lohnten.

1826. Die Verbindung, welche ich in Folge derselben mit Buchhändler Voigt angeknüpft hatte, gab Veranlassung zu folgendem in seinem Verlage von mir erschienenen Werke.

Portefeuille von 1813 u. s. w. von Norvins, das ich nach dem Französischen auszüglich, zwei Theile in einem Bande, bearbeitete. Dieses historisch-politische Werk, das 592 Seiten in sich faßt, ist, um der Concurrenz zu begegnen, von mir, in Gemäßheit eines diese Eile ausdrücklich bestimmenden Contractes mit Voigt, in zwei Monaten vollständig verfertigt worden, ohne besondere Gebrechen von dieser Eile davon zu tragen! Es ist in Murhards politischen Annalen sehr günstig beurtheilt worden, minder günstig in der Hallischen Literatur-Zeitung, welche mir zu viel Anhänglichkeit an Napoleon vorwirft, während Murhard trotz dessen, daß er sagt, er habe an mir einen selbstständigen Geist kennen gelernt, tadelt, daß ich den Charakter Napoleons nicht immer hoch genug gestellt habe! So verschieden sind die Ansichten, wenn sie sich nicht frei über einer Parthei halten. Das Buch ist übrigens im Allgemeinen mit so viel Antheil aufgenommen worden, daß die Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Hr. Voigt zahlte mir für diese Arbeit ein verhältnißmäßig gutes Honorar, das ich aber durch die ungewöhnliche Anstrengung sauer verdient hatte.

1827. Geschichte des Aufstandes der Neugriechen. Schwelm, bei Moritz Scherz, in Octav, 175 Seiten. Dieses Werkchen, mit ungemeinem Beifall aufgenommen und schnell vergriffen, verdankte jenen mehr der Zeit und Gunst der Sache, als seinem Werthe. Es trägt viele Spuren der Eile an sich, mit der es, nämlich in vierzehn Tagen, verfaßt wurde.

1827. Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Anekdoten aus dem Innern des Palastes von Napoleon u. s. w. von von

Bausset, 4 Bändchen, mit dem Bildnisse der Kaiserin Josephine. Landsberg a. d. W. 1827, bei Carl Gottfried Ende.

Meine Vorrede in diesem Werkchen zeichnet es, nach öffentlichen Beurtheilungen, vor allen seinen gleichzeitig erschienenen Brüdern, vortheilhaft aus, so wie die Uebersetzung denn für leicht und gut erkannt wird.

1828. Gelegenheits-Gedicht, betitelt: Des Sachsen Brüning, Drost von Elverivilla (Elberfeld) unter der Regierung Kaisers Otto I. Rückkehr in seine Residenz, den 21. Mai 1828, als der Grundstein zu dem neuen Rathhaus in Elberfeld von einem Ritter Brüning, Königl. Oberbürgermeister, gelegt wurde. Büschler'sche Buchdruckerei.

Geschichtliche Grundlage dieses Gedichtes. Unter der Regierung Kaisers Otto I. ist in der deutschen Geschichte von einer Fehde die Rede, welche zwischen Graf Eberhard von Franken und einem sächsischen Ritter, Bruningius genannt, Statt fand, und worin jenes Elvera-villa, Wohnsitz des Bruningius, zerstört wurde. Prediger Hengstenberg von Wetter an der Ruhr, der sich besonders in etymolischen Nachweisungen gefiel, hatte in einem im Westphälischen Anzeiger veröffentlichten Aufsatze die Entstehung des Namens Elberfeld aus obigem lateinischem Namen herzuleiten gesucht, (das elveri ist aber bekanntlich nichts anders, als Elmershausen an der Diemel, wie ich später in meiner weiter unten allegirten Landesgeschichte Theil I. Seite 169 ff. erwiesen habe) und dann aus feiner Schmeichelei gegen Oberbürgermeister Brüning, auch den Namen Bruningius mit diesem zu verschmelzen, so daß Stadt und Oberbürgermeister sich eines gleich alten Ursprungs, si fabula vera, zu erfreuen gehabt hätten. Da mir dieser Aufsatz bekannt war, so bediente ich mich Hengstenbergs

etymologischer Spielerei, um bei Gelegenheit eines wichtigen Tages für Stadt und Bürgermeister, nämlich die Grundsteinlegung eines neuen Rathhauses, den trefflichen Brüning mit folgendem Gedicht zu überraschen, dessen Verfasser er jedoch nicht kennen sollte, doch bald errieth.

Die Sonne steigt, der Erde Nebel fallen,
Hell liegt der Heimath theures Land vor mir.
Beginnt auf's Neue denn mein Erdenwallen?
Mein Elberfeld bist Du's? bin ich auch hier?

Hier stand'st du wohl? doch fehl'n die alten Thürme;
Wo sind die Mauern, die mir einst gehört?
Jahrhunderte entfloh'n — und ihre Stürme
Und zweimal Brand hab'n grausam sie zerstört!

Wie schön und anders hat es sich gestaltet,
Wie groß und neu! kaum ich mich erkennen kann.
Wer ist's, der hier an meiner Stell' nun waltet,
In meinem Sinn? Hört er auch im Blut mir an?

Was gibt's jedoch? man schmückt ja alle Hallen
Und in die Lüfte dringt der Glocken Klang,
Im Festzug seh' ich Deine Bürger wallen,
Und in den Straßen tönet Jubelsang.

Die wackern Meister der Gewerb' und Künste,
Woran so reich die Stadt, das ganze Land;
Was Staat und Kirch' geweiht zu ihrem Dienste,
Es folgt dem Zug nach Alter, Würd' und Stand.

Wohin? im langen Zug seh' ich sie wallen —
Den Grund zum neuen Rathhaus legt man dort.
Neunhundert Jahre sind seit mir zerfallen —
Nun leb' ich auch in dieser Schöpfung fort.

Ein Brüning, noch im Geist der alten Zeiten,
Wirkt da, wo Treu und Fleiß einst frisch erblüht;
Den Enkel seh' ich heut' ein Fest bereiten,
Zu dem zurück mich's auf die Erde zieht!

Mein Willkomm' mög' dich segnend dann erklingen,
Mit dir will ich des Festes mich erfreu'n!

Dem König Ruhm und Lob den Bürgern bringen,
Die ihrer Stadt dies schöne Denkmal weih'n.

Du schufst schon Viel des Guten und des Schönen,
Du folgest wohlgemuth dem innern Drang;
D'rum laß Dich heut als Meister festlich krönen,
Und lebe hoch und uns zum Wohl noch lang!

Doch still, ich seh' den Stern hernieder blicken,
Der fort mir winkt; die Erdenheimath flieht.
Lieb' für Dich nehm' ich, und freudiges Entzücken
Für Preußens Volk und seinen König mit.

1828. Europa im Jahr 1828, Broschüre von ... Seiten, Büschler'sche Buchdruckerei.

Die Bedrängniß der Weichselbewohner durch Wasserfluth veranlaßte mich, dem für sie in Elberfeld bestehenden Hülfscomité wie früher den unglücklichen Ueberschwemmten am Niederrheine, 150 Exemplare von dieser Schrift zu schenken. Ich erhielt ein Empfangsschreiben des Hülfsvereins, vom 9. Mai 1829, worin derselbe unter Anderem sagt: Daß Ew. . . bei der Noth der an der Weichsel bedrängten Bewohner gern nach Kräften beitragen, konnte dem unterzeichneten Verein nicht unerwartet sein. Mit inniger Freude haben die Mitglieder die schöne Gabe vernommen, die Sie u. s. w. Aus einem Theil der von dem Hülfsverein verkauften Exemplare wurden etwa 50 Thlr. gelöst. Ein Exemplar, das 7 Sgr. 6 Pf. kostete, wurde mit 1—10 Thlr. wegen des Zweckes bezahlt.

1829. 30. Subscription vom 1. März 1829, auf meine in der Weise'schen Buchhandlung in Oktav S. 289 erschienenen „Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westphalen" u. s. w. An diesem, meinem ersten größeren, ganz selbstständigen Werke hatte ich mit besonderer Vorliebe und dem Aufwande vieler Kräfte zwei Jahre gearbeitet, und — nicht vergebens! Ich darf wohl sagen, es gelang mir über Erwarten, und die überaus günstige Auf-

nahme, die es im Publikum und die höchst vortheilhafte Beurtheilung, die es vor dem Forum der Kritik fand, belohnten mich genügend für meine Anstrengungen.

Zwei vaterländische Blätter enthalten darüber die günstigsten Beurtheilungen.

Im Rheinisch-Westphälischen Anzeiger Nro. 33. Sonnabend, den 24. April 1830:

Vaterländische Geschichte, heißt es unter Anderm, Geschichte der Deutschen am Niederrheine und in Westphalen u. s. w.

Ein Buch, welches die Geschichte unserer Vorfahren, und insbesondere die Aufklärungen derselben, welche wir den neuesten gelehrten Forschungen verdanken, auf jeden Gebildeten des Volkes verständliche und ihn ansprechende Weise vorträgt, muß eine eben so erfreuliche als wünschenswerthe Erscheinung sein. Das vorliegende Werk ist eine solche, und eine um so erfreulichere, als es einmal für die niederrheinische und westphälische Geschichte in dieser Hinsicht die Bahn bricht, und als es zum Andern dieselbe in den Punkten auffaßt und darstellt, in denen jedes kräftige Volk am interessantesten ist, in seinem ersten Auftreten und in seiner ersten Entwickelung . . .

Der Verf. hat zuvörderst mit Aufmerksamkeit und selbstständiger historischer Kritik die leider nur wenigen vorhandenen Quellen mit Fleiß und richtiger Auswahl auch die neuern Werke über diesen Gegenstand studirt, und sodann das Resultat seines Studiums in einer faßlichen Darstellungsweise, in einer eben so verständlichen als angenehmen blühenden Sprache vorgetragen, u. s. w.

1830. Einladung zur Subscription auf nachstehendes Geschichtswerk: „Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg, von Karl dem Großen, bis auf die neueste Zeit," in drei Bänden. Elberfeld im Verlag bei C. J. Becker. — Dies Werk erschien 1 Theil

in ebenbemerktem Verlage 1830, die beiden andern Theile in Crefeld, Funke'sche Buchhandlung, erst 1835.

So hatte ich mit Liebe und Eifer mein Wort in dem Erscheinen dieses Werkes gelöst. Es ist von mir ganz auf die Quellen bearbeitet, deren ich in Verbindung mit dem Verleger, Hrn. Becker, dessen Thätigkeit und Uneigennützigkeit ich in dieser Hinsicht mich zu rühmen verpflichtet sehe, eine Masse von allen Seiten her, meistens durch Ankauf, beitrieb. Da alle diese Quellen in den Noten d. W. allegirt sind, so kann man über deren Reichhaltigkeit selbst urtheilen, noch mehr über die Zeit und Mühe, welche der Verf. auf das Werk selber verwandte.

Gesellschafter für 1830. Nro. 77 vom 12. Mai. Aus Westphalen. Die Weise'sche Buchhandlung in Elberfeld hat in diesen Tagen ein Buch ausgegeben, das sich zunächst auf westphälische Interessen bezieht, und das daher in einer Correspondenz aus Westphalen wohl nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Das Buch heißt: „Geschichte der Deutschen ꝛc." Der Verf., seit einer Reihe von Jahren Redacteur der in mehr als 2000 Exemplaren verbreiteten „Elberfelder Allgemeinen Zeitung" und bekannt durch mehre politische Abhandlungen, sowie durch frühere historische Versuche, hat mit tiefer historischer Gelehrsamkeit und mit unermüdlichem Fleiße in einer angenehmen wohl oft zu blühenden Sprache, und auf faßliche Weise Alles zusammengestellt, was von der Geschichte des Niederrheins und Westphalens aus jener Periode nur irgend ermittelt werden kann. Seine Arbeit wird daher ihren nächsten Zweck, ein allgemeines Lesebuch für die gebildete Classe zu sein, erreichen.

Hermann Nro. 104 vom 28. Dezbr. 1831: Unter den literarischen Erscheinungen Rheinland-Westphalens hat uns seit langer Zeit keine so angenehm überrascht, als:

„Regenten- und Volksgeschichte ꝛc. ꝛc.", welche

vor Kurzem . . . erschienen ist, und wir beeilen uns, alle Freunde des Vaterlandes darauf aufmerksam zu machen. Wenn irgend ein Werk Bedürfniß war, so war es eine pragmatische mit Geist, Sorgfalt und mit besonderer Berücksichtigung des Bildungsstandes unserer Zeit ausgearbeitete Geschichte obenerwähnter Länder. Während fast alle übrigen Distrikte des deutschen Vaterlandes ihren Geschichtschreiber fanden, war es, als ob die Schicksale und Thaten unserer speciellen Vorfahren der Darstellung unwerth wären, oder als ob es niemand unter uns wagen dürfte, sei es aus Mangel an Thätigkeit oder Furcht vor der fehlenden Theilnahme, sich unserer Geschichte anzunehmen. Daß es an Interesse für die vaterländische Geschichte nie gefehlt, beweisen zur Genüge die vielen Abhandlungen über einzelne Theile derselben, welche entweder besonders gedruckt, oder in besondern Zeitschriften niedergelegt sind. Von den bedeutenderen Schriften nennen wir . . .

Obengenannte Geschichte 2c., die als Vor- und Probearbeit dienen sollte, begründete nicht geringe Erwartungen. Und Referent muß gestehen, seine Erwartungen sind, als nun Hr. Knapp sein Wort löste, in der Hauptsache übertroffen worden. Fließende, ungekünstelte, allgemein faßliche, oft lebhafte, durchweg anziehend, — in einer im Ganzen edlen Sprache erzählt. Ueberall beurkundet der Verf. ein gründliches Quellen-Studium, vielseitige Gelehrsamkeit, ausgezeichnete Bekanntschaft mit der Literatur, gesunde Kritik, Unpartheilichkeit, Fleiß, Sorgfalt und innige Liebe zu seiner Arbeit: Eigenschaften, die den berufenen Historiker charakterisiren.

Jahrbücher von Pölitz, Juliheft 1832:

„Mögen die Rücksichten auf die literarischen politischen Interessen des Augenblicks entschuldigen, daß der Referent der beiden folgenden Geschichtswerken so spät gedenkt; die durch eine kernhafte Quellenforschung, durch kritischen Takt in Beurthei-

lung und Behandlung der Schriftsteller und Thatsachen einer zum Theil dunkeln Vergangenheit, durch freimüthiges Urtheil und einen lebendigen und kräftigen Styl sich auszeichnen.

Geschichte der Deutschen am Niederrhein u. s. w. Regenten- und Volksgeschichte u. s. w.

Nach der eignen Ansicht des Verf. war sein Zweck bei dem vorliegenden Buche . . . . . Gern bezeugt Referent dem Verf., daß er im Ganzen hinter seiner großen Aufgabe nicht zurückblieb. Besonders hat Referent den letzten Abschnitt, welcher die Verfassung der Franken (unter den Merovingern Karl Martell, Pipin dem Kurzen) den König, den Adel, das Volk, das Kriegswesen, die Städte, Bürger, Juden, Wissenschaften, Künste, Cultur und Sprache, den Handel und das Christenthum schildert, mit steigendem Interesse gelesen.

Mit dem Zeitabschnitte, mit welchem dies Werk schließt (mit Karl des Großen Regierung), beginnt das folgende:

Regenten- u. Volksgeschichte u. s. w....

Auszug. Literarisches Unterhaltungsblatt. Brockhaus, Leipzig, Jahrgang 1831, Heft vom 22. Oktober.

In Beziehung auf das Einzelne genügt uns zu erwähnen, daß der Verf. den durch fleißiges Studium ermittelten Stoff auf sehr passende Weise getheilt und geordnet hat, indem er nach einer Einleitung über den Ursprung und den Namen des deutschen Volkes zwei Abtheilungen macht, welche durch den batavischen Aufstand geschieden worden, und in jeder Abtheilung erst die Begebenheiten erzählt, und dann den Zustand des Landes und seiner Bewohner schildert.

Auszug aus der Halle'schen Literatur-Zeitung vom Mai 1833. Nro. 85.

Recensent tadelt den in der Vorrede vom Verfasser gewählten Ausdruck, daß er keine bedeutende

Urkunde glaubt vermißt zu haben. Dann fährt er fort: Wir bemerken dies nur, um einen übereilten Ausdruck des Verf. zu berichtigen, und wollen damit keinesweges andeuten, als hätte der Verf. seine Arbeit so lange ruhen lassen sollen, bis ihm die Benutzung archivalischer Quellen zugängig gewesen wäre, denn theils würde sich dann die Ausführung derselben wohl noch ziemlich lange verzögert haben, theils hat auch der Verf. durch fleißige Benutzung der ihm allein zu Gebote stehenden literarischen Quellen, d. h. der älteren Chroniken und sonstigen historischen Schriftsteller ein Werk geliefert, das seinem Zwecke im Ganzen vollkommen entspricht, und nicht nur dem bloß gebildeten Geschichtsfreund, für den es zunächst bestimmt ist, sondern auch dem eigentlichen gelehrten Historiker einen schätzbaren Leitfaden für den Handgebrauch darbietet.

Beim Mangel des eigentlichen Urkunden-Studiums hat der Verf. in anderer Hinsicht nicht nur die seiner Arbeit zum Grunde liegenden Geschichtswerke im Allgemeinen mit historischer Kritik benutzt, sondern auch bei einzelnen Gegenden, besonders in Hinsicht der zur älteren Geschichte gehörigen, und oft so schwierigen geographischen Bestimmungen, mit eigner, meist glücklicher Forschung beleuchtet.

Ergänzungsblätter der Jenaischen Literatur-Zeitung, Jahrgang 1833, Nro. 33.

Dieses Werk: „Geschichte der Deutschen ꝛc.“, ist die Einleitung des vollständigen Handbuchs der Geschichte der Länder Cleve u. s. w. — Das Werk ist aus den Quellen geschöpft, und der Verfasser hat sehr wohl bemerkt, daß fast allen einzelnen Staaten und deren größeren Provinzen eine gründliche Volksgeschichte fehlt. Wir haben einige gute Historiker, aber sonderbar ist, daß mehre derselben, wie Schmidt und Rommel, die Geschichte der beiden großen hessischen Staaten so langsam fördern u. s. w. — Zu schnell muß man von einem so gründlichen

Historiker, als Hr. Dr. Knapp, die Fortsetzung nicht erwarten, aber wohl, daß alle Freunde der Geschichte dieses treffliche Werk in ihre Bibliotheken aufnehmen werden. Der Verfasser hat den wahren historischen Styl, ist unpartheiisch und ertödtet seine Gedanken nicht in Worten, wie mancher Stylist.

Kaum war der erste Band meiner Regenten- und Volksgeschichte erschienen, so machte mir mein Verleger, Buchhändler Becker, den Vorschlag, die drei Bände auszüglich in einem Bande zu bearbeiten. Ich erfüllte seinen Antrag, allein das Manuscript erschien nicht im Druck, ungeachtet er mir das Honorar dafür redlich bezahlte.

1830. Die französische Juli-Revolution im Jahr 1830 gab der Buchhandlung J. Löwenstein und H. Büschler junior in Elberfeld Veranlassung, mich um eine augenblicklich zu liefernde gedrängte Darstellung derselben zu ersuchen. So erschien denn ein Werkchen, betitelt: Geschichte der französischen Revolution vom 27., 28. und 29. Juli 1830.

1835. Ein Raum von fünf Jahren liegt zwischen dem Erscheinen des ersten Theiles meiner „Regenten- und Volksgeschichte" und dem eben anzuzeigenden Werke: „Geschichte, Statistik und Topographie der Städte Elberfeld und Barmen, mit Bezugnahme auf das ganze Wupperthal, und die benachbarten Städte und Oerter, namentlich Solingen. 1835. In 8. W. Langewiesche in Iserlohn u. Barmen.

Die Ursache dieser scheinbar langen literarischen Ruhe lag darin, daß ich durch Vollendung des 2. und 3. Bandes meiner Regenten- und Volksgeschichte und durch Verfertigung des obenerwähnten Auszuges noch einige Jahre in Anspruch genommen wurde, endlich durch Veränderung meines Wohnsitzes und

daß auch auf die Abfassung des eben angezeigten Werkes viele Zeit darauf ging.

Das Werk wurde vom Publikum in einer solchen gemischten Stimmung aufgenommen, als kein anderes. Die schneidendsten Beurtheilungen dafür und dagegen sprachen sich aus, eifrige Lobredner und heftige Tadler wurden laut. Was war nun aber der Grund dieser besonders gereizten Stimmung, die bei Einigen bis zur Feindschaft sich steigerte, bei Andern kaum freundliches Benehmen hervorrief? Der Stoff der Arbeit, insoweit er der Statistik und Topographie zum Grunde lag, stand in zu naher Berührung zu den Privat- und städtischen Anlagen, sowie der Gewerbtreibenden und ihrer Persönlichkeit, deren Beurtheilung ich mir erlaubte, um nicht vielfältig anzustoßen, und — ich gebe das gern zu — auch zu irren.

1836. Niederrheinisch - Westphälische Geschichten von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Ein Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. Ferdinand Nohl in Schwelm, 1836. Dieses vaterländische geschichtliche Lehr- und Lesebuch enthält Erzählungen aus der Geschichte dieses provinziellen Bestandtheiles des Preußischen Staates, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Dasselbe genügt den gemäßigten Ansprüchen, die es nach seinem Titel und Umfange macht.

In den beiden bei M. Scherz und Ferd. Nohl in Schwelm erscheinenden zwei gemeinnützigen Unterhaltungsblättern befinden sich von mir mehre geschichtliche Aufsätze.

Viele Zeit und Mühe verwandte ich auf ein Handbuch der spanischen Sprache, auf die Sprachlehre der Madrider Akademie begründet, und mit einer reichen Auswahl von Belegen aus den spanischen Classikern aller Zeiten versehen. Das Manuscript ist vollendet, allein es harret noch auf seinen Verleger. — Meine schwere Krankheit hinderte

mich, den Plan einer „Geschichte und Statistik der Stadt und des Landgerichts Schwelm", wozu ich einige Vorarbeiten geleistet, auszuführen.

Redaction der Allgemeinen Zeitung.

Die Elberfelder Allgemeine Zeitung, deren Redaction ich übernahm, ist von dem Verleger, Herrn Büschler, mit dem Beginnen des neunzehnten Jahrhunderts begründet worden. Der Redacteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Eichholz, der über zwölf Jahre ihr in dieser Eigenschaft vorgestanden, brachte die Provinzial-Zeitung an sich. Auf ihn folgte in der Redaction der in vielerlei Hinsicht bekannte Adolph Follenius, der sie nur kurze Zeit redigirte, weil ihn das Geschick traf, als der Demagogie anhangend, plötzlich verhaftet und nach Berlin abgeführt zu werden. Seine Grundsätze vertrugen sich nicht mit den Vorschriften der preußischen Censur für eine Zeitung, mit welcher er in beständigem heftigem Kampfe lag, und es ist höchst wahrscheinlich, daß, wäre Follenius nicht durch jene Catastrophe von der Redaction entfernt worden, die Allg. Zeitung nicht lange mehr fortbestanden hätte. Liberal kann eine solche Angesichts der Pr. Regierung immer fortbestehen, allein diese kann nie zugeben, daß sie zur Verbreitung demagogischer Grundsätze diene. So geistreich und hochgebildet Follenius auch war, und in dieser Hinsicht ihm nicht leicht ein anderer Redacteur gleichstand, so wenig taugte er zu dieser Stelle, weil er Alles excentrisch behandelte, was das Publikum eben auch nicht besonders leiden mochte. Sein Nachfolger, Dr. Rauschnick, war sein ganzes Gegentheil. Ein geschickter Mann, aber unbeliebter Redacteur, weil er in keinen Artikel Leben und Interesse für das größere Publikum zu bringen verstand.

Als ich in Elberfeld eintraf, um die Redaction der Allg. Zeitung als Rauschnick's Nachfolger zu übernehmen, war mein erstes Bestreben dahin gerichtet, den Geist des Publikums möglichst kennen zu lernen, um in Berücksichtigung desselben, ohne darum, wenn er mit meinen Ansichten nicht übereinstimmte, diese aufzugeben, die Zeitung zu redigiren, zugleich aber keinen Augenblick meine Pflichten gegen eine Regierung außer Augen zu setzen, die ich innig hochschätzte, und unter deren Schutz ich in Zukunft friedlich zu leben gedachte, zugleich dadurch auch der Zeitung selber diesen Schutz zu bewahren. Diesem wohl überlegten Grundsatze blieb ich unerschütterlich getreu. Die angenehme Folge davon war, daß ich vom Publikum gerne gesehen, von der Regierung freundlich behandelt wurde, daß die Zahl der Abonnenten sich auffallend hob, und die Zeitung nie einer eigentlichen Gefahr bei der Regierung ausgesetzt war.

Es war jedoch keinesweges also eine Zeit, wie die andere, während des zehnjährigen Raumes meiner Redaction. Im Gegentheil störten bedeutende Wechselfälle nicht selten meine Ruhe, wie die des Verlegers. Die spanische Revolution 1823, die französischen, belgischen und polnischen Unruhen 1830 bildeten zwei Epochen, die uns viel zu schaffen machten.

Viel zu kämpfen hatte ich auch mit Hr. B. über die Aufnahme eingesandter oder von seinen Freunden ihm empfohlner Artikel, und darunter manche solcher, die Handelsgegenstände enthielten. Da uns selten was von Werth derartiger Dinge zukam, oft aber solche, die fade waren, nur Bekanntes wiederkauten oder durch bloßen Eigennutz, wie die letzteren, eingegeben, ja erdichtet waren, um darnach eine Erhöhung oder Verminderung der Waarenpreise zu begründen, so ließ ich sie oft, ohne Gebrauch davon zu machen, liegen, wenn dies auch den Beifall des Hrn. B. nicht hatte.

In Betreff eines anderen Gegenstandes, theilte

Hr. B. die entgegengesetzte Ansicht. Es hatte einer der ersten Fabrikherren, A. B . . . . hl, mir einen Aufsatz über die Vorzüge des französischen Rechts überbracht, welcher viel Treffliches zur Empfehlung desselben enthielt und sehr zeitgemäß war. Hr. B. verhinderte die Aufnahme dieses Aufsatzes, warum? weil — der Verf. sich am Schlusse des Ausdruckes bediente: Gott gebe, daß uns diese Wohlthat bleibe! Das von Hrn. B . . . . hl darauf Bezug habende Billet folge hier:

Herr Doctor Knapp!

Obgleich ich überzeugt bin, daß der Name Gottes bei der Belobung des öffentlichen gerichtlichen Verfahrens rc. rc. nicht mißbraucht werde, weil dasselbe, mehr als andere Prozeßordnungen, tausend Gelegenheiten zu Vergleichen und zum Frieden darbietet; so würde ich mich doch gerne zu der Abänderung des Schlusses meines Zeitungsartikels verstanden haben, wenn Hr. Büschler nicht versäumt hätte, mich von seinen Bedenklichkeiten in Kenntniß zu setzen. Darüber Erkundigungen einzuholen, war für einen engbrüstigen Schlechtfüßler des Laufens zu viel, um nicht ärgerlich zu werden; und voll Aerger über diese Versäumniß habe ich dem Hrn. Dr. Eichholz jene Abänderung gleich angeboten.

Daß Hr. Büschler nun dieses schönen Artikels und der königlichen Freude darüber beraubt worden ist, darüber habe ich mich bei Ihnen, Hr. Dr., hiemit höflichst entschuldigen wollen.

31. Decbr. 1825. A. B....hl.

Ergötzlich ist der Inhalt eines Schreibens aus Soest vom 14. März 1829, worin ein Kaufmannsdiener mir Folgendes vorstellt:

So eben erhalte ich in einem Anonymen die Drohung, eine Verbindung zwischen mir und einem Mädchen der gemeinsten Classe, durch ein öffentliches Blatt bekannt zu machen. Obgleich nun nicht die Elberfelder Zeitung hierzu namentlich angegeben ist,

so kann ich doch nicht umhin, Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamst zu bitten, im Fall eine desfallsige Anzeige dort zum Inseriren eingehen sollte, solche nicht zu berücksichtigen, und würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, selbige mir zuzusenden ....

Mit dem größten Vergnügen werde ich bereit sein, durch Gegengefälligkeit in Zukunft meine Dankbarkeit erkennen zu geben, um so mehr, da von dieser Bekanntmachung mein ganzes Leben abhängt.

Ein Schreiben aus Düsselthal vom 10. November 1829, womit mich der Schwiegervater des um die Erziehung religiös und sittlich verwahrloster Kinder, durch seine daselbst begründete Rettungsanstalt hochverdienten Grafen von der Recke Vollmarstein, Herr Graf Pfeil beehrte, sagt unter Anderm:

Im Vertrauen auf Ihre in Ihrer so allgemein bekannten und beliebten Zeitung so oft und klar ausgesprochenen menschenfreundlichen Gesinnungen, bin ich so frei, bei meinem Aufenthalte in hiesiger Gegend mich an Sie zur Beförderung des Wunsches zu wenden, meinen durch die Wasserfluthen des Monates Juni und Juli all des Ihrigen beraubten schlesischen Landsleuten auch in hiesiger Gegend einige Unterstützung zu verschaffen. ...

Ein Schreiben d. d. 1. Dezbr. 1830, unterzeichnet Br ..., enthält Nachstehendes:

Unter den wichtigen Ereignissen jetziger Zeit sind für den Theil Deutschlandes, in welchem bis jetzt eine Verfassungs-Urkunde entbehrt wird, diejenigen die wichtigsten, welche sich auf die Gründung oder Abänderung einer Verfassung, auf die Initiative dazu, auf die Einzelnheiten, die Schwierigkeiten und den Fortgang der deßfallsigen Verhandlungen beziehen. Sie werden sich um Ihre Leser verdient machen, wenn Sie diese Bemerkung berücksichtigen, und um dafür Raum zu gewinnen, die Schimpfreden der

Holländer ausstoßen, und sowohl die indirecten als directen Lobpreisungen des Absolutismus vermeiden.

Griechische Angelegenheit.

(Jahr 1826.)

Wenn ich der griechischen Angelegenheit, die im Jahre 1826 vorzüglich die Gemüther begeisterte, in einer eigenen Rubrik hier gedenke, so geschieht das nicht, um sie, die tausendmal besprochene und wieder besprochene, auch hier noch einmal zu besprechen. Sie hat seitdem längst schon, wie so vieles Andere, nicht der Erwartung gemäß ihre Erledigung gefunden. Allein da sie in meiner Redactionszeit einen Hauptabschnitt bildet, der für mein Herz wie meine Ehre gleich wohlthuend war, und einer längeren Aufbewahrung würdig ist, so finde ich mich veranlaßt, einiges darauf Bezügliche, in Thatsachen und Correspondenz, mitzutheilen, insofern es mich und meinen Beruf betrifft.

Von hoher und reiner Begeisterung für die Sache des unglücklichen Griechenvolks erfüllt, waren meine Gedanken Tag und Nacht darauf gerichtet, den ganzen Umfang meines Wirkungskreises zu Linderung seines Elendes und zum Beistand in seinem heiligen Kampfe zu benutzen. Mehre Aufsätze, die zu diesem Zwecke meiner eignen Feder entflossen, und andern fremden Blättern entlehnte oder mir zugesandte, folgten hinter einander in unserer Zeitung, und — alle — mehr oder weniger — trugen ihre schöne Frucht. Da sich indessen auch ein bergisch-märkischer Griechenverein gebildet hatte, der mit der liebevollsten Thätigkeit ununterbrochen wirkte, so gingen in Kurzem so bedeutende Summen bei demselben ein, daß er sich wohl denen mit Ehre anreihen konnte, die anderswo ins Leben getreten waren. Einen Beitrag lieferte ich wieder, wie früher bei den Wasserbeschä-

digten, durch eine zum Druck beförderte Uebersetzung eines 1825 im Constitutionel erschienenen Schreibens der Frauen aus Hellas an die europäischen Griechenfreundinnen, welches von mir dem bergisch-märkischen Griechenverein gewidmet, schnellen Absatz fand. Ich beschränke mich hier nur auf einige Mittheilungen aus den, bezüglich der griechischen Sache, mir zugekommenen Schreiben, um zu erweisen, welche Würdigung meine Gesinnnungen und Bemühungen in dieser Hinsicht fanden.

B., den 20. Mai 1826.

Herr . . .

Zuerst den verbindlichsten Dank des hiesigen Griechenvereins für die gefällige Note, womit Sie unsern früher eingesandten Aufsatz begleiteten, und der die freundliche Zusage enthielt, daß Sie gern auch ferneren Mittheilungen ein Plätzchen oder auch einen Platz in Ihrer Zeitung einräumen würden. Wir nehmen diese Zusage heute in Anspruch, indem ich Sie höflichst bitte, die einliegende Nachweise der hier eingegangenen Beiträge wörtlich aufnehmen zu lassen. Hoffentlich werden uns in den nächsten 8 Tagen noch mehre Gaben eingehen. Gott gebe nur, daß Sie genöthigt werden, Ihre gestrige Nachricht von (dem Falle) Missolunghis förmlich zu widerrufen!

Genehmen Ew. Wohlgeboren die aufrichtige Versicherung wahrer Achtung und Ergebenheit.

Fr. von E.

Die folgende Zuschrift, die mir nur gelegentlich in der griechischen Sache zugekommen ist, ist werthvoll für mich, da sie mein Benehmen gegen den Herausgeber eines mit dem unsrigen concurrirenden Blattes der Provinzial-Zeitung charakterisirt. Es lautet: Entschuldigen Sie es, geschätzter Herr College, daß die Rücksendung des von Ihnen mir gütigst mitgetheilten handschriftlichen Aufsatzes vom Hrn. Justizrath Schütte in Unna versäumt habe. Das Blatt hatte sich unter andere Papiere verschoben, und da-

her wurde ein paar Tage nicht daran gedacht. Ich danke Ihnen für die Mittheilung, und — aufrichtig gesagt — besonders dafür, daß Sie selbst aus einer Delikatesse, die ich zu schätzen weiß, die Aufnahme um einen Tag länger ausgesetzt, damit der Aufsatz in beiden Zeitungen zugleich erscheine.

Mit aufrichtiger Achtung Ihr
den 8. Juni 1826. ergebenster Dr. Eichholz.
(starb den 30. Mai 1832 am Schlagfluß.)

Wohlgeborner u. s. w.

An Eure Wohlgeboren — den bewährten Freund der bedrängten Griechen — sind wir so frei, uns mit der ergebenen Bitte zu wenden, die beikommende Gabe der hiesigen evang.-luther. Gemeinde von 54 Rthlr. 17 Stbr. gewogenst annehmen, selbige an die dortigen Comitee's abgeben und in Ihrer beliebten Allg. Zeitung verlautbaren zu wollen.

Wir freuen uns, eine Gelegenheit gefunden zu haben, Ew. Wohlgeboren unsern Dank für Ihre classische Vertheidigung der griechischen Angelegenheit, und den Ausdruck der großen Hochachtung darzubringen, womit wir sind

Ew. Wohlgeboren ergebenste Diener
Schwerte an der Ruhr, Die Pfarrer
den 9. Juni 1826. Dr. Bährens. Haver.

Da ich glaube, über den Geist, der mich bei der Redaction beseelte, durch die mitgetheilten Correspondenz-Artikel mich am besten gerechtfertigt zu haben, so hätte ich gerne auch noch Einiges über das Technische im Verfolge derselben gesagt, wozu mir jedoch der Raum abgeht.

Um jedoch soviel als diese Verhältnisse gestatten, davon zur Censur während meiner ganzen Redactionszeit zu sagen, kann ich mit Aufrichtigkeit im Allgemeinen diese nur loben. Die höchst achtbare Persönlichkeit des Censors, Landrathes Grafen von Seyssel-D'air, trug nicht wenig dazu bei. Einen geraderen und rechtlicheren Mann, als diesen, auch in

Bildung hochstehenden Beamten, gibt es nicht leicht. Er übersah bei Ausübung seines schwierigen Amtes eben so wenig die damit verknüpften Pflichten, als die Rücksichten auf das Fortbestehen eines Blattes, dessen Tendenz seine Achtung hatte. Kamen auch nicht selten, besonders in den mehrberührten aufgeregten Zeiten, die Vorschriften der Censur mit den Ansichten der Redaction in Konflikt, so begnügte sich Graf Seyssel doch meistens, in seinem humanen Sinne, mit einer einfachen, wenn auch auf die Gefahr weiterer Gesetzverletzung ernst aufmerksam machenden, schriftlichen oder mündlichen Erinnerung und dem Streichen eines anstößigen Artikels. Dabei darf ich aber auch die Bemerkung nicht übergehen, daß, wenn während der ganzen Periode meiner Redaction die Allgemeine Zeitung nie eine Ahndung der Regierung zu erstehen hatte, sie dieß auch zum Theil der ununterbrochenen Aufmerksamkeit zu verdanken hatte, die ich den Ansichten jener schenkte, die ich immer mit denen des Publikums in Einklang zu bringen strebte. Die Allg. Zeitung stand im Rufe der Liberalität, einer gemäßigten, versteht sich's, und behauptete sich dennoch, weil die Preußische Regierung, dem Publikum gar Manches nachgebend, nur darin streng war, daß sie keine Verletzungen von ihr anerkannter politischer Rechte, oder Beleidigungen gegen fremde Regierungen und ihre Beamten, wie überhaupt gegen alle öffentliche oder Privatpersonen duldete, und weil diese Rücksichten von mir stets geachtet wurden. Während mehre benachbarte Zeitungen, und einmal auch die Elberfelder Provinzial-Zeitung, aufgehoben oder suspendirt wurden, blieb die Allg. Zeitung ungekränkt. Daß sie darum keine servile war, bewies sich aus dem gleichen Beifalle, deren sie sich beim Publikum in einer wie der anderen Zeit, der ruhigeren wie aufgeregteren Zeit, erfreute. Hr. Büschler hätte diesen meinen langjährigen, treuen und thätigen

Antheil an dem Wohle seiner Zeitung um so weniger vergessen sollen, als zu gleicher Zeit sein Interesse befriedigt war. Dennoch entzog er mir die Redaction ohne Grund. Um vom ostensibeln Grund, nämlich meiner bei ihm gehäuften, bereits erwähnten Geldschuld zu sprechen, gestehe ich gern ein, daß ich meinen Credit bei Hrn. B. zu weit benutzt und daß ich in Gewährung desselben ihm viel zu verdanken hatte.

Daß ich der Redaction, wie ich nun weiter zu berichten habe, so unvermuthet durch ihn, durch seine Schuld, entzogen wurde, hatte für uns beide die nachtheiligsten Folgen, — für ihn, daß er 500 Thlr. an seiner Forderung an mich für anerkannte Entschädigung verlor, und — für mich, daß ich für die restirenden 300 Thlr., die ich ihm beim Austritte baar bezahlte, und zur Zahlung anderer Schulden einen Theil meiner Meubles und die meisten meiner so sauer erworbenen Bücher um ein Drittel ihres Werthes verschleudern mußte. Es hatte für uns beide aber diese gewaltsame Trennung einen noch größeren, für mich den größten Nachtheil, daß einer Seits, da Hr. B. mit meinem Nachfolger es so traf, daß er diesen noch vor dem ersten Jahre mit großer Entschädigung darangeben mußte, und mehre hundert Abonnenten unter ihm verlor, statt deren neue durch meine Entlassung zu erhalten, wie er in seinem Irrwahne meinte; ich meiner Seits aber im vorgerückten Alter brodlos ward, und schon nach wenigen Jahren, als noch andere Unfälle mich trafen, so herab kam, daß auch der Rest meiner Habe darauf ging.

Ich komme nun auf den eigentlichen Grund, warum Hr. Büschler so schnell mit mir brach, einen Grund, der in einer anderen Hinsicht eine freudige und wichtige Epoche in meinem Leben bietet, der ich

deßhalb denn auch eine eigne, die folgende Ueberschrift widme.

Gnadenbezeigungen des Königs u. s. w.

(Im Jahre 1830.)

Der Monat September des Jahres 1830 ist es, der jenen Zeitabschnitt beginnt, der für mein schriftstellerisches und moralisches Leben gleich denkwürdig ist.

Im Monate Mai vorher hatte ich von meiner „Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westphalen" Sr. Majestät dem Könige und Sr. K. Hoheit dem Prinzen Friedrich von Preußen ein Exemplar übersandt. Von diesem erlauchten Prinzen erhielt ich folgendes Empfangsschreiben.

Das mir mittelst gütigen Schreibens vom 25. Mai a. c. von Ihnen übersandte und von Ihnen herausgegebene Werk zur Förderung der historisch-geographisch-ethnographischen Kenntniß der Rheinisch-Westphälischen Provinzen habe ich bei meiner Rückkunft von London vorgefunden, und indem ich Ihnen für dessen Uebersendung als ein Zeichen Ihrer Zuneigung verbindlichst danke, verbleibe ich mit Achtung

Düsseldorf, den 9. Sept. 1830.

An Friedrich, Pr. v. Preußen.
Herrn Dr. J. F. Knapp in Elberfeld.

Freute ich mich über diese humane Empfangsbescheinigung des Prinzen Friedrich, so wurde meine Freude bald noch mehr gesteigert über nachstehendes Schreiben, dessen mich die Gnade unseres erhabenen Monarchen allerhöchst selbst würdigte.

„Ich habe die von Ihnen herausgegebene Geschichte der Deutschen am Niederrheine und in Westphalen, welche Sie am 18. Mai d. J. eingesandt haben, empfangen, und Ihnen Meinen Dank hierdurch zu erkennen geben wollen.

Berlin, d. 12. Sept. 1830. Friedrich Wilhelm."
An den Dr. Knapp zu Elberfeld.

Dieses allerhöchste Schreiben machte einen um so tieferen Eindruck auf mich, als denselben Tag, an dem es mir zukam, in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung ein Artikel gegen die Einsendung von Schriften u. s. w. an den König ohne vorher eingeholte Erlaubniß gerichtet, erschien, und darin also für mich auch ein indirekter Tadel enthalten war, da ich jene Vorschrift versäumt hatte; und ich demnach durch das gnädige Handschreiben thatsächlich bezeichnet war, nicht zu jener Kathegorie zu gehören. Ich schmeichelte mir um so mehr der Richtigkeit dieser Ansicht, als ich Folgendes erfuhr, das sich für mich eben so wichtig als ehrenvoll, zutrug.

Nachdem ich seit Jahren schon, eben so durch Ueberzeugung als durch Gefühl mit hoher Ehrerbietung und Liebe für den edelsten der Könige und mit aufrichtiger Achtung gegen die trefflich organisirte Staatsverwaltung erfüllt war, so traf es sich auch mehr als einmal, daß ich, nichts Anderem, als dem inneren Drange folgend, ohne irgend einen Schein von Interesse, in der Elberfelder Allgemeinen Zeitung diese meine Gefühle und Ansichten öffentlich aussprach, so einmal, in einer besonders wichtigen Epoche dieses Jahres, den 3. August.

Nicht bloß das Geburtsfest des geliebten Landesvaters, sondern auch die damit zusammentreffenden Unruhen in Frankreich und Belgien, gaben mir Veranlassung, ja machten es mir zur Gewissenssache, das Publikum von meinen Gesinnungen in Kenntniß zu setzen. Der befragliche, von mir gefertigte Aufsatz, lautete wörtlich so:

Elberfeld, vom 3. August. So erfreuen wir uns denn wieder des schönen Tages, der bei seiner jedesmaligen Wiederkehr alle ächte Preußenherzen mit den dankbarsten Empfindungen gegen die Vorsehung erfüllt, — des hehren Tages der Geburt unseres geliebten Königs!

Wie viele Erinnerungen einer beglückten Vergangenheit knüpfen sich stets an die Wiederkehr dieses Tages, wie viel herzerhebendes Neue für die Gegenwart und wie viele frohe

Hoffnung für die Zukunft senken sich mit ihm auf das Vaterland nieder!

Denn so wie uns Erstere so viel des Guten von dem Monarchen und Vater brachte, von Ihm, der in dem Glücke seiner Unterthanen lebt, so verspricht uns der Antritt eines neuen Lebensjahres, das Er in ungeschwächter Kraft und Liebe beginnt, auch nur Neues für unser Wohl. Wie glücklich fühlen wir uns darum, Ihm anzugehören, wie verpflichtet fühlen wir uns in Treue und Dankbarkeit besonders heute, Seiner zu gedenken, und in Gehorsam und Ergebenheit die Beschlüsse Seiner Regentenweisheit zu erfüllen.

Seit lange nicht sahen wir Preußen den theuren Tag mit so ganz besonders dankbar bewegtem Herzen wiederkehren, als heute, wo die unglückliche Aufacregtheit in einem benachbarten Staate zu so vielen ernsten Betrachtungen über den Unterschied in der innern politischen und sittlichen Lage unseres Vaterlandes Veranlassung gibt. Während dort ein böser Geist in seinem verderblichen Wirken Zwietracht zwischen Regierung und Unterthanen säet, und Partheien aller Farben die Grundfesten des Reichs erschüttern, während sie, trotz aller so theuer erkauften Erfahrungen von vierzig Jahren, um nichts weiser geworden, von Neuem das blutige Spiel unter sich beginnen, — herrscht die ungestörteste Ruhe in den preußischen Gauen, blühen und gedeihen unter dem friedlichen Scepter unseres milden und gerechten Königs, unter dem Schilde seiner weisen Gesetze und Institutionen, Gewerbe, Künste und Wissenschaften, erstarken bei dem Anblicke Seines frommen und reinen Lebens alle Bestrebungen für höhere Sittlichkeit und Religiösität im häuslichen und bürgerlichen Kreise. Während in jenem Staate alle politische und moralische Bande zu zerreißen drohen, welche die oberste Regierungsgewalt mit der Nation verbinden, bleiben sie bei uns in der alten Stärke und würden sie, wäre es möglich, immer mehr befestigen, allein dem Preußen ist dieß auch nicht ein, bloß durch die politische Gesetzgebung begründetes, sondern ein heiliges, in dem Innern der Gemüther entsprießendes Band, das von Generation zu Generation erstarkt und durch gegenseitige, gleich aufrichtige, Regenten- und Unterthanen-Liebe und Treue vor jeder Erschlaffung für alle Zukunft gesichert ist. Beim Preußen ist König und Vaterland nur eins, ein Mittleres kennt er nicht, und für König und Vaterland lebt und stirbt er mit gleicher Freudigkeit, wenn es Noth thut.

Sollte es in der großen Preußenfamilie auch nur einen entarteten Sohn geben, der andern Sinnes sein könnte, o der werfe nur einen Blick auf das finstere Chaos jenes schönen

mächtigen Reiches, dem die Natur so Vieles zu seinem Glü[ck] verlieh, und dessen es doch nie in friedlichem Genusse froh we[r]den kann, so wird er mit tiefer Scham sein Unrecht erkenne[n,] reuig an die Vaterbrust zurückkehren, und von neuer dankb[a]rer Liebe beseelt, nur im preußischen Vaterland den Mitte[l]punkt aller seiner Wünsche finden.

Er wird mit allen Preußen heute, an dem gemeinschaft[]lichen Festtage, aus vollem Herzen bitten: Gott erhalt[e] uns und Seinem Hause den ehrwürdigen Köni[g] und Vater bis zu Seinem höchsten Lebensalter!

Dieser Aufsatz wurde bei seinem Erscheinen in Berlin augenblicklich in die Allg. Preuß. Staatszeitung aufgenommen, und kam dadurch selbst zur Kenntniß hochgestellter Personen.

In der Zwischenzeit erhielt ich das Königliche Handschreiben. Einige Tage darauf ein Geschenk, das in einer kostbaren, ausgezeichnet schön gearbeiteten goldenen Tabacksdose bestand, mit folgendem Schreiben, d. d. Berlin den 16. Sept. 1830:

Ew. . . .

habe ich die Ehre, im Auftrag . . . die beikommende goldne Dose für den Herrn Dr. Knapp, den Verfasser des Zeitungsartikels ganz ergebenst zu übersenden. . . . ersuche Sie, Sie mochten die Güte haben, dem Dr. Knapp die Dose in . . . Namen zu überbringen. Ew. . . kennen den Eindruck, den der so gefühlvolle herzliche Artikel auf die . . . gemacht hat. . . . wünscht, dem Dr. Knapp einen Beweis Ihrer dankbaren Anerkennung der von ihm so trefflich dargestellten allgemeinen Gesinnung gegen unsern allverehrten König und Herrn zu geben und weiß kein würdigeres Organ, wie Ew. . ., dazu zu wählen, der Sie diese Gesinnungen selbst in so hohem Grade theilen und Zeuge des ersten Eindrucks waren, den . . . bei Lesung des Zeitungsartikels hatte u. s. w.

Ich kann nicht läugnen, das Geschenk der . . . erfüllte mich mit freudiger Rührung. So sehr dasselbe mir jedoch auch zur Ehre gereichte, als eine

höchst seltene Auszeichnung, so fühlte ich mich doch noch mehr über die Art und Weise erhoben, in welcher es mir dargereicht wurde. Die Sache erregte in der Stadt große Sensation, und ich darf wohl sagen, im Allgemeinen eine freudige und wohlmeinende. Den 12. November darauf übersandte mir der Geheime Kabinetsrath Albrecht auf Befehl des Königs die große goldne Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Hatte das Geschenk der goldnen Dose Aufmerksamkeit im Publikum erregt, so wurde diese noch um ein Bedeutendes durch die Königliche Verleihung der großen goldnen Medaille gesteigert, als diese noch an Wenige, und in unserm Lande bis jetzt noch niemanden verliehen worden war. Es konnte also nicht fehlen, daß man in Vereinigung dieser Umstände vermuthete, es stände mir eine nahe günstige Veränderung meiner Stellung durch eine Versetzung in irgend einen höheren öffentlichen Wirkungskreis bevor. Hr. Büschler besonders schien dies als eine Gewißheit anzunehmen, und benahm sich bald in einer solchen Weise gegen mich, daß ich nicht zweifeln konnte, er wolle, obwohl durchaus von mir in keiner Hinsicht dazu veranlaßt, meine Entfernung aus der Redaktion. Er nahm die Miene an, als beachte er nur mein Wohl, und sprach jeden Tag von nichts, als von den schönen Aussichten, die sich mir zu einer festen Versorgung darböten, von denen mich abzuhalten er es als eine Gewissenssache ansehe. Da ich mich bei dem Allen sehr ruhig hielt, ihn jedoch mehrmalen aufs Ernstlichste und auf Ehre versicherte, daß mir durchaus noch irgend keine Eröffnung der Art geschehen sei, und ich jedenfalls mit ihm, als dem Ersten und Einzigen, darüber zu Rathe gehen werde, so blieb doch dieß Alles fruchtlos, und ich sah mit Unruhe irgend einer baldigen Explosion entgegen.

So begann und verstrich das Jahr 1831, und es erfolgte nicht das Geringste, was auf Erfüllung irgend einer solchen Hoffnung Bezug hatte. Ich hatte keinen einzigen direkten Schritt in dieser Hinsicht gethan. Indessen beobachtete mich nicht nur Hr. B. mit Besorgniß, dem ich nichts von meinen Wünschen verschwiegen hatte, und obwohl ich ihm oft die Versicherung wiederholte, daß er in keinem Fall durch meine etwaige Entfernung anderswohin in die geringste Verlegenheit kommen würde, sondern er arbeitete auch in der Stille an meiner Entlassung, gleichviel, ob ich eine andere Versorgung hatte oder nicht. Diese mir immer als eine Gewißheit vorspiegelnd, glaubte er, mich zu einer Aufkündigung meiner Seits zu bewegen. Da ich mich aber nie, und vorsätzlich nicht darauf einließ, so setzte er allmählig die Rücksichten für meine Zukunft bei Seite, indem er nur Tadel und Unzufriedenheit mit meiner Redaktion zu erkennen gab. Schon im Februar 1831 bestand ich mit ihm einen schweren Kampf, als er zum ersten Mal auf meine Niederlegung der Redaction hindeutete. Doch da ich ihm mit großer Gelassenheit nachgab und zugleich ihn bat, mich doch nicht in einer für mich noch so unsicheren Zeit zu entlassen, ja mir für später sein Zutrauen nicht zu entziehen, weil eine anderweitige Versorgung mir noch als sehr zweifelhaft sich erweise, so schien er andren Sinnes zu werden, und das Jahr floß so ziemlich bis den Herbst dahin. Allein er beruhigte sich bloß darum so lange, weil er wirklich der Meinung sein mochte, ich würde eine amtliche Anstellung erhalten, wo er dann hoffen konnte, mich mit Ehren los zu werden. Als es aber beinahe eine Gewißheit geworden, daß jene nicht erfolgen werde, so hörte ich nichts mehr, als von auswärts eingegangenem Tadel über seine Zeitung und daraus täglich entspringende Verringerung der Abonnenten reden, und endlich — warf er mir meine Schuldenlast vor und

bezog sich auf die Gefahr, diese noch vermehrt zu sehen. Da es dabei zwischen uns im folgenden Winter zu extremen Worten kam, so blieb mir endlich nichts anders übrig, als nachzugeben und mit ihm in Unterhandlungen über meinen Austritt einzugehen. Dieser wurde durch Uebereinkunft vom 31. Dezember 1831 mit meiner Anerkennung von 300 Thlr. und Aufhebung aller An- und Gegenforderungen von beiden Seiten, — der Höherbelauf der Forderung Büschlers an mich, mit etwa 500 Thlr., ging als meine Entschädigung — ab, auf sechs Monate mit fortlaufendem Gehalte festgesetzt.

Er schrieb mir unter dem 19. Dec. 1831:

Auf Ihr heutiges Schreiben nehme ich an, nemlich die darin von Ihnen vorgeschlagenen Bedingungen, unter welchen Sie in sechs Monaten aus der Redaktion meiner Zeitung scheiden.

Ew. Wohlgeboren

Ergebenster
Büschler.

Da diese Angelegenheit nun in so weit beendigt war, trat für uns Beide keine Ruhe ein, für mich nicht, wegen der Sorgen um meine Zukunft, für ihn nicht, was Büschler nochmals treffend charakterisirt, wegen der Furcht, ich möchte die noch übrigen sechs Monate zum — Nachtheile seiner Zeitung benutzen, und endlich die mir zur Last gebliebenen 300 Thlr. nicht bezahlen!

In dieser seiner zweifachen Besorgniß erließ er an mich den 16. März 1832 ein weitläufiges und in seiner Art merkwürdiges Schreiben. Nachdem er sich darin, jedoch mit gemäßigtem Tone, nochmals, vielleicht das zehnte Mal, über meine Schuld expectorirt und sich in Vergleichsvorschläge über die Zahlung der 300 Thlr erschöpft hatte, sagte er: daß Ihre

Schuld bei mir so groß wurde, konnte nur schaden, meine Wünsche blieben dabei unberücksichtigt, und so wuchs dieselbe bis über 800 Thlr. an. Unsere fast vierteljährige Berechnungen in dieser Angelegenheit schützen uns nicht, und so konnte ich nicht mehr fortzahlen, so durfte ich es länger nicht mehr thun, und ich hielt es nun überhaupt für gut, Ihnen die Redaktion meiner Zeitung aufzukündigen. ...

Da ich befürchtete, Sie bekämen vielleicht!!! wegen eines Berufes nach Düsseldorf oder Berlin früher Nachricht, wie es doch sehr leicht kommen kann, so fragte ich bei Hrn. Dr. Ungewitter, dem ich die Redaction meiner Zeitung übertragen hatte, wie Sie wissen (?), ob Hr. Dr. Ungewitter auch wohl früher hier eintreten könne, ich würde solches dann näher bestimmen. Darauf schrieb derselbe, er würde auf jeden Fall gleich kommen u. s. w. Dies wäre Ihnen wegen Ihrer andern literarischen Arbeiten und Einrichtungen wohl recht angenhm!

Diese Anzeige auf sich beruhen lassend, gab ich Hrn. B. keine Antwort, und — Ende Monates März war mein Nachfolger Dr. Ungewitter, wie dieser mir selbst sagte, dem Hrn. B. geschrieben hatte, er könne ihn nicht länger entbehren, bereits hier angelangt, und wunderte sich sehr, zu hören, daß ich noch 4 Monate engagirt sei und ihm die Redaction vor dem 15. Juni nicht abtreten werde!

Ich nahm nun, um der Sache ein Ende zu machen, den 15. April, auf meinen Geburtstag, wo ich das 52ste Lebensjahr antrat, und zugleich obenerwähnte 300 Thlr. abtrug, meinen Abschied, gegen Ausbezahlung des noch restirenden zweimonatlichen Gehaltes, den ich dann ohne Arbeit in Ruhe verzehren konnte. So verlor Hr. Büschler sein Geld, nicht ich, es lag ja nur an ihm, die ganze Summe, die mein

Austritt ihm kostete, zu sparen, wenn er mich in seinem Brode behalten hätte.

Zu vieler Genugthuung gereichte mir nachstehendes Schreiben, welches der Königliche Landrath Herr Graf von Seyssel D'Aix, in seiner mehr erwähnten Eigenschaft als Censor der Elberfelder Zeitungen, an mich erließ, als ich ihm meine Niederlegung der Redaction anzeigte. Es folge hier zum Schlusse über diese Angelegenheit.

Wohlgeborner, sehr geehrter Herr Doctor!

Nur mit Bedauern kann ich das Ausscheiden Euer Wohlgeboren aus der Redaction der hiesigen Allgemeinen Zeitung aufnehmen.

Die Pünktlichkeit, womit Dieselben dieß Geschäft seit einer Reihe von Jahren vorgenommen, das Zutrauen, was Sie zu jeder Zeit, besonders aber in der jüngeren so bewegten, mir bewiesen haben, alles dieß werde ich nicht vergessen, und ersuche ich Eure Wohlgeboren ergebenst, sich dafür meines aufrichtigen Dankes versichert halten zu wollen.

Unter der Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen

Elberfeld, Ew. Wohlgeboren
d. 1. April 1832. ergebenster Diener
An v. Seyssel,
Herrn Dr. Knapp Wohlgeboren. Landrath.

Fernere Schicksale.

(Von 1832—1839.)

So befand ich mich denn wieder nach Verlauf von zehn Jahren ohne bestimmten Broderwerb! Ob-

wohl meine Lage nicht so drückend als damals war, weil ich mich wenigstens im Besitze einiger geistigen und materiellen Mittel befand, eingebürgert und geehrt in meinem errungenen neuen Vaterlande, um die Hoffnung hegen zu dürfen, in irgend einer Weise mein Fortkommen zu finden; so war dies doch immer nur eine unsichere Hoffnung, indem eine anderweitige Anstellung auf fixen Gehalt mich darüber allein beruhigen konnte. Diese lag aber sehr ferne von mir, um so mehr, da ich bereits zu einem Alter vorangeschritten war, wo dieses schon ein Hinderniß dazu ist. Auf den schriftstellerischen Erwerb allein beschränkt, konnte ich darin, obwohl mein literarischer Ruf gut war, nur ein sehr mäßiges und noch dazu precaires Auskommen finden, während ich bei meinen Bemühungen darum schon einen nicht unbedeutenden Theil meines geringen Vermögens, das in nichts als Büchern und Meubeln bestand, worauf noch Schulden ruhten, zuzusetzen in Gefahr stand. Meine Sorgen dieserhalb waren demnach nicht gering und noch von dem unangenehmen Gefühle begleitet, mich einem Wirkungskreise entrissen zu sehen, der mir durch das damit verknüpfte Angenehme weniger schätzbar war, als durch das Nützliche, welches ich darin leisten konnte und wirklich geleistet hatte.

Vor meiner Niederlegung der Redaction der Elberfelder Allg. Zeitung, als diese jedoch entschieden war, hatte ich nicht unterlassen, die Vermittlung eines wohlwollenden Freundes um eine Anstellung bei irgend einem Staatsinstitute in Anspruch zu nehmen, und ihm nichts über das Unangenehme meiner Lage verschwiegen. Er antwortete mir unter Anderem Folgendes:

Berlin, d. 17. Jenner 1832.

. . . .

Ich darf Sie, mein werthester Freund, nicht erst versichern, daß ich mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen werde, Ihren Wunsch zu erfüllen.

Ueber meine Theilnahme an der Wendung Ihrer Verhältnisse kein Wort weiter! Gott gebe Ihnen kindliches Vertrauen in seine Führung und leite Sie zu einem gesegneten Ziele desselben!

Hierauf erlaubte ich mir, meine Wünsche und Hoffnungen, neben einer aufrichtigen Schilderung meiner Lage, in einem direkten Schreiben ... vorzutragen. Ich wurde einer Antwort gewürdigt, worin es unter Anderm heißt:

Ich habe aus Ew. Wohlgeboren vom 24. v. M. von Ihrer durch Mißverhältnisse herbeigeführten gegenwärtigen Lage mit um so größerem Bedauern Kenntniß erhalten, als ich mir das Vergnügen versagen muß, Ihre Wünsche, in Betreff einer Ihren Fähigkeiten entsprechenden Anstellung durch meine Vermittlung zu befördern. .. Ich gebe Ihnen anheim, sich mit Ihrem Gesuche unmittelbar an des Königs Majestät zu wenden, und zweifle nicht an der Gewährung desselben, wenn hierzu nur irgend Gelegenheit ist. Ich wünsche aufrichtig, daß die Allerhöchste Entscheidung Ihnen Beruhigung und Zufriedenheit gewähren möge.

Berlin, den 4. Februar 1832.

Man kann sich denken, daß ich nicht einen Augenblick versäumte, die in diesem Schreiben enthaltene Andeutung zu befolgen und an den König ein unmittelbares Gesuch um eine Versorgung gelangen zu lassen. Ich durfte hoffen, auch dieserhalb eine directe Königliche Entscheidnng zu erhalten, allein ich täuschte mich. Die Sache ging ihren ganz gewöhnlichen Gang, und schneller, als ich erwarten konnte, erhielt ich nachstehende ministeriale Zurückweisung:

Auf Ihre zu verfassungsmäßiger Verfügung an das unterzeichnete Ministerium remittirte Immediat-Vorstellung vom 15. dieses Monats wird Ihnen hierdurch eröffnet, daß das Ministerium keine Gelegen-

heit hat, Ihnen die Ihren Wünschen angemessene Anstellung zu verschaffen.

Berlin, den 27. Februar 1832.

Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

An den Unterrichts-Abtheilung
Dr. der Philos. Hrn. Knapp Nicolovius.
zu Elberfeld.

Auch von diesem fehlgeschlagenen Versuch beeilte ich mich, genannten Freund in Kenntniß zu setzen, und nochmals seinen Rath über etwaige weitere Schritte einzuholen. Diesen versagte er mir auch diesmal nicht in einem Antwortschreiben vom 15ten März 1832 datirt, das ich gleichfalls wörtlich hier aufnehme.

Ew. Wohlgeboren

traurige Lage hat nicht aufgehört, mich zu beschäftigen. . . . kann von dem Grundsatze, für niemand zu interveniren, nicht abgehen.

Anderweit habe ich mich bemüht, aber — vergebens. Jetzt bleibt nur Eins übrig. Wenden Sie sich nochmals an Se. Majestät mit einem Schreiben, in dem erzählen Sie 1) den Gang der Sache und die abschlägige Antwort des Ministerii, 2) stellen Sie so kurz als thunlich ihre Noth vor und flehen Sie den König an, daß Se. Majestät in Rücksichtnahme des Gnadengeschenks, das Ihnen zugekommen, Sie in Ihrer gegenwärtigen Noth nicht gänzlich verlassen möge.

Ob ich dieserwegen mitwirken könne, steht nicht in meiner Gewalt. Ist es möglich, so werde ich es von Herzen gern thun. Aber immer wird Ihnen meine ganze Theilnahme bleiben. . .

Auch dieser letzte von mir gethane Schritt hatte den frühern Erfolg. Es ward mir eine abermalige Entscheidung desselben Ministeriums, folgenden Inhaltes:

Ihr Immediat-Gesuch vom 28. v. M. ist eben-

falls zur verfassungsmäßigen Verfügung an das unterzeichnete Ministerium remittirt worden. Dasselbe kann es nur bedauern, Ihnen eröffnen zu müssen, daß ihm keine Mittel zu Gebote stehen, aus denen Ihnen die erbetene außerordentliche Unterstützung gewährt werden könnte.

Berlin, den 12. April 1832.

Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

An den Hrn. Dr. Knapp zu Elberfeld.

Altenstein.

Da ich auch mit diesem Versuche gescheitert war, so wollte ich auch, an jedem Erfolg zweifelnd, keinen weiteren Schritt dieser Art unternehmen. Wie schmerzlich jedoch meine Gefühle bei dem Fehlschlagen aller meiner Hoffnungen, die, wie gewiß jeder unbefangene Leser meiner Geschichte eingestehen wird, nicht, wie man zu sagen pflegt, aus der Luft gegriffen waren, verletzt wurden, bedarf keiner Erinnerung.

Meine Lage gestattete mir jedoch nicht, in müßiger Ruhe zu bleiben, ohne in anderen Wegen Versuche zur Verbesserung derselben zu machen; ich habe darum noch zu erwähnen, daß ich mich mit einer Bitte an den K. Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Freiherrn v. Pestel, um eine Geldunterstützung wandte — abermals vergebens, wie es aus dessen hier folgendem Schreiben erhellet.

Euer Wohlgeboren kann ich in Erwiederung auf das Schreiben vom 28. v. M. unter Wiederanschluß der Anlagen bei der Theilnahme, welche Ihre Lage mir einflößt, nur mein Bedauern äußern, daß mir zu der nachgesuchten Unterstützung, wie zu dem Darlehn keine Fonds zur Disposition stehen, und ich so außer Stande bin, Ihren Wünschen zu entsprechen.

Mit besonderer Hochachtung v. Pestel.

Coblenz, d. 3. Sept. 1832.

An den Dr. der Philos. Hrn. Knapp, Wohlgeboren zu Elberfeld.

Um mit diesem Gegenstande zum Ziele zu kommen, will ich zum Schlusse einer Entscheidung, obwohl ich sie ein Jahr später von dem K. Oberpräsidenten der Provinz Westphalen, Freiherrn von Vincke, erhielt, doch hier eine Stelle einräumen. Mein veränderter, in dieser Provinz gelegener Wohnsitz, berechtigte mich zur Eingabe einer Bittschrift bei dieser obern Behörde, um wo möglich eine Anstellung zu erhalten, die mir immer mehr Noth that. Die Entscheidung folge auszüglich.

Mit Bedauern habe ich aus Ihrer Zuschrift vom 20. d. M., deren Beilagen wieder zurückfolgen, die ungünstigen Verhältnisse, in welchen Sie sich befinden, ersehen. So gern ich zur Verbesserung Ihrer Lage nun auch beitragen möchte, so fehlt mir jedoch leider hiezu jede Gelegenheit. . .

Münster, den 28. Dezbr. 1833.

Der Ober-Präsident Vincke.

Ich glaube durch alle diese Mittheilungen zur Genüge erwiesen zu haben, daß, schlugen auch alle meine Versuche bei der Staatsbehörde um eine Anstellung fehl, ich es an denselben ebenso wenig hatte ermangeln lassen, als ich sie nicht ohne begründete Hoffnung gemacht hatte. Sie schlugen aber fehl, und meine Verlegenheit darüber war natürlich nicht gering. Ich habe Dem nichts weiter zuzusetzen, als daß ich im Vertrauen auf Gottes ferneren Beistand, der mir noch nie in der Noth ausgeblieben war, mich zu fassen suchte und darauf dachte, wie und in welcher Weise ich, auf meine Persönlichkeit allein verwiesen, diese nicht zu Schanden kommen lassen und mir selbst durchhelfen wolle. Zwei Wege standen mir dazu offen, entweder meine Zeit und Thätigkeit allein dem Literarischen, verbunden mit Unterricht-Ertheilen, zu widmen, oder ein anderes Gewerb zu ergreifen. Beide schienen mir für sich allein nicht genügend, und so glaubte ich endlich am Besten zu thun, wenn ich sie mit einander ver-

einigte. Da jedoch in Elberfeld bei dieser Lage der Dinge mir der Aufenthalt zu kostspielig war, so beschäftigte ich mich damit, anderswohin zu verziehen. Düsseldorf, Köln oder Bonn lagen mir am meisten am Herzen, allein ohne irgend im Besitze von Geldmitteln zu sein, schien mir die Verlegung meines Wohnsitzes dahin zu gefahrvoll; endlich entschied ich mich für die kleinere Nachbarstadt Schwelm aus folgenden Gründen: Miethe und andere Bedürfnisse waren hier wohlfeil, die Nähe des Wupperthales hielt mich für den Nothfall in leichter Verbindung mit meinen Freunden und Bekannten, ich konnte in tiefer Zurückgezogenheit und ohne Belästigung meinen Beschäftigungen obliegen, und war der Ort gleich nicht geeignet zu einem einträglichen Unterricht-Ertheilen, so schadete mir darin auch keine Concurrenz, und endlich konnte ich hier am ungestörtesten, wie ich vor hatte, mich allenfalls auf irgend ein Gewerb legen. So entschied ich mich denn für Schwelm und da ich meine Schulden berichtigt hatte, zog ich im Herbste 1832 dahin. Ich kann nicht läugnen, daß ich mit schmerzlichen Gefühlen Elberfeld verließ, das ich als meine zweite Vaterstadt aufrichtig liebte, und wo ich während eines Decenniums nur Gutes genossen hatte. Ich verließ Elberfeld mit folgendem Zeugnisse der städtischen Behörde:

Herr Johann Friedrich Knapp, Doctor der Philosophie, hat sich während seines hiesigen, mehr denn zehnjährigen Aufenthaltes, gesittet und ordentlich betragen und sich die Achtung der Behörde erworben.

Sein Abgang von hier wird bedauert und mit dem Wunsche begleitet, daß es ihm überall gut gehen möge.

Elberfeld am 31. October 1832.

Der Oberbürgermeister Brüning.

Schluß- und Abschiedswort.

So hätte ich denn einen, lange Jahre in der Tiefe meines Herzens geheim getragenen Wunsch erreicht, meine Lebensgeschichte liegt vollendet im Drucke vor mir und wird in die Hände Derer übergehen, die durch ihre Unterstützung das Erscheinen derselben möglich machten. Bin ich nun schon aus diesem Grunde den zahlreichen Subscribenten rings um meinen Wohnsitz, aus dem Bergischen und Märkischen Lande (32 Städten und Oertern), vorzüglich in den beiden, mir gleich theuren Städten, Elberfeld und Barmen, zu warmem Danke verpflichtet, so wird dieser nicht wenig noch durch die wahrhaft humane Theilnahme gesteigert, mit der Männer höheren wie mittleren Standes mir beim persönlichen Einsammeln der Unterzeichnungen, das durch Alter, Kränklichkeit und andere Leiden erhöhte Mühselige desselben erleichterten. Mit reiner Freude benutze ich demnach die sich mir darbietende Gelegenheit, diesen Dank hier gerade an der dazu geeignetsten Stelle auszusprechen, von dem Wunsche begleitet, daß der Inhalt des Buches nicht ganz jener Theilnahme unwerth sein, ja dazu beitragen möge, das dem Selbstbiographen so viele Jahre geschenkte Wohlwollen auch für die Zukunft zu bewahren.

Die Biographie, obgleich ihre Bogenzahl weit die versprochene überschreitet, litt dennoch in der Zweiten Abtheilung durch unerläßliche Abkürzungen viel Noth. Mit Leidwesen mußte ich auch meinen Wunsch wegen Mangel an Raum unerfüllt lassen, Mehr, als hier geschieht, über mein Leben in Schwelm mitzutheilen. Es wäre nicht so ganz unwerth der Aufnahme, wie vielleicht Manche denken mögen. Denn die sieben Jahre, welche ich in dieser mir werthen Stadt wohnte, sind bedeutend an Wechselfällen von Glück und Unglück. Gesund an Geist und Körper, mit dem nöthigen Materiellen zu mei-

nem Fortkommen, kam ich dahin, mit siechem Körper und niedergeschlagenem Gemüthe, ja in beider Hinsicht der völligen Auflösung nahe, verließ ich Schwelm, um später noch mehr herabgedrückt zu werden. In den ersten Jahren ward mir das Angenehme, durch Sprach-Unterricht und Vorbereitung einiger Jünglinge für die Militairprüfung, endlich durch schriftstellerische Arbeiten nützlich zu sein und mein Auskommen zu finden; der öffentlichen Achtung in der Stille zu genießen, wozu ich unter Andern mit Vorliebe die mir einmüthig bewilligte Aufnahme in die mit den trefflichsten Mitgliedern gezierte Gesellschaft Erholung rechne; eine Einladung zur Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthums-Freunde nach Nürnberg zu erhalten (1833); durch den Besuch einer meiner Schwiegersöhne und Neffen erfreut zu werden; im Jahre 1836, während des Monates Juli mit meinem lieben Brandes Rheinbaiern zu durchreisen, wo ich das Glück hatte, Kinder, Enkel und einen Bruder zu sehen! — Kaum in Schwelm zurück fing ich an zu kränkeln, was sich in den ersten Tagen des Januars 1837 für eine schwere Brustkrankheit entschied, die mich an den Rand des Grabes brachte. Ganz arbeitsunfähig geworden und dadurch nicht bloß aller Subsistenzmittel beraubt, sondern auch mit erhöhten Ausgaben belastet, fiel ich in Zahlungsunvermögen, das bei gerichtlicher Verfolgung einiger Gläubiger, deren Befriedigung ich mein ganzes Habe opferte, endlich in völlige Armuth überging, wobei natürlich meine Gesundheit, trotz des guten ärztlichen Beistandes, zerrüttet blieb, wie sie in vermindertem Grade es noch heute ist. Und dennoch führte mich das Alles zu nichts als Gutem, ja zum Höchsten, wornach des Menschen stetes Streben gerichtet sein sollte, nämlich zu der mir klar gewordenen Erkenntniß, daß der Mensch außer Christus nichts, in ihm und durch ihn aber Alles ist und

vermag! Erlangte ich in dieser Weise, betend und ringend unter Krankheits- und Gemüthsschmerz, den Frieden mit Gott, so darf ich nicht übergehen, daß jenes Leiden zugleich mein Vertrauen auf gute Menschen neu belebte.

Als ich krank, arm und verlassen in der einsamen Wohnung schmachtete, wohin mich die erwähnte Verfolgung einiger Gläubiger verwiesen hatte, und das Nothwendigste zu entbehren anfing, da traten hier, zu gleicher Zeit von zwei Seiten, edle Männer, die Einen dem Richter-, die Anderen dem Geistlichen- und Kaufmannsstande angehörend, in Verein, in dessen Folge durch Unterzeichnung alle meine Bedürfnisse auf sechs Monate gedeckt wurden. Ihnen, so wie andern Gleichgesinnten von Elberfeld, Remscheid und der Ruhr, aus Iserlohn, Hagen, sogar aus Berlin, Leipzig, dem Lippischen wie aus dem Nassauischen und Darmstädtischen — ich nenne keine Namen — die mich später kräftig unterstützten, verdankte ich mein Fortkommen, bis es eine andere Richtung gewann.

Mein Schlußwort sei nun: Der Herr vergelte diesen Freunden in der Noth, da ich es nicht vermag!

K.